This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

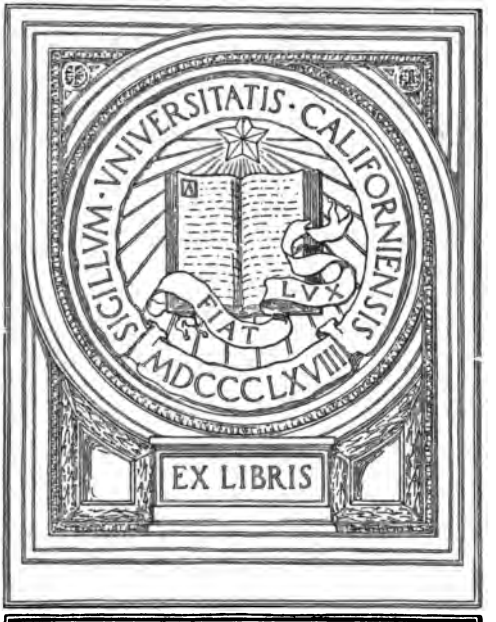
Über Google Buchsuche

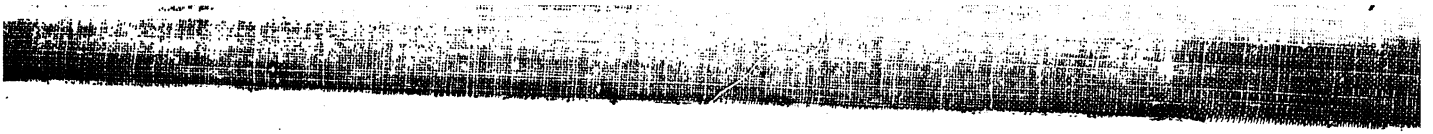
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 181 312

Otto Bremer.
3.9.97.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·





Tschechische Gänge.

Böhmische Wanderungen und Studien

von

Dr. Richard Andree.

Mit einer Sprachenkarte Böhmens.

Bielefeld und Leipzig,

Verlag von Velhagen & Klasing.

1872.

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

SEP 12 1994

DB199
A6

UNIV. OF
CALIFORNIA
Bancroft Library

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Streifzüge durch Deutsch-Böhmen 1
Tetschen. — Wie die Gegend germanisirt wurde. — Die böhmische Nordbahn. — Die Eisenbahnen und die Nationalitäten. — Holzarchitectur. — Das deutsche und das slavische Wohnhaus. — Böhmisch-Kamnitz. — Das Bier und die Tschechen. — Die Deutschen und die Industrie Böhmens. — Die Glasindustrie. — Haida. — Versöhnungstabor im Bezirk Weißwasser. — Tschechische Studenten. — Schembera und Liebelt. Umsturz der Geschichte. — Böhmisch-Leipa. — Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Leiden der deutschen Sprache.

Das deutsche und das tschechische Sprachgebiet 38
Feststellung der Sprachgrenze seit dem dreißigjährigen Kriege. — Beispiel, wie die Germanisirung durchgeführt wurde (Chotjeschau). — Die Deutsch-Böhmen sind wesentlich Abkömmlinge deutscher Einwanderer. — Deutsche und tschechische Schädel. — Sprachgrenze um 1700 nach Phrosinus. — Gebiet der Deutschen und Tschechen. — Gemischte Ortschaften an der Sprachgrenze. — Schwankungen an der Sprachgrenze. —

Beraun und Karlstein 57
Eine Stellwagenfahrt von Prag nach Beraun. — Beraunner Spießbürger. — Tetin. — Sonderbare Reliquien. — Die Burg. — Marschall von Bassompierre. — Niklas Wurmsers Malereien. — Die Katharinakapelle. — Der Thurm. — Die Kreuzkapelle, Nachbildung der Grabkapelle im Titurel. — Der Maler Theodorich. — Die St. Wenzelskrone und was damit zusammenhängt. — Verwüstung der Burg. —

M41042

Seite

Die Tschechen und die Schule 88
Die Schulbildung bei den Deutschen und Slaven in Preußen. — Schulbildung bei den verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs. — Niedriger Zustand unter den österreichischen Slaven. — Schulbildung in Böhmen; höherer Zustand bei den Deutschen. — Germanisirung der Schulen Böhmens unter Joseph II. — Tschechisirung in der Gegenwart. — Sprachenzwanggesetz von 1865. — Trennung des polytechnischen Instituts in Prag. — Die Prager Universität unter dem Gesichtspunkte der Tschechisirung. — Urtheil des Russen Pigorow über deutsche Hochschulen. — Zustand der Volksbildung in Rußland. —

Slavische Annectirungen 106
Das Althüttener Eisenwerk und der fromme Knecht Fridolin. — Annectirte Irländer. — Anakreon ein Slave. — Jan Kollars altslavisches Italien. — Die Hansa ist slavisch. — Die Bamberger Tschernebog-Götzen. — Tommasino von Modena. — Gluck und Karl Maria von Weber sind Tschechen. — „Gott erhalte Franz den Kaiser" eine tschechische Melodie. — Die Tschechen haben die Buchdruckerkunst erfunden. — Die Slaven haben Amerika entdeckt. — Bohuslaus von Hassenstein und Kaspar von Sternberg. — Wenzel Hollar. — Belisar ein Slave. — Die Reformation ist slavischen Ursprungs. — Die Deutschen haben auf geistigem Gebiete gar nichts geleistet. —

Hussitisches und Kirchliches 128
Die Hussiten in Swata. — Trennung der tschechischen und deutschen Protestanten. — Nationaler Charakter des Hussitenthums. — Deutschenhaß des Hus. — Moderne Hussiten. — Jesuitenhetze. — Katholizismus und Hussitismus. — Hussfeier. — Eine russische Stimme über den nationalen Hus. — Der tschechische Landgeistliche und seine nationale Wirksamkeit. — Der alte slavische Gottesdienst und neue Bestrebungen für denselben. — Tschechisirung der Budweiser Diözese. —

Juden und Tschechen 146
Verbreitung der Juden unter Romanen, Germanen und Slaven. — Starke Vermehrung der Juden. — Verbreitung der Juden in Böhmen. — Semiten und Indogermanen. — Zur Geschichte der Juden in Böhmen. — Der böhmische Dorfjude. — Die Juden und die Sprache. — Judenhaß der Tschechen. — Hetze-

Seite

reien der tschechischen Presse. — Der Přibramer Silberdiebstahl. Die große Judenhetze 1866. —

Der Adel und seine Herrschaften 184

Germanisirung des tschechischen Adels. — Feudale Interessen. — Sittenschilderung des alten Adels nach Chelčitzky. — Untergang des nationalen Adels 1620. — Der neuböhmische, kosmopolitische Adel. — Wie die Schwarzenberg nach Böhmen kamen. — Das Compagniegeschäft mit den Tschechen. — Charakteristik des heutigen Adels. — Der Großgrundbesitz. — Wald und Wild. — Das Proletariat auf den Herrschaften. — Die böhmischen Beamten. — Nachtheile der Latifundien. — Der slavische Genius und der Großgrundbesitz. —

Die Unsicherheit und die fahrenden Leute in Böhmen . . 208

Landtagsklagen über Unsicherheit und Vagabondiren in Böhmen. — Der Großgrundbesitz und die Proletarier. — Alte Klagen über tschechische Rohheit. — Konrad Celtes und die Tschechen. — Wie Professoren insultirt werden. — Abraham a Santa Clara's Urtheil. — Prager Flamendr. — Die tschechische Presse und der Pöbel. — Statistik der Verhaftungen in Prag. — Wallfahrten. — Zigeuner. — Slowaken. — „Komedianti". — Das tschechische Marionettenspiel vom Dr. Faust. —

Nationale Kleinstädter 229

Die nationale Bewegung auf dem platten Lande. — Böhmen und das Städtewesen. — Physiognomie der tschechischen Landstädte. — Die Gesellschaftsklassen. — Vereinswesen. — Tschechische „Nationaltracht". — Eine Beseda. — Tschechisch oder Böhmisch? — Panslavistische Anklänge. — Renegaten. — Wechselbeziehungen der deutschen und tschechischen Sprache. —

Tschechische Dörfer und Bauern 253

Physiognomie der Dörfer. — Die Felder und ihre Bewirthschaftung. — Einfluß des deutschen Ackerbaues. — Folgen der Leibeigenschaft. — Chalupen. — Bei einem Gemeindevorstand. — Licht- und Schattenseiten. — Musikliebe. — Tschechische Nationaltänze. —

Vorwort.

Von allen den Kämpfen der Rassen und Stämme, die noch mit geistigen Waffen auf Oesterreichs Boden ausgefochten werden, berührt uns Deutsche im Reiche keiner näher, als jener der Deutschen und Tschechen in Böhmen und Mähren. Mitten hineingeschoben in unser Land ist das Kampfgebiet: Schlesien, Sachsen, Bayern begrenzen es, zahlreich sind die Verbindungen herüber, hinüber; bis vor fünf Jahren noch bildete Böhmen einen Theil des deutschen Bundes. Seine Geschichte ist tief verwoben mit der unsrigen; von deutschen Kaisern, denen Böhmens Fürsten tributpflichtig waren, erhielten die Herrscher des Landes die Königswürde; oft war die Krone Böhmens und jene des heiligen römischen Reiches deutscher Nation auf einem Haupte vereinigt; das Erbmundschenkenamt gebührte Böhmens Fürsten. Von Böhmen aus hat mehr als ein großes geschichtliches Ereigniß seinen Schatten oder sein Licht auf Deutschland ausgebreitet, hier begann der dreißigjährige Krieg, hier erglänzte auf blutiger Wahlstatt Deutschlands neuer Stern hell und freudig.

Mit Recht nennt der Tscheche das Land ein irdisches Paradies. Ja, fehlte der Mensch, aus Herzensgrund würden wir

einstimmen, — aber der Frieden des Paradieses, hier ist er nicht zu finden, hier erfüllt nur Haß und Zorn, schmerzhaftes Aufschreien, wildes Kämpfen und Ringen, Herrschsucht und rohes Vergewaltigungstreiben des Menschen Brust. Hier sind die Begriffe „Eintracht" und „friedliches Zusammenwirken" völlig zu Schanden geworden, hier giebt es kein Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens mehr, auf dem die beiden das Land bewohnenden Stämme noch gemeinschaftlich wirken. In Kirche und Schule, im politischen und socialen Leben, auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe: Trennung, Haß, Kampf! Was den einen befriedigt, beleidigt den andern, — kein Ausgleich erscheint, so wie jetzt die Dinge liegen, möglich, kein ersprießliches Nebeneinander ist denkbar, — bis die Gewalt gesprochen haben wird.

Wer, wie der Verfasser des vorliegenden Buches, längere Zeit in Böhmen gelebt, und versucht hat, mit Land und Leuten sich vertraut zu machen, der wird sich gestehen müssen, daß wir Deutschen keine bittereren, unversöhnlicheren Feinde besitzen, als die Tschechen, deren Treiben sich nicht etwa gegen die Deutschösterreicher allein richtet, sondern gegen das ganze deutsche Volk, die heute den Franzosen ein Memorandum vorlegen, in welchem der Plan zur besten Zertrümmerung Preußens erörtert, morgen, wenn die österreichische Idee unter ihnen in Mißcredit kommt, an eine Umwandlung Böhmens in ein russisches Bollwerk denken. Beiträge zur Kenntniß jenes Feindes zu liefern, der als vorgeschobener Ast des Slaventhums mitten unter uns sitzt, die Kämpfe, welche das Deutschthum in Böhmen besteht, zu schildern und diesem unter den Deutschen des Reiches neue Freunde zu werben, ist der Zweck meiner Schrift. Ein hervorragender Deutschböhme

hat den Verfasser einmal für einen verkappten Tschechen gehalten, das will sagen: ich habe mich bestrebt, so weit es ging, unparteiisch zu sein und auch die Lichtseiten der Tschechen anzuerkennen. Wenn aber, wie in der Gegenwart, das Treiben der Tschechen immer maßloser, ihre Vergewaltigungssucht immer schroffer, das Mißbrauchen der mit Hilfe der Ultramontanen und Feudalen erzielten Majorität immer ungerechter wird, da wird es zur Pflicht, diesem Gebahren ohne Zögern scharf gegenüberzutreten. Der Vorwurf der Halbheit wird mich daher wohl nicht treffen.

Ueber die befolgte Rechtschreibung slavischer Namen bin ich noch einige Bemerkungen schuldig, die um so mehr am Platze sind, als, je mehr wir uns mit slavischen Dingen beschäftigen, desto unerquicklicher die Anarchie und Verwirrung in der Orthographie slavischer Wörter im Deutschen wird. Es hat dies seinen Grund in zweierlei Ursachen, einmal in der großen Unbekanntschaft mit den slavischen Sprachen, die bei uns überhaupt vorhanden ist, dann wieder darin, daß die slavischen Sprachen mehrere eigenthümliche Laute haben, die dem Deutschen fehlen und mit unsern Schriftzeichen nicht wiederzugeben sind. Dazu kommt noch, um die Verwirrung voll zu machen, daß die einzelnen slavischen Völker unter sich verschieden schreiben, ganz verschiedene Schriftzeichen anwenden. Ich ziehe es nun vor, wo slavische Wörter in ihrer Originalform vorkommen, wo Citate angeführt werden, diese auch nach slavischer Weise zu schreiben, wie wir englische oder französische auch ja überall in ihrer eigenen Schreibart wiedergeben. Wenn hier und da einmal der Accent versäumt wurde, so ist dieses für deutsche Leser ohne Bedeutung. Im Verlaufe der übrigen Darstellung aber kann ich mich nicht entschließen, die

ſlaviſche Schriftbezeichnung da zu wiederholen, wo eine gleichwerthige deutſche vorhanden iſt. Dieſes bezieht ſich auf folgende Laute.

Unſer tſch iſt tſchechiſch und wendiſch č, polniſch cz. Die Ausſprache iſt hier wie da vollkommen dieſelbe. Ich ſchreibe alſo nicht Čechen oder gar Czechen, ſondern Tſchechen. Ebenſo verhält es ſich mit unſerm ſcharfen ſch, für das die Tſchechen š, die Polen sz ſetzen; daher iſt zu ſchreiben Schumawa, und nicht Šumava (Böhmerwald). Ferner ſetzt der Slave das Zeichen c, wo unſer z ſteht, und beides iſt gleichwerthig. Das ſlaviſche z dagegen ſtellt ein weiches ſ vor, und iſt, um eine falſche Ausſprache zu verhüten, auch ſo wiederzugeben. Welche Inconſequenzen entſtehen nicht daraus, daß man, wie gewöhnlich im Deutſchen, das cz der Slaven in unſre Schreibweiſe überträgt! Häufig wendet man es ſogar falſch an, ſchreibt Czar, was geſprochen werden müßte Tſchar; während dieſes Wort für Kaiſer, aus Caesar entſtanden, ſlaviſch Car geſchrieben und Zar geſprochen wird.

Anders liegt das Verhältniß bei der Wiedergabe ſolcher ſlaviſcher Wörter, die Laute enthalten, für welche wir im Deutſchen keine Zeichen beſitzen. Dahin gehört zunächſt ž. Dieſes iſt der weiche ſch-Laut, welcher der deutſchen Sprache fehlt, aber im Franzöſiſchen vorhanden iſt (jamais, jardin). Schlötzer ſchrieb dieſen Laut in ſeinem Neſtor sh, und Manche ſind ihm gefolgt, man kommt aber hiermit aus der Schwierigkeit nicht heraus und wird durch das engliſche sh verleitet, ihn wie ſch auszuſprechen, was falſch iſt. Erman, im Archiv für wiſſenſchaftliche Kunde Rußlands, ſchrieb das franzöſiſche j nur curſiv, um es von unſerm j zu unterſcheiden, was auch ſeine Schwierigkeit hat. Lepſius in

seinem Standard Alphabet (London 1855) behielt die Bezeichnung des ž bei, und damit überwindet man alle Schwierigkeiten. Ganz falsch aber wäre es, diesen Laut durch das deutsche sch wiedergeben zu wollen, wie man z. B. auf Karten findet Schebrak statt Žebrak. — Das tschechische ř, polnisch rz, ist ein weiches, zusammengezogenes rsch, läßt sich aber durch dieses nur im Auslaut gleichwerthig im Deutschen bezeichnen (Hirsch) und muß daher für An- und Inlaut beibehalten werden. Wer es nicht sprechen kann, möge es durch einfaches r wiedergeben, wie es auch in den übrigen slavischen Sprachen geschieht. Dieser ř-Laut ist übrigens erst ziemlich spät in die tschechische und polnische Sprache eingedrungen. — ñ im Tschechischen, aber nicht häufig vorkommend, ist gleich dem spanischen, nasalen ñ; d' und t' bedeuten dj und tj. — ě ist ie, doch gesondert gesprochen und durch „je" wiederzugeben. — Das tschechische ů wird doppellautartig zusammengezogen, wie ou, au, oder auch u gesprochen. — Noch ist zu erwähnen, daß man bei russischen Namen, die auf ow endigen im Deutschen, nach dem Vorgange der Franzosen, ein off setzt; also Demidoff statt Demidow. Das ist gänzlich falsch. Denn einmal kennen die Slaven keine Doppelconsonanten, und dann tritt im Genitiv sofort der w-Laut hervor, wenn auch das ow im Nominativ wie off klingt.

Dr. Richard Andree.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Streifzüge in Deutsch-Böhmen.

Wer von Dresden kommend die böhmische Grenze überschreitet und den Bodenbacher Eisenbahntunnel im Rücken hat, fühlt sich in eine neue Welt versetzt. Es sind nicht die Steuerbeamten, das Kreuzergeld und die fremdartigen Uniformen, die unterscheidend wirken, nein, schon die ganze Luft, das ganze Wesen ist hier einigermaßen slavisch imprägnirt. Bis zu diesem Grenzpunkt dringen auch die italienischen Fremdwörter vor, die durch Oesterreichs politisches Verhältniß zu Italien in die deutsch-österreichische Sprache eingeführt wurden, noch mehr aber das Tschechische. Obgleich Bodenbach ein ganz deutscher Ort, hört man doch die hierher versetzten Beamten häufig ganz tschechisch sprechen; das zweisprachige Land macht sich sofort bemerkbar. Allzu lange ist es auch noch nicht her, daß diese Gegend germanisirt wurde.

Drüben auf jähem Fels liegt am Elbstrom Schloß Tetschen, tschechisch Dečin, das nach dem einst hier ansässigen slavischen Stamme der Detschiner den Namen trägt. Es ist ein modernisirter, nüchterner, casernenartiger Bau. Der goldene Querbalken im blauen Felde über dem Schloßthore zeigt das Wappen der Familie Thun; es ist identisch mit dem Wappen der Stadt Thun in der Schweiz, denn von dort oder aus Tirol stammt die adlige Familie, welche jetzt den Tschechen

und dem Feudaladel so unverzagte Vorkämpfer liefert. Wir wissen, daß im Jahre 1511 der tschechische Adlige Herr Nikolaus Trtschka von Lipa diese Herrschaft um 8000 Schock Prager Groschen kaufte, sie aber schon fünf Jahre darauf an die sächsischen Herren von Salhausen abtrat, und zwar aus einem sehr characteristischen Grunde. Tetschen gefiel ihm nämlich nicht mehr „wegen der schlechten Wege und vielen Deutschen". Von den Salhausen kam Tetschen an die gleichfalls sächsischen Bünau und damit vollzog sich eine unaufhaltsame Germanisirung der Gegend. An die Thun gelangte die Herrschaft erst 1628 und begünstigen diese auch jetzt das slavische Element, so ist doch von einer Wiedergewinnung Tetschens für die Tschechen keine Rede.

Von Tetschen ab nach Osten hin führt eine der jüngsten böhmischen Bahnen, die Nordbahn, die einen guten Theil des industriellen deutschen Nordostens im Gebiete der Reichenberger Handelskammer durchzieht. Noch vor einem Jahrzehnt war Böhmen außerordentlich arm an Eisenbahnen. Es ließ in dieser Beziehung sich mit den benachbarten Ländern Sachsen, Bayern oder Schlesien keineswegs vergleichen; denn nur zwei Bahnen, die von Bodenbach und Reichenberg quer durch das Königreich nach Mähren führten, waren vorhanden. Der Verkehr wurde noch im großartigsten Maßstabe mit Frachtwagen auf den allerdings gut unterhaltenen Landstraßen geführt. Dann baute man, vor etwa neun Jahren, um die Verbindung mit Bayern herzustellen, die Westbahn. Wieder eine Pause, bis nach dem Jahre 1866 das Eis gebrochen schien, Project sich auf Project drängte, und vorzugsweise der industrielle deutsche Norden des Landes mit einem ziemlich dichten Bahnnetz überzogen wurde, welches namentlich nach Sachsen hin immer vollständiger wird.

Haben Deutsche oder Tschechen diese Bahnen gebaut? Demjenigen, der mit böhmischen Verhältnissen nicht vertraut ist, wird eine

solche Frage seltsam erscheinen. Aber sie ist es keineswegs, denn fast selbstverständlich ist diese Frage „eine wohl aufzuwerfende", da die Zeit lange vorüber ist in der von beiden Stämmen etwa eine Arbeit gemeinsam unternommen wurde. Kaum denkbar erscheint es, daß sie an einem Strange ziehen könnten, sei es nun in politischer, volkswirthschaftlicher oder geselliger Beziehung, so sehr haben die Gegensätze sich verschärft und zugespitzt. Nun, während die Tschechen sich mit den hohen Fragen eines verschimmelten Staatsrechts, mit Declarationen, Volksversammlungen und Petardenwerfen, gelegentlich auch mit der Auffindung neuer alter Schriftdenkmäler beschäftigten, komödiantenhafte Trachten ersannen und in ähnlicher Weise die Cultur förderten, haben die Deutsch-Böhmen, bei aller nationalen und politischen Thätigkeit auch ihrerseits, ruhig auf praktischem Gebiete fortgearbeitet. So sind denn die Eisenbahnen Böhmens zum größern Theil ihr Werk. Wo in Böhmen das Capital eine Rolle spielt, da muß man die Tschechen nicht suchen. Hiebei kommen nur die Deutschen und der Großgrundbesitz in Betracht. Die armen Tschechen haben keine Schätze gesammelt, aber unter ihnen geht die Sage: daß die Capitalien, welche die Deutschen besitzen, von diesen ihnen eigentlich geraubt seien, und daß gelegentlich auch auf diesem Feld ein „Ausgleich" angebahnt werden müsse, natürlich mit Dreschflegeln und Kolben. —

Dem leidigen Börsenspiel entgehen die Tschechen auf diese Weise wenigstens, denn noch haben wir keinen Curszettel gesehen, auf dem tschechische Actien oder gar Staatspapiere notirt gewesen wären; sie halten sich vorderhand noch an die fünf Zahlen des kleinen Lotto, das in Böhmen so eifrige Verehrer findet. Wir dürfen nicht ungerecht sein, bei den Tschechen wird noch alles von der „Racentheorie" absorbirt, sie haben keine Zeit, sich mit nützlicheren Dingen zu beschäftigen.

Mir war es ein heimlicher Genuß die Nordbahn noch nicht in den Reisehandbüchern verzeichnet zu finden, denn so konnte man mit ihr noch unbelästigt vom Schwarme der Touristen in Gegenden gelangen die unserm Thüringen oder dem Harze, was Naturschönheiten und liebliche Scenerie betrifft, sich ebenbürtig an die Seite zu stellen vermögen. Während die sächsische Schweiz — wie man prätentiös das niedliche Meißener Hochland nennt — überfüllt ist von Vergnügungsreisenden, thut sich hier, in der unmittelbaren Nähe derselben, eine paradiesische Gebirgslandschaft auf, in der idyllische Ruhe noch nicht zur Sage geworden. Bald in sanft und schön abgerundeten dem Auge schmeichelnden und bis zur Spitze bewaldeten Kuppen, bald in herrlichen Kegelformen liegen ringsum zerstreut, oder zu kleinen Gruppen sich zusammenschließend, hier die Basaltberge, welche aus dem tertiären Gebiete der Niederung aufsteigen und so charakteristisch für einen großen Theil Nordböhmens sind. Es sind die jüngsten eruptiven Gebilde des Landes, die erst aus dem Erdinnern sich erhoben als die riesigen Grenzwälle Böhmens schon lange erstarrt waren. Wenden wir uns von der Grenzstation Bodenbach nach Osten, recht in das Herz dieses basaltischen Gebiets hinein, so steigt, alle andern Berge überragend, der schöne Phonolithkegel des Kleis (2400′) bei Haida und weiterhin bei Waltersdorf die Lausche (2470′) vor uns empor. Munter strömen durch die gesegnete gut cultivirte Landschaft die krystallklaren Gebirgswasser, die letzten Zuflüsse der Elbe am rechten Ufer auf böhmischem Boden.

Wir haben das malerische Elbthal im Rücken und fahren mit der Nordbahn in östlicher Richtung weiter. „Wem gehört der Boden hier?" Er ist herrschaftlich! Gehört den Thun, lautet die Antwort. Das ist gleich einer der Gegensätze, der uns auffstößt, nachdem wir das benachbarte Sachsen verlassen, denn in fast ununterbrochener Linie erstreckt sich hier Herrschaft an Herrschaft. Wie wenig bleibt dem

Bauern und Bürger zwischen diesen Latifundien übrig, was er sein eigen nennen kann! Die Thun sind meist eifrige Tschechen. Man wundere sich nicht, die deutsche Abstammung thut hier nichts zur Sache, denn das Standesinteresse überwiegt. Weiterhin, wo das vielthürmige, malerisch gelegene Städtchen Bensen uns freundlich begrüßt, gehört Grund und Boden gleichfalls den Thun; daran reihen sich die Besitzungen der Fürsten Kinsky; es folgt eine Herrschaft der Kaunitz, und so fort ins unendliche, ganz Böhmen umfassend. —

Was dem Wanderer in dieser von Fremden so wenig besuchten Gegend zunächst auffällt, das ist die durchgängig herrschende Holzarchitektur. Wohl fehlt es nicht an trefflichen Bausteinen, aus denen auch die neuen Häuser aufgeführt werden, aber im allgemeinen ist Stadt und Dorf aus Holz erbaut. Aus Norddeutschland kommend, wo neben dem soliden Steinbau höchstens noch der Fachwerkbau herrscht, und zwar in der Tiefebene, wo Steinmangel ist, fühlt man sich schon hiedurch in eine andere Welt versetzt. Und beide Stämme, Deutsche wie Tschechen, bauten bis vor kurzem wesentlich mit Holz, wenn auch in sehr verschiedener Weise. Es ist das Verdienst Prof. Gruebers in Prag, die Unterschiede der deutschen und der slavischen Bauart in Böhmen zum erstenmal gründlich nachgewiesen und mit den ethnographischen Verhältnissen in Einklang gebracht zu haben. Schindeldächer hat die Stadt Prag heute noch in Menge aufzuweisen, sogar in den Hauptstraßen; hölzerne Häuser, Capellen und Glockenthürme trifft man in den meisten Landstädten, und wenigstens die Hälfte der böhmischen Bauernhäuser besteht noch immer aus Holz. Im slavischen Osten Böhmens längs der slavisch-mährischen Grenze herrscht der vermischte Block- und Pfahlwandbau mit mittelsteilem Dach. Diese Bauart ist eine ausschließlich slavische, deren mittlere Linie von Semil über Jaromjersch gegen Landskron hinzieht, und sich von hier aus in verschiedenen Richtungen verzweigt. Längs der

Iser und obern Elbe haben sich zahlreiche Gebäude dieser Art erhalten, sehr schöne in Rovensko, Starkenbach, Nachod, Reichenau und Wildenschwert. Das Städtchen Solnitz, welches durch glückliche Schickung von Feuersnöthen und Restaurationen verschont blieb, besteht heute noch ganz aus zierlichen Holzhäusern. Dieser slavischen Bauart entgegengesetzt tritt im Südwesten der Blockwandbau mit flachem Dache, die bekannte Alpenbauart, auf. Sie ist auf den südwestlichen deutschen Grenzstreifen beschränkt, und zieht sich, der Landesgrenze folgend, von Neumarkt über Winterberg gegen Budweis hin. Genau fällt sie zusammen mit dem bayerisch-österreichischen Stamm, der aus Bayern und dem Erzherzogthum nach Böhmen übergreift. Mundart, Trachten, Bauweise stimmen hier durchaus überein, und bestätigen, was auch theilweise historisch sich nachweisen läßt, wie die dort im Südwesten Böhmens lebenden 170,000 Deutschen unvermischt germanischen Stammes sind. Bei Taus und Klentsch, wo die tschechische Sprache am weitesten nach Westen reicht — dort überhaupt ist die ultima Thule aller Slaven — wird das slavische Haus wieder angetroffen. Aber schon nördlich von Taus, wo die deutsche Zunge wieder anhebt, beginnt auch der deutsche Fachwerkbau, welcher sich von Ronsperg aus über Kladrau, Mies gegen Jechnitz verzweigt, dann der Egerlinie folgend bei Leitmeritz über die Elbe setzt, und in einem allmählich dünner werdenden Streifen über Reichenberg durch das Riesengebirge hinzieht. In dem ganzen Gelände, welches durch die Landesgrenzen und die angegebene Linie umschrieben wird, herrscht ausschließlich der Fachwerkbau, der im Egerlande und einigen Partien des Erzgebirges eine sehr beachtenswerthe Durchbildung erfahren hat. Wir befinden uns auf unserm Streifzug im nordöstlichen Theile dieses architektonischen Gebiets.

Wer noch ein Städtchen ganz aus Holz erbaut kennen lernen will, der eile. Es ist weniger das Gesetz, welches seit Beginn des

Jahrhunderts den Steinbau vorschreibt, das hier zu fürchten ist, als das Feuer. Wo wir auch hinschauen in dieser Gegend, vor längerer oder kürzerer Frist ist einmal der rothe Hahn über die Städtchen und Dörfer geflogen. Im Umkreis weniger Meilen liegen hier Bensen, Steinschönau, Langenau, die alle vor ein paar Jahren ganz oder theilweise niederbrannten. Dazwischen hat sich wie ein Wunder Böhmisch Kamnitz erhalten, dessen Name „Steinstadt" bedeutet, das aber in der That eine Holzstadt ist.

Es weht uns sonderbar an, wenn wir den nur etwa 3200 Einwohner zählenden, in lieblicher Umgebung gelegenen Ort betreten. „Das Rauchen auf den Straßen und an feuersgefährlichen Orten ist bei 2 bis 10 fl. Strafe verboten". So lauten die Anschlagtafeln an den Ecken, und das besagt genug. Freilich erklärte man uns, daß dieses Verbot nur in dürren Zeiten Geltung habe, und daß man bei feuchtem Wetter ruhig seine Pfeife oder Cigarre auf der Gasse rauchen dürfe; aber das Verbot ist immerhin charakteristisch. Nur draußen vor der Stadt liegen einige hübsche Steingebäude; der Kern, namentlich alle Gebäude um den „Ring", d. h. Marktplatz, sind ganz aus Holz oder zeigen höchstens einen steinernen Unterbau; die Holzgiebel sind nach der Straße hin gerichtet, und unten ziehen sich längs derselben Lauben hin, gedeckte Gänge darbietend. Nur die im verzopften Jesuitenstyl erbauten Kirchen mit den roth angestrichenen Kuppelthürmen erheben sich aus der grauen Schindelmasse heraus, einen keineswegs angenehmen Contrast bildend. Wie lange noch wird die freundliche deutsche Stadt in dieser Weise bestehen? Auch sie muß früher oder später der flammende Schrecken erreichen, trotz des Rauchverbots.

Kamnitz ist, abgesehen von seinem slavischen Namen, eine gut deutsche Stadt. „Auch unser Fürst (Kinsky) hält mit den Deutschen. Tschechen hat's nur wenige hier; die sind eingewandert, und wenn

beim Tanz oder bei andern öffentlichen Gelegenheiten sie einmal sich zwischen die Deutschen mischen, dann kommt es zu einer Prügelei.“ Das war hier der Refrain der Berichte, und er ist es an allen andern Orten, wo die beiden Elemente sich berühren. Ein Zusammengehen ist — wie heute die Dinge liegen — ganz undenkbar. Man freut sich, wenn man einmal auf einen Cavalier trifft, „der mit den Deutschen hält“. Wir können Sr. Durchlaucht aber noch ein anderes Compliment machen. Er braut nämlich ein ganz vorzügliches Bier, das über alles Lob erhaben ist. Ueberhaupt ist man in Böhmen im Bierbrauen weiter als durchschnittlich bei uns „im Reich“. Läßt das Nationalgetränk auch in größern Städten wenig zu wünschen übrig, so ist es doch auf dem platten Land und in kleinen Städten, wenigstens in Norddeutschland, damit meist noch übel bestellt. In Böhmen aber wird man in deutschen wie in tschechischen Gegenden fast überall, und selbst in den Dörfern, ein meist vortreffliches Getränk finden.

Auch das Bier muß in Böhmen, wie fast alles, unter dem nationalen Gesichtspunkte betrachtet werden. Es ist fast nicht möglich, in diesem Land irgend etwas zu genießen oder zu sehen, ohne daß nicht ein Tröpfchen nationaler Galle hinzukäme, und wenn Deutsche und Tschechen beim Bier zusammensitzen — es kommt das aber nicht oft vor — dann wird mit dieser Galle sofort das klare Getränk trübe gemacht. Ich habe einmal einen fanatischen Tschechen gekannt, der gleich dem verrückten Kollar, dem Erfinder des altslavischen Italiens, in jedem Wort, in jedem Ding slavische Abkunft witterte, und der seine wissenschaftlichen Argumentationen, wenn sie nicht sogleich Eingang fanden, mit „schlagenden“ Gründen zu unterstützen wußte. „Sehen Sie,“ sagte er mir in fließendem Deutsch, „ein Etymon für Ihr Wort Bier können Sie mir gar nicht anführen. Es ist slavisch. Piti heißt bei uns trinken, pivo heißt Bier. Daher kommt's; also

haben die Deutschen von uns das Bierbrauen gelernt, wie so vieles andere." Was half es auch, daß ich an die berühmte Stelle des Tacitus dachte: Humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus! Aber jener — ich sehe ihn noch vor mir, in der Tschamara und dem slavischen Hut, wüthend gesticulirend — hat sich mit diesem Ausspruch einer argen Ketzerei schuldig gemacht, er hat an keinem geringeren als an „Vater" Palazky gesündigt, und das ist arg; Vater Palazky aber, der umgekehrt alles üble, was bei den Slaven sich findet, von dem „Räubervolk" der Deutschen herleitet, hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die unschuldigen Slaven von uns, den notorischen Zechern, den Trunk gelernt hätten. Bewiesen hat dieß, wie so Manches andere, was kühn er ausgesprochen, der tschechische Historiograph keineswegs; aber immerhin liegen gegen uns Deutsche schwere Inzichten vor, daß wir den Tschechen das Bierbrauen gelehrt, ganz abgesehen davon, daß die alten Slaven ihr eigenes Kunstgetränke gebraut haben mögen in jener so fern liegenden, ja ungreifbaren Periode hoher Cultur, die „bekanntermaßen" herrschte, als unsere Ahnen noch im tiefen Wald, auf Bärenhäuten gelagert, sich von Eicheln nährten. Der vortreffliche, um die Geschichte Deutsch-böhmens so vielfach verdiente Historiker Julius Lippert hat gezeigt, wie allerdings Anhaltspunkte dafür vorhanden sind, daß die Deutschen die Bierbrauerei in Böhmen eingeführt haben. Vor allem deutet der Umstand darauf hin, daß das Recht Bier zu brauen seit den ältesten Zeiten bis ins 15. und 16. Jahrhundert hinauf ausschließlich den Städten zustand, also jenen Gemeindewesen, die in Böhmen ursprünglich durch deutsche Ansiedler begründet waren. Es ist schwer zu glauben, daß es den Fürsten des 13. und 14. Jahrhunderts möglich gewesen wäre, eine im ganzen Land betriebene Production mit Erfolg allenthalben zu verbieten, um sie auf die anfangs nur sehr wenig zahlreichen Städte zu übertragen, die den Bedarf

schon wegen der erschwerten Communication jener Zeit zu decken nimmermehr im Stande gewesen wären, falls er sich bereits über das ganze offene Land erstreckt hätte. Was gäben wir darum noch, wenn wir daran glauben könnten! In welcher herrlichen Culturmission erscheint dann der Deutsche! Im ganzen weiten Lande braut der selbstverdorbene Slave bereits den sündhaften Tränk; da kommt der Deutsche, gründet erst eine, dann zwei, drei Städte, und nimmt wie Israels Sündenbock alle Sünde auf sich. In der That wurde die Bierbrauerei in Böhmen ursprünglich ausschließlich von deutschen Stadtgemeinden betrieben; sie blieb auch dann noch lange ein wichtiges Vorrecht der Bürger, als diese durch die Hussitenstürme tschechisirt worden waren. Wie so manche deutsche Rechtsinstitution, Gewohnheit und Sitte, nahmen die neuen tschechischen Bürger auch die der Biererzeugung und Bierconsumtion in sich auf und betrieben das edle Gewerbe ganz in alter Weise. Man muß ihnen zugestehen, daß sie sich leichter hineinfanden als in den Bergbau und andere ebenfalls specifisch deutsche Beschäftigungen. Wenn wir also heute in Böhmisch Kamnitz, der deutschen Stadt, oder in dem nun vorherrschend tschechischen Pilsen, das ein weitberühmtes Getränk erzeugt, das goldene Naß schlürfen, dann gedenken wir dankbar auch der deutschen Städtegründer Böhmens, die es in diesem Land einführten. Böhmens Bier wird von Jahr zu Jahr berühmter, der Export, zumal nach dem Zollverein, hebt sich bedeutend und macht den bayerischen Exportbieren erfolgreiche Concurrenz.

Halten wir auf industriellem Gebiet eine Rundschau, und wägen wir hier nach nationalen Verdiensten, dann sinkt die Wagschale der Wenzelskinder abermals ganz bedeutend gegenüber dem was unsere Stammesgenossen in Böhmen geschaffen. Wenn wir nicht wüßten, daß vorzugsweise in den deutschen Distrikten Böhmens die Industrie angesessen ist, so würden wir aus den Handelskammerwahlen erkennen,

daß in Handel und Industrie ein ganz bedeutendes Uebergewicht bei den Deutschen ist. Daß in dem rein deutschen Gebiete von Eger die Wahlen auch deutsch ausfallen, ist selbstverständlich; ebenso in dem vorherrschend deutschen Reichenberger Wahlbezirke; streitig konnte der Fall nur im überwiegend tschechischen Gebiete der drei Handelskammern von Prag, Pilsen und Budweis sein — aber auch hier siegten die Deutschen stets mit glänzender Mehrheit und bewiesen, daß auch im tschechischen Gebiete Handel und Industrie deutsch sind.

Fast täglich wird von den tschechischen Blättern die Behauptung in die Welt geschickt, Prag sei eine durch und durch tschechische Stadt und hieraus wird dann die Folgerung gezogen, daß Alles, was nur im entferntesten einer deutschen Einrichtung gleichkommt, verbannt werden müsse. Wie hohl und unwahr diese Behauptung ist, wurde z. B. bei den Handelsgremialwahlen 1868 in unwiderleglicher Weise dargethan. Sämmtliche Kandidaten der deutschen Partei wurden mit ungeheurer Mehrheit gewählt und selbst die geringste Stimmenzahl, welche deutsche Kandidaten erreichten, überragte die höchste der tschechischen um ein Bedeutendes. Die deutschen Kandidaten wurden nämlich mit 396 bis 509 Stimmen gewählt, während die höchste Stimmenzahl, die ein tschechischer Kandidat erreichte, nur 107 betrug. Damit wurde wohl der Beweis geliefert, daß der Handel Prags wesentlich deutsch ist.

Geschreckt durch die fortwährenden Wahlsiege der Deutschen auf diesem Gebiete verzichteten seit 1869 die Tschechen auf die Betheiligung an den Handelskammerwahlen in Prag; und als die Prager Handelskammer eine Vertrauensadresse an das Bürgerministerium erließ, schrieb ein Hauptblatt der Tschechen, der Pokrok, wörtlich Folgendes: „Wenn die Handelskammer eine Vertrauensadresse erläßt, setzt sie sich damit ein Denkmal, das jeder Ehrenmann mit

dem Fuße stoßen und anspeien wird. Die Frechheit, daß die Dotzauers*) und ähnliche Individuen sich unterfangen sollten, die von der Bevölkerung für immer verurtheilte Politik der jetzigen cisleithanischen Regierung im Namen des Handels- und Gewerbestandes eines großen Theiles von Böhmen gutzuheißen, werden wir züchtigen, bis die Zeit der allgemeinen Vergeltung kommt."

Also „anspeien", „züchtigen" — der Geist des Tschechenthums ist überall gleich roh und unduldsam gegen Andersdenkende.

Während man in Prag von Seiten der Tschechen plausible Gründe fand, auf die Theilnahme der Handelskammerwahl zu verzichten, nahm man gleichzeitig in Pilsen, wo man auf Erfolg hoffte, an derselben Theil. In Deutschland begreift man es kaum, wie ein rein den materiellen Interessen gewidmetes Institut, wie eine Handels- und Gewerbekammer zu einem politischen und nationalen Zankapfel werden kann, aber in Böhmen wird jede Wahl, und drehte es sich um diejenige eines Nachtwächters, vom nationalen Standpunkte behandelt. In Pilsen sandten die Tschechen reisende Agitatoren auf's Land, zu dem Zwecke, Korporationen und einzelne Wähler in tschechischem Sinne zu bearbeiten. Tschechische Bürgermeister und Ortsvorsteher ließen die Wähler auf's Rathhaus rufen, um ihnen die Stimmzettel zur Unterschrift vorzulegen, während gesetzlich dieselben den Wählern in's Haus gesandt werden sollen. Von denjenigen, die nicht erschienen oder die Unterschrift im tschechischen Sinne verweigerten, trachtete man durch Drohungen die Stimmen im tschechischen Sinne abzuringen. Abbruch von Geschäftsbeziehungen, Kündigungen der Lokalitäten u. s. w. waren die Mittelchen, die von den Tschechen

*) Herr Richard v. Dotzauer, Vicepräsident der Handelskammer in Prag, ein um Handel, Gewerbe und Deutschthum Böhmens sehr verdienter Mann.

angewandt wurden. Es war dieselbe Misère der Gesinnung, wie sie im französischen „Antiprüssien" gegen die Deutschen jetzt vertreten wurde. Für die Abtheilungen der Großindustrie und des Bergbaues wagten die Tschechen indessen nicht einmal öffentlich Kandidaten aufzustellen, da sie im Voraus wußten, daß dieses ohne Erfolg sei. Anderseits aber arbeiteten sie im Geheimen mit verstärkter Kraft und versandten sogar Cirkulare in der ihnen so verhaßten deutschen Sprache. Wenn man erwägt, daß der Wahlcensus für Kaufleute auf acht Gulden, also auf einen Steuersatz herabgemindert wurde, wodurch Leute für den Handelsstand stimmberechtigt wurden, welche eigentlich in die Gewerbesektion gehören, daß ferner in der Wahlkommission nicht ein einziges Mitglied deutscher Nationalität sich befand, und daß diese tschechische Wahlkommission sich befleißigte, möglichst viel deutsche Stimmen zu verwerfen, so wird man aus dem dennoch erfolgten glänzenden Wahlsiege der Deutschen im Pilsener Handelskammerbezirke erkennen, wie überwiegend auch dort das industrielle und merkantile Element durch die Deutschen vertreten wird.

Es wird begreiflich, daß unter diesen Umständen die Tschechen den Handelskammern das Wahlrecht zu entziehen versuchen und einer tschechenfreundlichen Regierung in Oesterreich nur dankbar dafür sind, wenn dieselbe hierzu die Hand bietet. Daß aber hierdurch eine Interessenschädigung des Handels- und Gewerbestandes herbeigeführt wird, liegt klar auf der Hand. Als schon 1866 die Tschechen im Landtage mit einem gleichen Antrage hervortraten, veröffentlichte die Prager Handelskammer eine Denkschrift an den damaligen Minister für Handel und Volkswirthschaft, Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair, unter dem Titel: „Ueber die Vertretung von Handel und Gewerbe im Landtage des Königreichs Böhmen". Hier wird nun der Nachweis geführt, daß in Böhmen die industrielle Bevölkerung über die ackerbauende — wesentlich tschechische — über-

wiegt und auch die Betheiligung der ersteren an Staatslasten eine größere ist.

Außer in Böhmen kommt ein solches Verhältniß der Bevölkerung in keinem anderen Kronlande der österreichischen Monarchie vor. Schon die Böhmen in der Industrie zunächst stehenden Länder Mähren, Schlesien und Niederösterreich zeigen ein Vorwiegen der bei der Urproduktion beschäftigten Bevölkerung um 30 bis 50 Prozent, in den übrigen Ländern beträgt das Uebergewicht der agricolen Bevölkerung bereits das Mehrfache der industriellen und erreicht in der Militärgrenze, wo es sich wie 16 : 1 herausstellt, seinen Gipfel. Ginge es nach Kopfzahl und Beitrag zu den Staatslasten, so würde dem industriell-bürgerlichen Elemente die reichliche Hälfte der Abgeordnetensitze im böhmischen Landtage gebühren, während es gegenwärtig nur 87 gegenüber 145 Sitzen des Groß- und Kleingrundbesitzes hat!

Einige Andeutungen über die geographische Verbreitung des industriellen Elementes in Böhmen lediglich nach der Bevölkerungszahl liefert die Schrift Dr. Fickers „Die Bevölkerung des Königreichs Böhmen", indem sie das Verhältniß der industriellen zur agricolen Bevölkerung nach Kreisen darstellt, wie folgt:

Leitmeritz	17 : 9,
Bunzlau	8 : 5,
Königgrätz	3 : 2,
Eger	14 : 11,
Jitschin	6 : 5,
Prag	7 : 6,
Saaz	6 : 7,
Tschaslau	8 : 9,
Pilsen	3 : 4,
Chrudim	3 : 4,

Pisek	2 : 3,
Tabor	2 : 3,
Budweis	7 : 13.

Ein genaueres Eingehen auf diese Vertheilung ergiebt, wie die Industrie wesentlich in den deutschen Bezirken ihren Sitz aufgeschlagen hat. Erst seit Böhmens deutsche Industrie sich so kräftig entwickelt hatte, begann das reiche Land im Welthandel eine Rolle zu spielen. Wie anders sah es dagegen aus, als die Tschechen allein herrschten, als es außer einigen zunftmäßig betriebenen Handwerken in den Städten noch keine Industrie gab. Der berühmte Freiherr Karl Zerotin, dessen Glaubwürdigkeit über allen Zweifel erhaben ist, hat uns darüber ein Zeugniß hinterlassen, indem er sich im Jahre 1590, nachdem er schon viele Länder und Städte gesehen, über die Arbeitstüchtigkeit des tschechischen Volkes also ausläßt: „Das Volk in Böhmen hat keine Industrie; es liebt nur dasjenige, was von selbst ohne viele Mühe producirt wird. Ich glaube, daß wenn das Land nicht so fruchtbar wäre, ein großer Theil des Volkes Hungers sterben müßte. Es lebt in den Tag hinein und kümmert sich nur um die Gegenwart. Die böhmischen Städte — Prag ausgenommen — können mit den Städten Deutschlands nicht verglichen werden; nur der Platz wird mit mittelmäßigen Gebäuden verziert, sonst haben sie nichts Sehenswerthes."

Es ist dies eine Schilderung, wie sie heute noch auf einige östliche Gegenden Oesterreich-Ungarns paßt; auf Böhmen paßt sie, Dank den Deutschen, längst nicht mehr. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo die Wunden des dreißigjährigen Krieges schon einigermaßen vernarbt waren, macht sich ein neues Leben bemerkbar; der Zunftzwang wird gelockert, es entstehen die ersten Fabriken, das Gewerbewesen wird überhaupt ein besonderer Gegenstand der Fürsorge von Seiten der Regierung und die Entwicklung

einiger Welthandelszweige, wie des Glas- und Leinwandhandels, erweitert den Gesichtskreis und giebt dem Unternehmungsgeiste neuen Aufschwung. So war der Boden hinlänglich vorbereitet auf dem nach Eintritt der auf die französischen Kriege folgenden Friedensepoche, die moderne Industrie Wurzel schlagen und sich ausbreiten konnte, unterstützt von jenen großartigen Erfindungen im Maschinenwesen und den zahlreichen und wichtigen Entdeckungen im Gebiete der Physik und Chemie, welche in die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts fallen und seitdem in stetiger Bereicherung und Vervollkommnung begriffen sind.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts sehen wir die Industrie Böhmens auf den großen Weltausstellungen ehrenvoll anerkannt; der Gewerbefleiß seiner Bewohner ist beinahe sprichwörtlich geworden; bei der Anlage von Eisenbahnen wird niemals unterlassen, auf die industrielle Bedeutung der zu durchschneidenden Bezirken hingewiesen — nur im Landtage Böhmens erkennt die tschechische Mehrheit die Bedeutung der Industrie nicht an — sie hat nämlich einen gewaltigen Fehler: sie ist deutsch.

Es kann hier nicht unser Zweck sein, auf die ältere Handels- und Industriegeschichte Böhmens einzugehen, die jedesmal eine Blütheperiode zeigt, wenn das deutsche Element sich ungehindert entwickelt, einen Verfall aber, wenn die Tschechenherrschaft in roher Weise sich fühlbar macht, noch ist hier der Ort, um alle Industriezweige Böhmens zu betrachten, aber an einem der hauptsächlichsten wollen wir doch zeigen, wie sie durch und durch deutsch sind.

Die Gegend, in welcher die Glasindustrie heimisch ist, beginnt gleich östlich von Böhmisch-Kamnitz; Steinschönau, Haida, Gablonz und die umliegenden Ortschaften sind die Hauptsitze. In Bürgstein ist eine große Spiegelfabrik. Hauptsächlich haben wir es hier mit dem Raffiniren des Glases zu thun, das nicht in den Glashütten

selbst, sondern als Hausindustrie von eigenen Raffineuren betrieben wird. Große Handelshäuser übernehmen dann den weiteren Betrieb. Von Kamnitz bis Steinschönau, einer großen Marktgemeinde, ist eine Stunde. Der Ort zieht sich durch ein langes Thal an einem muntern Bache hin zur Höhe hinauf. Unten im Thal schwirren in allen den zahlreichen Holzgebäuden die Schleifräder der Raffineure; oben auf der Höhe stehen lauter moderne Steinhäuser, die durch ihr casernenartiges Aussehen nicht gerade vortheilhaft abstechen von den malerischen Blockhäusern im Grunde. Ein gewaltiger Brand hat dort oben vor kurzem aufgeräumt, und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß man mit etwas mehr Geschmack beim Wiederaufbau vorgegangen wäre. Die reichen Händler dort hätten ihre Häuser wohl der paradiesischen Gegend mehr anbequemen dürfen. Man sieht es diesen Gebäuden nicht an, daß von hier aus mit der halben Welt correspondirt wird, und doch ist dem so. Schon 1443 wird in der deutschen Stadt Falkenau eine Glashütte in Böhmen erwähnt — aber im dreißigjährigen Kriege ward vernichtet, was etwa schon von Glasindustrie sich in Böhmen entwickelt hatte. Immerhin konnte es sich aber nur um die Vernichtung von Anfängen hier handeln. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts kam in den abgestorbenen Industriezweig wieder neues Leben, indem in der Gegend von Haida und Bürgstein sich die Glasraffinerie einbürgerte. Dieses Verdienst, den Werth des Rohproduktes durch kunstvolle Arbeit um das zehn-, ja vierzigfache zu erhöhen, gebührt also ausschließlich der deutschen Arbeit. Von dem Gesammtwerth der Produktion Oesterreichs an Glaswaaren entfällt die Hälfte — 10 Millionen Gulden — auf Böhmen. Von diesen 10 Millionen Gulden entfallen etwa 7 Millionen auf die Arbeit und nur 3 Millionen Gulden auf das Rohprodukt. Die Glasindustrie hat für Oesterreich eine um so größere Bedeutung, weil sie nicht nur den einheimischen Bedarf deckt, sondern beinahe ein

Drittel der Erzeugung an das Ausland absetzt und zwar in stets steigender Menge. Auf Böhmen kommt fast die Hälfte sämmtlicher Glashütten der Gesammtmonarchie.

Eingeführt wurde die Glasraffinerie dort von Venetianern, die in Böhmen alle Bedingungen der Glaserzeugung in hohem Maße vereinigt fanden, denn die ausgedehnten Waldungen lieferten Brennholz und Pottasche; der vorzüglichste Quarz fand sich in unmittelbarer Nähe von feuerfestem Thone. Die gelehrigen Arbeiter Nordböhmens hatten ihren italienischen Meistern bald ihre Kunstfertigkeit abgelernt und die billige Arbeitskraft machte es den Glashändlern Böhmens bald möglich, mit Erfolg auf dem Weltmarkte aufzutreten. Die Geschichte, wie das deutsch-böhmische Glas im Auslande bekannt wurde, ist eine höchst interessante und verdient als ein Beispiel von Unternehmungsgeist und wie aus kleinen Anfängen großes sich entwickelte, hier Erwähnung.

Um 1700 wohnte zu Plottendorf Kaspar Kittel, ein unternehmender Glasschleifer, der von den zahlreichen Scheerenschleifern, die von jenem Orte hausirend in die Welt zogen, vernommen hatte, daß sie „draußen" nur selten Glasgefäße angetroffen hätten. Das war genug Anregung und nun bepackte er die Karren der fortziehenden Scheerenschleifer mit Glaswaaren; diese traten ihre Touren an und als sie heimkehrten, hatten sie Kittel's Waaren alle mit Vortheil abgesetzt. Durch die günstigen Erfolge des kleinen Anfangs ermuthigt, ließ Kittel jetzt ganze Frachtwagen mit seinen Erzeugnissen beladen, die namentlich nach Lüneburg und Hamburg gingen, wo sie nach Rußland verschifft wurden. Kittel's Schwiegersohn, Rautenstrauch, reiste dann nach Portugal und Spanien, wo er mit großem Erfolge das böhmische Glaswaarengeschäft begründete. In den Niederlanden, Dänemark, Italien, der Türkei und Polen entstanden nach und nach böhmische Glasniederlagen und die fremden Regierungen bemühten

sich, böhmische Glasmeister in ihr Land zu ziehen. Der berühmte portugiesische Minister Pombal bot 1500 Gulden für die Beschaffung eines solchen. Ein österreichisches Patent verbot aber 1752 das Auswandern von Glasarbeitern; man setzte eine Prämie von 24 Gulden auf das Anhalten solcher Arbeiter, die ins Ausland gehen wollten und erhöhte im Jahre 1761 diese Prämie auf 100 Gulden. Durch solche kindische Mittel glaubte die Regierung sich das Monopol erhalten zu können. Natürlich nützte das Verbot nicht im Geringsten und je größer die Gefahr bei der Auswanderung war, desto höhere Preise wurden im Auslande zugesichert, desto lockender wurde das Auswandern. Und in der That verschwanden bald in dieser bald in jener Fabrik einzelne Arbeiter, ja es zogen eigene Agenten im nördlichen Böhmen herum, um böhmische Glasmacher anzuwerben, weßhalb sich die Regierung veranlaßt sah, für die Entdeckung eines „Rädelführers und Anwerbers" eine Belohnung von 100 Dukaten auszusetzen. Gingen nun auch viele ins Ausland und verpflanzten dorthin die Glasmacherkunst, so blühten die deutsch-böhmischen Städte Haida, Bürgstein, Gablonz u. s. w. doch mächtig auf. Zu Beginn unsres Jahrhunderts aber, als die französischen Kriege Alles brach legten, die Kontinentalsperre ihre Wirkungen äußerte, verfiel der böhmische Glashandel. Aber nur bis zum Jahre 1825 dauerte der Verfall und nun konnte Böhmen wieder vom Auslande, das sich unterdessen emporgeschwungen hatte, lernen. Die meisten Erfindungen in der Glasindustrie wurden eingeführt, und hierdurch die Erzeugung vervollkommnet, die Produktionskosten vermindert. Seit dieser Zeit datirt die Berühmtheit der feinen böhmischen Glaswaaren, indem Reinheit des Krystalles, geschmackvolle Form, kunstreiche Schleiferei, Gravirung und Malerei im vorzüglichen Grade erreicht und durch die ursprüngliche venetianische Kunst, alle Farben dem Glase mitzutheilen, ein neuer zu vielfachen Erfindungen führender Zweig dieser

Industrie begründet wurde. (Ueber die Geschichte der Glasindustrie in Böhmen vergl. Mitth. des Vereins für d. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, I. 18 und IV. 101.) Trotz mancher Schicksalsschläge und erfolgreicher Concurrenz hat diese deutsch-böhmische Industrie sich doch noch auf ihrer Höhe zu erhalten gewußt, und die kleinen Orte, die wir hier alle mit einem Blick von den basaltischen Höhen überschauen können, haben ihre Häuser in der Levante und Amerika.

Hinter Steinschönau wird die Gegend „Kaunitzisch". Durch prächtige Tannenwälder führt die Straße bergab nach Haida. Sie ist vortrefflich gehalten, trocken, staublos und eben wie ein Tisch. Freilich der Basalt, der hier überall, oft in schönen Säulen abgesondert, zu Tage steht, ist ein unübertreffliches Schotterungsmaterial. Der Anblick der unten liegenden Landschaft mit dem fruchtbaren Thalgelände und den daraus hervorragenden vereinzelten Bergen, mit den Silberfäden der kleinen Gefließe, den zahlreichen Dörfern und Städtchen ist ein entzückender. „Schwager, leg' den Hemmschuh an, daß ich recht mit Behagen das Bild in mich aufnehmen darf!" So mußte ich unwillkürlich ausrufen, als wir den Berg hinabrollten. Doch wer darf in diesem geprüften Lande von Behagen sprechen, wer hätte hier Zeit landschaftliche Schönheiten zu bewundern! Die Zeit muß ausgefüllt werden mit politischen und nationalen Gesprächen, die bei dem ewigen Wechsel der Verhältnisse, bei der fieberhaften Unruhe, welche Hoch und Niedrig, Alt und Jung hier durchzieht, vollkommen am Platze sind.

Unterwegs stieg ein Mann in den Postwagen, der vom „Versöhnungstabor" in Weißwasser kam. Er war auch eine von den gutmüthigen deutschen Naturen, die den Tschechen noch geglaubt hatten: es sei ihnen ernst mit dem Ausgleich — einer von den schwankenden Halben, der nun wenigstens ganz geworden war. Weißwasser liegt im Bunzlauer Kreise; der Norden des Bezirks ist deutsch, der Süden

tschechisch. Dort also war günstige Gelegenheit, um die „Versöhnung" ins Werk zu setzen. Einige Tschechen mit deutschen Namen, einige kurzsichtige mißbrauchte Deutsche stellten sich an die Spitze des Ausschusses, und das Volk ward zusammengerufen. „Liebe deutsche Landsleute!" so hatte man plötzlich die „Fremdlinge" (cizozemci) angeredet, „wir meinen es ehrlich, wir wollen in Freundschaft und Frieden mit euch leben; aber die Declaration und mit ihr die Wenzelskrone und den Generallandtag und alle die andern schönen Rechte müßt ihr anerkennen." Das war der Ausgleich, den man vorschlug, und der auf die völlige Unterwerfung der Deutschen hinauslief. Da nun einige der deutschen Bauern eingestimmt, so war der „Ausgleich" gemacht, und nur die bösen deutschen Führer, diese Verführer, waren schuld daran, wenn nicht Frieden und Freundschaft wiederkehrte. Also weiter nichts, als Annahme der tschechischen Declaration, wurde gefordert; man muthete den Deutschen die Aufgebung der Verfassung zu, und ertheilte ihnen dafür die gnädige Versicherung, daß man sie nun nicht verjagen werde. Die Durchsetzung der tschechischen Forderungen aber bedeutet einfach rohe Vergewaltigung alles Deutschen, Sprachenzwang und Tschechisirung. Es ist kein Verlaß auf die Worte und Versprechungen der Tschechen gegenüber den Deutschen; sie haben — dafür spricht die Geschichte bis auf diesen Tag, von den ältesten Zeiten an — stets den Schelm im Nacken gehabt; sie haben stets, sowie sie in der Mehrheit waren, die gewaltthätigsten Slavisirungsmaßregeln durchzusetzen versucht — Sprachenzwanggesetz, völlige Tschechisirung der Schulen in gemischten Städten, wo sie die Mehrheit hatten — und dabei verlangen sie vom „Räubervolk" Vertrauen. Es ist kein Verlaß auf die Tschechen. Wir werden noch mehr davon reden.

Mein neuer Reisegefährte war auch gründlich enttäuscht. „Sehen Sie," sagte er, „gerade im Weißwasserer Bezirk hat man

uns Deutschen übel mitgespielt. Der Bezirk zählt 16,900 Einwohner, und darunter gegen 6000 Deutsche. Man sollte nun denken, daß diese, die mehr als ein Drittel der Seelenzahl ausmachen, auch ein Wörtchen mitzureden hätten. Aber nein! Als die Bezirksvertretung vor Kurzem (1870) die Geschäftsordnung feststellte, da beschloß die tschechische Mehrheit, daß die Verhandlungssprache nur die tschechische sein solle — und das nennen sie Gleichberechtigung. Ja, als ein Deutscher in seiner Muttersprache reden wollte, da wurde ihm das Wort entzogen mit der Bedeutung: hier dürfe nur tschechisch geredet werden. So steht es dort, und diese Vorfälle, die den Heuchlern die Maske abreißen, haben mich veranlaßt, nach dem Tabor nun nichts mehr von den Tschechen zu erwarten."

Es wäre zu wünschen, daß alle Halbschurigen, deren es in Böhmen leider noch genug giebt, auf diese Weise curirt würden. Die Vertrauensseligkeit, die hie und da noch unter den Deutschen herrscht, ist der schlimmste Feind ihrer selbst, und wird von den Tschechen nur gar zu gern ausgebeutet. Zu obigem Beispiele des Aufzwingens der tschechischen Sprache könnten wir aber aus dem Osten und Westen, aus dem Süden und Norden des Landes leicht noch ein Dutzend Parallelen beibringen, welche alle beweisen, wie ein unwiderstehliches Vergewaltigungsgelüste in den Tschechen lebt.

Unter solchen Gesprächen und Betrachtungen langte ich in Haida an. Es läßt sich nicht viel von dem Städtchen sagen. Auch hier stehen hinter allen Fenstern die herrlichsten Glaswaaren, mischen sich Holz- und Steingebäude, und zeigt die Kirche dieselbe geschmacklose Renaissance wie in Böhmisch-Kamnitz. Aber Haida zeigt, was die deutsche Industrie in Böhmen zu schaffen vermochte. Im Beginn des vorigen Jahrhunderts stand hier noch ein ärmliches aus acht Hütten bestehendes Dörfchen. Die Freiheiten, welche dann Graf Kinsky dem Orte verlieh, um ihn zu heben, waren Veranlassung,

daß von Langenau und Plottendorf Glasmacher sich dort niederließen. Dadurch erhob sich Haida — ein gut deutscher Name nebenbei bemerkt — zu einem der vorzüglichsten Sitze des böhmischen Glashandels. Durch Maria Theresia wurde 1757 der Ort zur freien Schutzstadt erhoben und mit ansehnlichen Privilegien begnadigt.

Der Himmel hatte sich umwölkt und ich mußte im Gasthof Unterkunft suchen. „Ah, endlich!" rief ich fast freudig überrascht aus. Bisher hatte ich nur deutsche Laute vernommen, ausgenommen, daß ein paar Mausfallenhändler in Kamnitz mich tschechisch angebettelt — jetzt aber standen drei echte Vlastenci, Patrioten, vor mir. Es waren Prager Studenten, die, auf einem Ausflug durch das nördliche Böhmen begriffen, wahrscheinlich von der dort herrschenden Stimmung sich unterrichten wollten. Diese waren „echt", darüber konnte kein Zweifel aufkommen: die Tschamara und der Žižka-Stock bewiesen es. Da ich diesmal nicht in das tschechische Gebiet kam, so beschloß ich mit den Vertretern des großen Zukunftsvolkes Bekanntschaft zu machen; habe ich mich doch stets gern mit ihnen beschäftigt, und kann ich eine gewisse Anhänglichkeit an sie nicht läugnen. Ich ließ mich belehren, und da die Herren Studiosen wohlbewandert und gegen einen Deutschen aus dem Reiche nicht übermäßig mißtrauisch waren, auch gut deutsch sprachen, so erfuhr ich manches wissenswerthe. Ihnen schwebte die Zukunft des Landes in glänzendem Scheine vor; schon glühte das Morgenroth; im Zenith des großen Slaventags aber — so meinten sie — würde die russische Sonne stehen. Die germanisirten Elbslaven waren ihnen besonders ans Herz gewachsen, und sie träumten von einer Revindication des deutschen Ostens. „Ihre deutschen Geschichtschreiber haben einiges Gute zu Tage gefördert," so äußerte sich herablassend einer der Jünglinge; „indessen sie trifft der große Vorwurf, dasjenige meistens nicht zu beachten, was unsere Gelehrten veröffentlichen. Wo z. B. hätte einer Ihrer Professoren sich ge-

müssigt gefunden, die deutsche Geschichte auf Grund der epochemachenden Arbeit Schembera's umzugestalten?" Ich gestand meine Unwissenheit ein, und bat um Aufklärung, die mir auch bereitwillig und mit anerkennenswerther Beredsamkeit zu Theil wurde. Nach Schembera*) nämlich — so vernahm ich — haben seit Urbeginn die Slaven im größeren Theile Deutschlands und Illyriens gewohnt. Was die römischen und die griechischen Geschichtschreiber von Markomannen, Sueven und Quaden berichten, bezieht sich nur auf die Slaven, keineswegs auf keltische oder germanische Völkerschaften. Dadurch, daß dieß von Schembera nachgewiesen wurde, schob er die slavische Geschichte auf germanischem und illyrischem Boden um volle fünf Jahrhunderte zurück. Nach ihm gab es slavische und deutsche Sueven, eben solche Vandalen, Longobarden, Gothen, Burgunder ꝛc. Nach diesem tschechischen Gelehrten reichten die Slaven von der Schweiz bis zur Ostsee und vom Rhein bis zur Wolga. Deutsche gab es überhaupt nur in Niedersachsen, im Nordwesten unseres Vaterlands. Alles übrige ist zur größeren Ehre der Slaven von Hrn. Schembera annectirt.

Ich war angenehm überrascht und dankte für die Belehrung. „Und die Slaven, meine Herren," fragte ich bescheiden, „hat man über deren Ursprung nichts neues erforscht?" Hier nun erhob sich ein Zwiespalt. Während zwei der Studiosen dabei beharrten, daß mit Schembera deren Ursitze in den eben bezeichneten Grenzen zu suchen seien, schwor der dritte auf Liebelt. „Liebelt? Ich muß abermals meine Unkenntniß gestehen, würden Sie nicht die Güte haben, mir Aufklärung über dessen Ansichten zu ertheilen?" Und nun erfuhr ich das allerinteressanteste: nämlich, daß die Slaven gar keine·

*) Der Titel des curiösen Werkes lautet: Západni Slované v pravěku u. s. w. Sepsal A Šembera. Wien 1868.

Slaven, sondern unmittelbare Nachkommen der alten Hellenen seien, wie dieß Liebelt gleichfalls in einem epochemachenden Werk*) nachgewiesen habe. Jetzt schwindelte mir im Anblick dieser modernen Hellenen, und die wuchtigen Žižkaköpfe auf den Knotenstöcken ließen in mir trübe Ahnungen von Abenteuern wie auf dem Felde von Marathon aufsteigen, wo edle hellenische Banditen harmlose Reisende überfielen und abmetzelten.

Ich athmete leicht auf, als ich im Wagen saß, der auf der Straße nach Böhmisch-Leipa hinfuhr. Die frische Luft vertrieb den Schwindel, und ich hatte Zeit, über diese neue historische Schule nachzudenken, die, ein Kind des nationalen Uebereifers, sich neben gediegeneren Forschern wie Gindely, Palazky und Tomek eingenistet und die Wissenschaft mit Rücksicht auf die slavischen Bedürfnisse der Gegenwart zurechtschneidet.

Je näher wir Böhmisch-Leipa kamen, desto lebhafter wurde es auf der Chaussee. Von allen Seiten strömten Wagen und Menschen der freundlichen Stadt zu, von derem Rathhausthurm eine schwarz-roth-gelbe Fahne flaggte. Das deutete schon von fern auf eine Festlichkeit, und in der That fand heute, am ersten Pfingsttage, die dritte Wanderversammlung des deutschen Geschichtsvereins für Böhmen hier statt. (1870.)

Die ganze Stadt war auf den Beinen, die Turner, die Schützen, die Gesangvereine, die Feuerwehr, die Väter der Stadt — alles war bereit, um seine Verehrung einem wissenschaftlichen Verein darzubringen, der sich große Verdienste um das Deutschthum in Böhmen erworben, und die Anmaßungen der Slaven auf historischem Gebiet in die gebührenden Schranken zurückgewiesen hat. Aus allen Theilen

*) Die Abstammung der Slaven. Etymologisch nachgewiesen und benützt als Hülfsmittel zur leichteren Erlernung der griechischen Sprache für slavische Schüler. Prag, 1868.

des zerstückelten deutschen Gebiets in Deutsch-Böhmen zogen sie ein, die wackern Männer, die im unabläßigen Kampfe für deutsche Art und Sitte ihre besten Kräfte opfern, und denen Dank dafür gebührt, daß sie dem Deutschthum jenen Boden in der Ostmark bewahren und erhalten, welchen ihre Väter durch ihrer Hände und ihres Geistes Arbeit dem germanischen Stamm gewonnen. Und die Städte, die nicht heute hier vertreten waren, sie sandten wenigstens auf telegraphischem Weg ihre Grüße, und alle zusammen bekundeten, daß sie in erster Linie Deutsche sein und bleiben wollten, und daß diesem Interesse alle anderen sich unterzuordnen hätten. Männer der Wissenschaft, Professoren, Industrielle, Beamte, Landtagsabgeordnete bildeten den Kern der ansehnlichen Versammlung, welche der kaum 9000 Einwohner zählenden Stadt ein sehr verändertes Ansehen gegeben hatte.

Gegenüber den kleinen Orten, in denen die Holzarchitektur noch vorherrscht, bietet Leipa ein ganz anderes Ansehen. Wohl ist sie freundlich und sauber mit wohlgepflasterten Straßen, guten Wirthshäusern, aber dabei nüchtern modern. Denn 1787 ereilte auch sie das Schicksal, dem alle umliegenden Städte Böhmens nicht entgangen sind — sie brannte vollständig nieder. Nur die frühgothische Peters- und Paulskirche erscheint als der einzige Punkt, welcher in architektonischer Beziehung erwähnenswerth ist — alles übrige bietet geringes Interesse. Jener Brand, der nur wenig verschonte, er veranlaßte die zweite Zerstörung der Stadt — ihre erste aber war ein Werk der Husiten im Mai 1426. Sie ermordeten, was da Leben hatte, plünderten und zerstörten nach ihrer Art — depredaverunt et ultima per ignem consumpserunt, schreibt der Chronist. Böhmisch-Leipa war gänzlich in einen Trümmerhaufen verwandelt, der selbst den Tschechen nicht mehr einladend zur Niederlassung erschien; die Impotenz derselben konnte sich hier, nachdem die Deutschen aufgestanden, nicht mehr zu Tische setzen; denn selbst etwas zu schaffen

ist jener Art nicht, nur wo sie gedeckte Tafeln finden, da vermögen sie sich zu behaupten. Leipa aber erhielt — Dank dem, daß es nur ein Trümmerhaufen war — wieder eine deutsche Bevölkerung, es wurde von den Deutschen wieder erbaut, und ist somit eine von den seltenen Städten Böhmens, die von Anfang an bis heute deutsch geblieben sind. Sie ward den königlichen Städten gleichgestellt; aber Wallenstein machte tabula rasa mit ihren Privilegien, um welche die deutschen Bürger männlich kämpften.

Der deutsche historische Verein, dessen Wanderversammlung in Böhmisch-Leipa stattfand, verdient es wohl, daß ich bei ihm verweile. Er ist einer der Centralpunkte deutschen Lebens in Böhmen, von dem aus wacker der Kampf gegen das übermüthige Tschechenthum geführt wird. Prags wissenschaftliche Institute, namentlich das böhmische Nationalmuseum, waren in der letzten Zeit ganz in die Hände der Tschechen gerathen oder standen doch unter deren Einfluß, und dienten somit der slavischen Partei Böhmens. Den Deutschen, die fortwährend von den Tschechen als „geduldete Colonisten" und „fremde Eindringlinge" bezeichnet werden, denen man alle Verdienste um das Land abspricht, die nur Jammer und Noth über die Tschechen brachten, ihnen fehlte bis vor kurzem ein wissenschaftlicher Sammelpunkt, in dem sich die Bestrebungen für das Deutschthum des Landes, welche nicht auf politisches Gebiet fielen, concentriren konnten. Diesen galt es, zu schaffen, und als in den Jahren 1860 und 1861 durch das schon damals maßlose Gebahren der Tschechen auch das Nationalgefühl der Deutschböhmen erstarkte, da war der richtige Zeitpunkt gekommen, und der Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen ward am 16. Mai 1862 in Prag begründet. Der leider zu früh verstorbene Historiker Anton Kohl aus Schlaggenwald war es, der den ersten Impuls gab, und sich um die Gründung des Vereins bedeutende Verdienste sammelte. Hervorragende Männer, wie

Professor Constantin Höfler und Professor Virgil Grohmann, widmeten der Sache ihre besten Kräfte. Das Hauptverdienst um den Verein und die ganze deutsch-historische Richtung Böhmens erwarben sich jüngere Männer, wie Schlesinger und Lippert, deren erfolgreiches Wirken bereits weit über die engen Grenzen Böhmens hinaus Anerkennung gefunden hat. Man legte eine Bibliothek und Sammlungen an, und begann die Geographie, die Dialekte, die Ortsgeschichte, die Ethnographie und allgemeine Landesgeschichte Deutsch-Böhmens zu bearbeiten. Die Theilnahme unter den Deutschen war eine überraschend große, und schon nach einjährigem Bestehen zählte der Verein gegen 2000 Mitglieder.

Andere historische Vereine haben es leichter, als der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen; sie können sich mit ihren wissenschaftlichen Forschungen begnügen, sie brauchen nicht auch auf dem nationalen Kampfplatz zu erscheinen, wie der genannte Verein. Gleich bei seiner Entstehung fiel die gesammte tschechische Presse über ihn her, man fand es anmaßend, daß die Deutschen in Böhmen auch eine Geschichte haben wollten — dort waren sie ja nur geduldet, ihre Geistesarbeit um das Land galt nichts; unberücksichtigt blieb, daß sie es waren, welche Böhmen seine blühende Industrie gaben, und überhaupt durch ihren germanischen Cultureinfluß die Tschechen zu den geistig am höchsten stehenden unter den Slaven erhoben.

Die Geschichte, die Lehrmeisterin des Lebens, ist es, die als Warnerin und getreuer Eckhard auftritt und den Deutschen in Böhmen zuruft: auf ihrer Hut zu sein gegen die Nachbarn im Lande. Da sind nur wenige Perioden, in denen die Tschechen es nicht versucht, mit roher Gewalt die überlegene Cultursprache zu verdrängen, und durch ihr auf engen Raum beschränktes Idiom zu ersetzen. Unter den Vorträgen, die auf jener Wanderversammlung gehalten wurden, ist es einer von allgemeinem Interesse, der besonders fesselnd war,

dessen Mahnungen und Lehren den Deutschen zeigen, wessen sie gewärtig sein können, wenn es den Tschechen gelingt, in Böhmen am Ruder zu bleiben. Der verdiente Historiker Dr. Schlesinger sprach über die Leiden der deutschen Sprache in Böhmen.

Es war im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, daß unter dem Schutze der heimischen tschechischen Herrscher das Deutschthum in Böhmen sich in herrlichster Blüthe entfaltete und ein freies deutsches Bürgerthum sich entwickelte, das als treuer Bundesgenosse der Krone den feudalen Adel bekämpfen half. Ein freier deutscher Bauernstand hatte sich allmälig, namentlich in den Grenzdistricten, festgesetzt; Handel und Gewerbe, Wissenschaften und Künste wurden von den Deutschen im Lande geübt, und mit einem Worte das politische wie sociale Leben Böhmens von deutschem Geiste durchdrungen. Die deutsche Sprache herrschte unbedingt in allen Städten des Landes. Der König, der Junker, der Bürger, der Mönch, der emphyteutische Bauer sprachen deutsch; die slavische Landbevölkerung trachtete in die deutschen Städte aufgenommen zu werden, um so frei zu sein, wie der Deutsche es war. König Wenzel der Erste selbst gehörte zu den deutschen Minnesängern, sein Sohn Ottokar der Zweite zog sich wegen seiner Hinneigung zu den Deutschen den Haß nationaler Geschichtsschreiber zu. Da aber die Herrscher das Bürgerthum zu sehr begünstigten, richtete sich der Haß der Adeligen gegen dasselbe. Von ihnen ging die nationale Reaction aus.

Schon unter Ottokar dem Zweiten streuete man das Gerücht aus, der König wolle alle Tschechen vertreiben und das Land mit lauter Deutschen besetzen. Noch ärger schrie man unter Johann von Luxemburg über die Fremden, über die Rheinländer und Schwaben, und auf dem Landtage in Taus 1318 wußten die herrschenden Junker einen Beschluß durchzusetzen, der den König verbindlich machte, alle Rheinländer und Gäste aus dem Königreiche zu entfernen, und nie

mehr einen Ausländer in irgend einem Amte zu befördern, sondern sich nur in allen Fällen des Raths der Tschechen zu bedienen. Der Sprachenzank wurde noch in demselben Jahre eröffnet, als die Königin mit einem Sohne niederkam. Die Angehörigen wünschten das Kind „Heinrich" zu taufen. — Unmöglich! schrieen die Herren von Lipa und Waldek, die Führer der Junkerpartei, unmöglich darf der böhmische Prinz einen deutschen Namen bekommen; Přemysl oder Ottokar, das allein seien passende Namen für einen Tschechen.

Schon 1055 hatte Herzog Spytihnew einmal die Austreibung der Deutschen befohlen; Sobeslaw der Zweite hatte 100 Mark Silber für einen Schild voll deutscher Nasen geboten; 1280 war von Seiten des Adels eine Metzelei gegen deutsche Bürger angestiftet worden. Das Alles waren aber nur kleine Vorspiele gegen die hussitischen Metzeleien des Žižka und Genossen. Die rohe Grausamkeit dieser fanatischen Banden, welche gegen „Philister, Idumäer und Moabiter" zu Felde zogen, findet kaum ein Nebenstück in der böhmischen Geschichte, und die in Deutschland noch landläufige Ansicht, welche die Hussiten für reine Glaubenshelden nimmt, ist nicht genug zu beklagen. Das deutsche Element der Städte, die Blüthe und der Reichthum des Landes wurden theils ganz ausgerottet, theils so geschwächt, daß es sich nie wieder erholen konnte. Damals sangen die Tschechen das Lied bitwa před Ustím, das Lied von der Schlacht bei Außig, in welchem es heißt:

Gott sei gedankt! O preiset ihn!
Er hat uns Hülfe und Ruhm verliehn,
Die Deutschen, die Deutschen zu schlagen
Und aus dem Lande zu jagen.

Auch nach der Hussitenzeit wurde in derselben Weise fortgewirthschaftet, — mit dem freien deutschen Bürgerthum war es nun freilich vorbei, aber das tschechische Volk hatte auch seinen Lohn empfangen: es ge-

rieth in die drückendste Leibeigenschaft seiner Barone. Trotzdem wurde munter fortgehetzt von Seiten der hohen Herren, die, obgleich Junker vom reinsten Wasser, von den heutigen demokratischen Tschechen voller Bewunderung angestaunt werden. Als 1611 Graf Dohna den Ständen die Botschaft des Kaisers in deutscher Sprache verkündigen wollte, erhob sich tumultuarisch der Ruf: „In Deutschland sei deutsch, in Böhmen aber tschechisch zu reden". Das war noch glimpflich, wie weit aber der Sprachenhaß ging, erkennt man aus einem Wunsche des alten Herrn von Pernstein, dem man hinterbracht, einer seiner Söhne habe deutsch gesprochen und der nun äußerte: „Sein Sohn möge lieber bellen wie ein Hund, statt in deutscher Sprache zu reden."*)

Von den herben Schlägen, welche das Deutschthum im funfzehnten Jahrhundert in Böhmen erlitten hat, vermochte dasselbe sich niemals ganz wieder zu erholen. Die deutschen Städte, welche als Sprachinseln im Innern des Landes dastanden, waren für immer verloren für die Deutschen, für immer verloren war jedoch auch für diese Städte Kraft, Ansehen, Reichthum, Bürgerstolz und Bürgersinn; sie sind seitdem kaum ein Schatten dessen, was sie einst waren.

---

*) Ein Beispiel von heute wird zeigen, daß die Tschechen noch gerade so wie vor 300 Jahren denken. In der tschechischen Zeitung „Politik" vom 14. März 1871 sucht ein Herr Ferdinand Naprstek — der Mann heißt eigentlich Fingerhut, schont aber anständigerweise seinen deutschen Namen und gebraucht dafür lieber die tschechische Uebersetzung — zwei Lehrlinge für seine Brauerei und Schankwirthschaft. Zu dieser Anzeige macht er folgendes NB.: „Die Kenntniß der deutschen Sprache wird von diesen zukünftigen Lehrlingen nicht verlangt, weil wir in Böhmen solche Hohlköpfe, die zumeist aus Preußen kommen, wie z. B. Prof. Linker, in den österreichischen Staaten nirgends gebrauchen können." Wir übersetzen sagt dazu ein deutsch-böhmisches Blatt, wörtlich und sind für den schlechten und abgeschmackten Styl nicht verantwortlich. Herr Ferdinand Naprstek kann sein nix deutsch, aber auch nix logisch „in Böhmen" jetzt „in den österreichischen Staaten" gut verwerthen.

Zwei Jahrhunderte lang war die deutsche Sprache in Böhmen nun in Acht und Bann gethan. Es gab kein freies deutsches Bürgerthum mehr, der feudale Junker herrschte im Lande. Die Landesordnung des Jagellonenkönigs Wladislaw fixirte dann den Untergang der deutschen Sprache auf gesetzlichem Wege. Jeder Deutsche war vom Amte ausgeschlossen, bei Gerichte durfte nur tschechisch verhandelt, alle Einlagen der Landtafel mußten nur tschechisch abgefaßt werden. Ferdinand der Erste, Maximilian der Zweite gaben ähnliche Landesordnungen heraus. Rudolph der Zweite verhielt sich schwach — es waren Habsburger. Damit ist Alles gesagt. Um aber der deutschen Sprache gänzlich Herr zu werden und sie für ewige Zeiten aus Böhmen zu verbannen, erließen die Stände einen Landtagsbeschluß im Jahre 1615, in welchem es heißt:

„Von der Zeit dieses Beschlusses an soll künftig und für ewige Zeiten kein Ausländer, welcher der tschechischen Sprache nicht kundig ist, und sich in derselben bei den Gerichtshöfen nicht auszudrücken vermag, zu einem Einwohner des Landes und zum Bürger einer Stadt angenommen werden. Ein solcher Ausländer, der nach Erlernung der tschechischen Sprache endlich das Bürgerrecht in irgend einer Stadt erlangt hat, soll, sowie auch seine Kinder, nichtsdestoweniger zu keinem öffentlichen Amte gelangen können; erst seine Enkel sollen als eingeborene Böhmen betrachtet und der Vorrechte der Landeskinder theilhaftig werden. Dann soll in den Pfarren, Kirchen, Schulen, wo vor zehn Jahren in tschechischer Sprache gepredigt und gelehrt worden, dieser löbliche Gebrauch fortgesetzt werden, wo aber jetzt ein deutscher Pfarrer oder Schulmeister vorhanden ist, dort soll nach seinem Tode ein tschechischer Pfarrer oder Schulmeister angestellt werden. Wer immer sich unterstehen würde, in einem solchen Orte in deutscher Sprache zu lehren oder zu predigen, der soll eine Strafe von 15 Schock böhmischer Groschen erlegen. — Weil

man in Erfahrung gebracht, daß einige Personen, sowohl höhern als niedern Standes, unter einander bei ihren Zusammenkünften nicht die tschechische, sondern eine fremde Sprache reden, welches eine Verachtung ihrer eigenen Muttersprache andeutet und zur Schande der ganzen Nation gereicht, so sollen diese Leute, wenn sie die tschechische Sprache reden können und doch in ihrem Vorhaben fortfahren, in Zeit von einem halben Jahre das Land räumen, bis dahin aber als Störer des allgemeinen Besten betrachtet und keiner Vorrechte und Freiheiten der übrigen Einwohner von Böhmen theilhaftig werden. Ferner, nachdem einige Einwohner der Prager Städte eine Gemeinde, die sie die deutsche nennen, unter einander errichtet haben, in diesem Königreiche aber man zu allen Zeiten von keiner andern, als von der tschechischen Gemeinde weiß, so sollen alle diejenigen, welche sich zu der genannten deutschen Gesellschaft oder Gemeinde bekennen und dreist genug sind, in ihrem Vorhaben zu beharren, mit der oben bestimmten Strafe belegt und gezüchtigt werden!"

Es ist nicht nöthig, über diese Beschlüsse etwas Weiteres zu sagen; man erkennt aus ihnen den unverfälschten Geist des Tschechenthums. Durch die Schlacht am Weißen Berge 1620 wurde diesen Zuständen ein Ende bereitet. Die Deutschen, die nun wieder massenhaft das Land besiedelten, erhielten durch die Ferdinandische Landesordnung die freie Ausübung ihrer Sprache vor Gericht, in der Schule und der Kirche.

In unserm Jahrhundert erwachte das Tschechenthum zu neuen nationalen Kraftäußerungen, die sich nicht auf dem Gebiete der Cultur, wie des geistigen Aufschwungs überhaupt geltend machten, sondern im wüsten politischen Getreibe und roher Unterdrückungssucht. Schon 1865 wurde ein Sprachenzwangsgesetz von der tschechisch-feudalen Mehrheit erlassen, das die kaiserliche Sanction erhielt und decretirte: es müsse jeder Deutsche das Tschechische erlernen, weil — man staune!

— jeder Tscheche das Deutsche erlernen müsse. Das war tschechische Logik. Weil man als Tscheche in der Welt mit dem Idiome des kleinen Tschechenvolks nicht fortkommt, dazu des Deutschen bedarf — ergo muß der Deutsche tschechisch lernen. Das ist Logik.

Dieses schändliche Gesetz, welches gerechte Entrüstung in allen deutschen Gegenden Böhmens (wir erinnern daran, daß $^2/_5$ der Bewohner und $37^1/_2$ Procent der Bodenfläche deutsch sind) hervorrief, wurde bereits im folgenden Jahre wieder beseitigt. Es wird aber übertroffen und weit in den Schatten gestellt durch das, was von Seiten der österreichischen Regierung und dem tschechisch-feudalen Landtag — aus dem sämmtliche deutsche Abgeordneten austraten — 1871 angestrebt wurde. Das sogenannte Nationalitäten-Gleichberechtigungsgesetz vergewaltigte wiederum in der rohesten Weise die Deutschen, denen die tschechische Sprache aufgezwungen wurde, falls sie überhaupt nur eine Stellung als Beamter erlangen wollten. Damit für alle Zeiten aber das Culturelement Böhmens, das deutsche, in die Minderheit versetzt würde, sollte eine neue Wahlordnung für den Landtag eingeführt werden, welche vor Allem die Interessen des reichen Adels berücksichtigte, während die des Geschäftsmannes und des Industriellen durch Ausscheidung der Abgeordneten der Handelskammern und durch Beschränkung der Abgeordneten der deutschen Städte preisgegeben wurden. Vermehrt wurde die Zahl der Abgeordneten der tschechischen Bauern, jener gefügigen Werkzeuge der Feudaljunker und der Geistlichen.

Trotzdem behauptet die deutsche Sprache in Böhmen noch immer einen festen Stand und sie wird ihn auch für alle Zeiten bewahren; noch ist jeder Gebildete ihrer kundig und er muß sie auch kennen, wenn er überhaupt fortkommen will, da die Welt nicht bloß aus dem kleinen tschechischen Sprachgebiete besteht. Der tschechische Kaufmann, der tschechische Industrielle und Großgrundbesitzer führt fast durch-

gehend und heute noch seinen Briefwechsel und die Geschäftsbücher deutsch und wird, da er in Handel und Wandel meist mit Deutschen zu thun hat, so leicht nicht davon abgehen.

Es giebt in ganz Böhmen sicher keinen auch noch so entlegenen Weiler, in dem nicht wenigstens ein Mensch deutsch versteht. Entweder lernten die Mädchen während der Dienstzeit in Prag, der Handwerker während der Wanderjahre oder der junge Bauer als Soldat mehr oder weniger geläufig deutsch sprechen. In den deutschen Bezirken Böhmens findet das Umgekehrte aber keineswegs statt; mit Ausnahme der Sprachgrenzbezirke hört man selten in den deutschen Dörfern Jemanden, der tschechisch redet, aus dem einfachen Grunde, weil die Nothwendigkeit zur Erlernung dieser Sprache nicht vorliegt. Anders in den deutschen Städten. Dort sind viele eingewanderte Tschechen, als Beamte, Handwerker u. s. w. ansässig und diese sind dann allezeit auch Propagandisten für ihre Sprache.

Die großen Ereignisse der Gegenwart, sie haben auf die Deutsch-Böhmen, wie die Deutsch-Oesterreicher überhaupt ihre gewaltige Wirkung geübt und beigetragen, deren Stellung zu klären und zu festigen. Dem protestirenden Auftreten der Deutsch-Oesterreicher war es zu danken, daß man von Wien aus uns nicht meuchlings in den Rücken fiel, als wir 1870 gegen Frankreich kämpften, dem die Tschechen ihre lauten Sympathien entgegenbrachten.*) Dank gewußt hat man es dem Deutschen aber niemals, daß er es war, der Oesterreich zusammenhielt, daß er es war, der Oesterreich geschaffen und dem Kaiserhause in den Zeiten der Gefahr am treuesten zur Seite stand. Aber die

*) Die **Národní listy** schrieben damals: „Vom Beginn dieses allergrößten Krieges standen wir mit unserer Freundschaft auf Seite Frankreichs, wie wir denn auch fürderhin stets auf Seite jenes Staates und Volkes stehen werden, das gegen die Deutschen den Krieg unternimmt, weil der Feind unseres Feindes unser Freund ist."

Feudalen, die Ultramontanen und die Hofpartei haben stets es sich angelegen sein lassen, den Deutschen zurückzusetzen und der Majorisirung solcher Nationalitäten, wie der Tschechen auszusetzen. Russische panslavistische Feste durften mit Gepränge in Böhmen gefeiert werden — die deutsche Siegesfeier verbot man. Um so kräftiger erwacht das deutsch-nationale Bewußtsein; die Jugend, der die Zukunft gehört, schwört in Böhmen jetzt bei der national-deutschen Fahne; sie kennt das Zeichen, in dem sie siegen wird. „Der Deutsche bedarf Oesterreich nicht zur Erhaltung seiner Nationalität," sprach ein deutsch-böhmischer Deputirter im Wiener Abgeordnetenhause. Karl Pickert hob hervor, daß die Regierung auf dem besten Wege sei, den Bürgerkrieg in Böhmen zu beschwören. So schrecklich es erscheinen mag, wir sehen in Böhmen auch keinen anderen Ausweg mehr, als den Rassenkrieg. Uns wenigstens scheinen die Gegensätze zu sehr geschärft und ausgebildet, als daß eine andere Lösung erfolgen könnte, es sei denn, daß unerwartete große politische Umwälzungen eine völlig neue Aera in Böhmen begründeten. Die vorgeschrittenen unter den tschechischen Nationalen hoffen in letzter Instanz, daß ihr Land russisch werde — die Deutsch-Böhmen schauen noch nicht nach Preußen. Wer aber bürgt hier für die Zukunft, wenn die Verhältnisse sich weiter so entwickeln, wie sie bisher sich entwickelt haben?

Nicht besser aber können wir die nationale und politische Stellung der Deutsch-Böhmen, wie sie heute ist, präcisiren, als durch die Wiedergabe des Ausspruches eines Mannes, der hervorragt unter den Deutsch-Böhmen. Der Historiker Schlesinger schreibt:

„Unser Posten an den Marken des deutschen Reiches ist ein schwieriger, aber auch ein ehrenhafter. Wir haben ihn durch viele hundert Jahre mit Muth und Ausdauer vertheidigt, wir rufen noch lange nicht, wie man uns gerne vorwerfen möchte, um die Einziehung dieses Postens. Wir weisen mit gerechter Entrüstung jene perfide

Verdächtigung zurück, welche unser heiliges Nationalgefühl mit angeblichen Agitationen Preußens in Verbindung bringen will. Gegenwärtig hat der deutsche Riese den wälschen Uebermuth gezüchtigt, wie es die Welt noch nicht gesehen. Wir Deutsche freuen uns, daß der Erzfeind unserer Nationalität, der auch der Erzfeind Oesterreichs seit jeher gewesen, niedergeworfen worden ist bis zur erbarmungswürdigen Ohnmacht. Wenn schon unsere Verdienste um Bildung und Gesittung, unsere Treue fürs Reich und die Verfassung, unsere Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit nicht mehr respectirt werden sollten, so wird es wohl Niemand wagen, uns angesichts der titanenhaften Aeußerung deutscher Urkraft dem slavischen Moloch zu opfern. Rasch vollziehen sich in der Gegenwart die Schicksale der Fürsten und Völker. Ruhig kann der Deutsch-Böhme der Zukunft entgegensehen, denn wenn auch das Aergste über ihn hereinbräche und er zum Schmerzensschrei genöthigt wäre, so würde nicht seine Existenz in Frage gestellt werden, sondern die jenes Staates, der seinen besten Bürger vernichten wollte."

Das deutsche und das tschechische Sprachgebiet in Böhmen.

Für die Beurtheilung der politischen und nationalen Zustände Böhmens ist es durchaus nothwendig, genau mit den numerischen Verhältnissen der beiden, dieses Land bewohnenden Nationalitäten, sowie mit der Ausdehnung des beiderseitigen Sprachgebietes sich vertraut zu machen. Ich habe versucht, dies in einer kleinen Schrift (Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen. 2. Aufl. Leipzig 1871) zu thun, und kann daher hier nur im allgemeinen darauf zurückkommen. Falsch wäre es aber, wollte man blos nach dem Procentsatz, der den Deutschen zukömmt, deren Bedeutung für Böhmen ermessen. Mehr als an anderen Orten gilt hier der Grundsatz, daß die Stimmen zu wägen, nicht zu zählen sind. Denn, macht die tschechische Bevölkerung des Landes auch $^3/_5$, die deutsche nur $^2/_5$ aus, so wird doch der Ausfall bei letzterer durch die ganze Culturstellung, dadurch, daß Handel und Industrie wesentlich in ihrer Hand sind, ausgeglichen. Palazky versuchte 1865 im böhmischen Landtage dieses zu bestreiten, und durch willkürlich gruppirte statistische Zahlen nachzuweisen, wie in all und jeder Beziehung das Uebergewicht auf tschechischer Seite sei. Tschechische Blätter haben jetzt ausgesagt, daß jene Ziffern durchaus nicht zutreffend gewesen seien — natürlich aber nur, um durch künstliche Manipulationen für sich ein noch größeres Uebergewicht „nachzuweisen".

Indem ich auf die angezeigte Schrift verweise, in der ich auch über die Ausdehnung der Deutschen in Böhmen vor dem 17. Jahr-

hundert gesprochen habe, kann ich hier nur die gegenwärtige Ausdehnung derselben berühren, wie sie sich seit dem dreißigjährigen Kriege gestaltet hat.

Wie gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Germanisirung einzelner Bezirke Böhmens nun vor sich ging, läßt sich am besten und zuverlässigsten an einem Beispiele aus den Kirchenbüchern nachweisen. Die ehemalige Herrschaft Chotjeschau, jetzt Bezirk Staab, südwestlich von Pilsen, springt als scharfer Winkel in das tschechische Sprachgebiet hinein. Dieser Bezirk, heute ganz deutsch, von Bauern bewohnt, welche die oberpfälzische Mundart reden, war vor 200 Jahren noch rein tschechisch. Vergebens sieht man sich in den Kirchenbüchern bis 1660 nach einem einzigen deutschen Namen um — nur die Prälaten von Chotjeschau waren Deutsche, tüchtige, gelehrte Männer. Da durch den dreißigjährigen Krieg die Dörfer theilweise verödet waren und die Einwohnerzahl herabgeschmolzen war, so lenkten jene Prämonstratenser ihr Augenmerk auf Bayern, von wo sie tüchtige Ackerbauer auf die leer stehenden Gründe herbeizogen. Den ersten deutschen Namen im Chotjeschauer Kirchenbuche begegnen wir 1650; 1660 kommt die erste Taufe halb deutsch, halb tschechisch eingetragen vor: „Friedrich Schuffer von Staab mit Ursul Hausfrau krzten sin gmenem Georg" (getauft ein Sohn mit Namen Georg). Hierauf sind alle Funktionen bis 1675 tschechisch eingetragen, dann begegnen wir abwechselnd bis 1680 deutschen und tschechischen; letztere sind jedoch noch in der Mehrzahl. Von 1680 ab überwiegt das Deutsche, das nun zum Siege gelangt. Neue Namen treten auf, die auf eine zahlreiche Einwanderung schließen lassen. In kurzer Zeit war das tschechische Element absorbirt und zwar auf durchaus friedlichem Wege; das Deutschthum blieb von nun an im unangefochtenen Besitz des Bezirks Staab.

Griff auch in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege die

deutsche Sprache in den heute ganz tschechischen Gegenden, namentlich den Städten, stark um sich, so blieb doch das Volk selbst slavisch; die Einwohner blieben dieselben, nur die Sprache änderte sich theilweise. Aus diesem Grunde war für dieselben denn auch die Rückkehr zum Slaventhum eine leichtere. Der Unterschied zwischen Germanisirung und Tschechisirung in Böhmen, die einander wechselseitig ablösten, beruht eben darin, daß die Tschechen als Volk gewaltsam ihre Sprache aufdrängten, was von seiten der Deutschen nie geschah, denn ihre Ausbreitung war eine naturgemäße, durch ihr geistiges oder materielles Uebergewicht bedingte. Niemals aber hat das deutsche Volk als solches seine Sprache beleidigend den Tschechen aufgezwungen — in dieser Beziehung handelte die österreichische Regierung als solche, in ihrem, oder dem Interesse der Cultur. Man muß das wohl auseinander halten.

Ist es auch richtig, wie dies sich historisch nachweisen läßt, daß ein Theil der heutigen Deutsch-Böhmen aus einer Mischung deutscher und slavischer Elemente hervorging, so ist doch ebenso gut nachweisbar, daß die Hauptmasse keineswegs ein Bastardvolk ist, sondern sich als Abkömmlinge von echten deutschen Einwandrern ergibt. Es ist viel Unfug mit dem Begriffe „Mischung" getrieben worden, in Böhmen sowohl, wie in ganz Ostdeutschland, und keinenfalls ist diese in dem Grade vorhanden, wie slavische Schriftsteller, die häufig das Interesse der Partei über die geschichtliche Wahrheit stellen, glauben machen wollen. Wo thatsächlich germanisirte Slaven vorhanden, erkennt man diese noch heute auf den ersten Blick, so in Altenburg, im hannoverschen Wendlande um Lüchow und Dannenberg, wo der Abkömmling der alten Wenden auf den ersten Blick von seinem niedersächsischen Nachbar zu unterscheiden ist und wo Spracheigenthümlichkeiten, Bauart der Dörfer, Sitten und Kleidung sofort den Slaven offenbaren. Gehen wir auf die Urkunden zurück,

so finden wir ganz entschieden, daß die Germanisirung der östlichen Länder wesentlich eine Folge der Einwanderung ist. Insbesondere wird dieses, wo geschichtliche Quellen schweigen, durch die Personennamen dargethan, die in Deutsch-Böhmen der ungeheuren Mehrzahl nach auch deutsch sind, was nicht der Fall sein könnte, hätten wir es mit Abkömmlingen der Tschechen zu thun; denn von der Unsitte, den Namen mit der Nationalität zu wechseln, wie dieses z. B. in Ungarn der Fall ist, hielten die Böhmen sich fern. Hiermit soll keineswegs geleugnet werden, daß es in Deutsch-Böhmen genug tschechische Eigennamen gibt, oder solche, denen man trotz der Verstümmlnng den slavischen Ursprung ansieht, allein dieses ist bei dem Wechselverkehr beider Nationalitäten durchaus natürlich, aber das Umgekehrte ist in demselben Maße bei den Tschechen der Fall. Auch das tschechische Landvolk weist eine starke Beimischung von deutschem Blute auf. Dafür sprechen die Geschichte der nationalen Verhältnisse des Landes, das Aussehen der Leute und endlich die vielen deutschen Eigennamen. Aus dem verstümmelten, häufig vorkommenden Fejfar läßt sich unschwer der deutsche Pfeifer erkennen. Einer der bedeutendsten tschechischen Gelehrten, Joseph Jungmann, stammte aus dem Dorfe Hudlitz, wo nachweisbar keine Deutschen gesessen haben und gegen die deutsche Abstammung eines Rieger, Brauner, Zeithammer — die heute nationale Führer der Tschechen sind — wird sich nichts einwenden lassen. Es versteht sich, daß bei den Städtern die Blutmischung in noch weit höherem Maße Platz griff, als bei dem Landvolke. Schon seit langer Zeit gilt daher in Böhmen ein deutscher oder tschechischer Namen nicht mehr als nationales Kriterium, und es gibt tausende, die nicht wissen, ob sie Deutsche oder Tschechen sind, sie sind eben zweisprachige „Böhmen".

Auch der Typus kann keineswegs durchgehend als Unterscheidungsmerkmal gelten. Wenn auch die Slaven der Sprache nach

entschieden zu dem indogermanischen Stamme gehören, so sind sie doch der Schädelform nach von allen übrigen Gliedern dieser großen Völkerfamilie getrennt. Sie zeichnen sich konstant durch brachycephale Schädel aus. Wie kam, so fragt der Ethnograph mit Recht, diese Brachycephalie unter die sonst durchaus dolichocephalen indogermanischen Stämme? Auf Böhmen als Unterscheidungsmerkmal für Tschechen und Deutsche angewandt verliert aber die Schädelbildung viel an Werth; man sieht, daß die dolichocephale Form bedeutend vorwiegt.*) Die Haare der Bewohner deutschen wie tschechischen Stammes finden wir vom hellsten Flachsblond bis zum Rabenschwarz in allen Abstufungen; hier und da sehen wir bei den Tschechen stärker hervortretende Backenknochen, tiefer liegende Augen als bei den Deutschen im allgemeinen — doch im ganzen ist keine wesentliche Abweichung zu bemerken. Der westslavische Typus nähert

*) Wissenschaftlich hat sich mit den hierauf bezüglichen Fragen nicht etwa ein Tscheche, sondern ein Deutscher, der k. k. Oberarzt Dr. A. Weisbach in Wien, beschäftigt. (Archiv für Anthropologie II. 285.) Er weist dort auch nach, daß die alten Grabschädel in Böhmen sich von denen der heutigen Deutschen wie Tschechen sowohl unterscheiden. Er hat auch das Gehirn der verschiedenen Rassen Oesterreichs von zahlreichen Individuen gewogen, und dabei folgende Mittelwerthe erhalten:

Gewicht	des	Gehirns	der	Tschechen	1368,31	Grammen
„	„	„	„	Rumänen	1326,58	„
„	„	„	„	Magyaren	1322,86	„
„	„	„	„	Polen	1320,59	„
„	„	„	„	Ruthenen	1320,63	„
„	„	„	„	Deutschen	1314,50	„
„	„	„	„	Slowaken	1310,74	„
„	„	„	„	Südslaven	1305,14	„
„	„	„	„	Italiener	1301,37	„

(Archiv für Anthropol. I. 313.) Wollte man nach der Schwere des Gehirns auf die Intelligenz schließen, dann ständen die Tschechen weit über den Deutschen und Italienern!

sich durch das blonde Haar und die blauen Augen schon dem germanischen und steht diesem, was das Aussehen belangt, ungleich näher als den Südslaven.

Die vollständige Festsetzung des deutschen Elements innerhalb der Grenzen, welche es noch heute inne hat, erfolgte also nach dem dreißigjährigen Kriege. Seitdem hat sich die Sprachgrenze nur wenig herüber und hinüber verändert, wie aus dem Berichte des Pilsener Edelmanns Anton Frozin (oder Phrosinus) hervorgeht. Er bereiste 1699—1701 ganz Böhmen und bestimmte die Grenzen beider Nationalitäten folgendermaßen.

„Der Bechiner Kreis ist zu guten drei Theilen nur von Tschechen bewohnt, ein Theil von Budweis bis Kaplitz und zur Moldau hat eine gemischte deutsche Bevölkerung. Der größte Kreis nach ihm ist der Prachimer: auch hier finden sich drei Theile Tschechen; im vierten, um Bergreichenstein, dann auf einem Streifen Landes gegen Chrobolt, Wallern und Krummau, wohnen bloß Deutsche. Der dritte der Größe nach ist der Pilsener, hier ist die Hälfte der Bewohner deutsch, die Deutschen wohnen in der Richtung gegen Tepl und Bischof-Teinitz, die Tschechen gegen Klattau, Nepomuk und Rokytzan. Der Königgrätzer ist der vierte der Größe nach, hier befinden sich bloß Tschechen, nur daß auf einigen kleineren Gütern von auswärts angesiedelte deutsche Kolonisten wohnen. Am Riesengebirge befinden sich in der Gegend zwischen Trautenau und Braunau etwa fünf deutsche Städte. Die Glatzer Gegend zähle ich jedoch nicht zu Böhmen. Der Bunzlauer Kreis gleicht in der Bevölkerungszahl dem Königgrätzer, nicht jedoch in der Größe; drei Theile desselben sind tschechisch; ein vierter kleiner, aber stark bevölkerter — so daß man ihn fast als ein Drittel des Kreises ansehen kann — ist ganz deutsch. Ihm folgt in der Größe der Tschaslauer; derselbe ist mit Ausnahme von etwa fünf kleinen Gemeinden ganz tschechisch. Der

Leitmeritzer ist in einem Theile, welcher von Außig abwärts liegt, deutsch; in einem gleich großen, gegen Melnik zu, tschechisch. Im Saazer Kreise gibt es bloß Deutsche mit Ausnahme von etwa vier Ortschaften um Laun und Kaden. Der Chrudimer Kreis ist bis auf eine geringe Anzahl auswärtiger deutscher Kolonisten ganz tschechisch. Der Elbogener Kreis ist bis auf etwa zwei Ortschaften ganz deutsch. Der Kaurimer, welcher in Prags Nähe liegt, und an Größe dem Elbogener gleicht, ist ganz tschechisch. In dem ihm nun folgenden Schlaner Kreise, gibt es nur Tschechen, mit Ausnahme einiger wenigen kleinen Herrschaften, wo Deutsche aus dem Reiche und aus andern Gegenden vor kurzem angesiedelt worden sind. Der Podbrder Kreis ist ganz tschechisch; ebenso der Rakonitzer, mit Ausnahme einer einzigen paritätischen Ortschaft. Der Moldauer Kreis ist der kleinste und mit Ausnahme einer einzigen Ortschaft, wo die Bergleute Deutsche sind, ganz tschechisch." Aus dieser Beschreibung des Phrosinus ist zu ersehen, daß seitdem eine wesentliche Aenderung in der Sprachgrenze nicht vorgefallen ist. Die Aufzählung der einzelnen Dörfer und Städte, über welche die Sprachgrenze führt, muß ich hier unterlassen. Das deutsche Gebiet Böhmens ist — gegenüber dem kompakten tschechischen — zerstückelt, wie aus der nachstehenden Aufzählung hervorgeht.

Das Hauptgebiet des deutschen Volkes in Böhmen nimmt den Norden und Nordwesten des Landes ein, es zieht sich von der Iser im Osten, wo der Jitschiner und Bunzlauer Kreis am Riesengebirge aneinander grenzen, in einem ununterbrochenen bald breiten, bald schmäleren Gürtel, oft mit scharfen Biegungen gegen Süden ins tschechische eingreifend, bis an die bayrische Grenze und an den Böhmerwald, da, wo die Bezirke Ronsperg und Taus aneinander grenzen. In dem letzteren tritt das tschechische Element am weitesten nach Westen, bis fast dicht an die bayrische Grenze vor und

läßt nur einen äußerst schmalen deutschen Streifen übrig, der die Verbindung des großen nordwestlichen deutschen Gebietes mit dem südwestlichen deutschen und bayrisch-österreichischen Grenzdistrikte herstellt. Dieses Vordringen der Tschechen hinter Taus (die hier allein dialektisch geschieden von der Hauptmasse ihres Volkes in Böhmen sind) bezeichnet überhaupt den westlichsten Punkt der großen slavischen Völkerfamilie, die von hier bis zur Wolga und Kama in Rußland in ununterbrochener Folge sitzt. Der letzte tschechische Ort hier ist Kubitzen, nur eine halbe Stunde von der bayrischen Grenze. Dem Hauptgebiete der Deutschen in Böhmen gehören an: der nördliche und nordwestliche Theil des Bunzlauer Kreises, der bei weitem größere Theil des Leitmeritzer Kreises, nämlich der ganze Norden und die Mitte, der Saazer Kreis mit Ausnahme der östlichen Ecke, der Egerer Kreis vollständig, der nordwestliche Theil des Pilsener Kreises.

Wie im ganzen die Sprache der Deutschen in Böhmen sich als Ausläufer der nachbarlichen deutschen Mundarten darstellt, so herrscht in dem hier in Rede stehenden Hauptgebiete der Deutsch-Böhmen zunächst im Böhmerwalde die fränkische Mundart, die auch in den Egerer Kreis vordringt. Der südliche Theil des Egerer Kreises, sowie der damit in Verbindung stehende Theil des Pilsener Kreises gehören zum Bereich der benachbarten oberpfälzischen Mundart, der Norden des Egerer, Saazer und Leitmeritzer Kreises zu jenem des obersächsischen (meißnisch-thüringischen) Dialektes. Im deutschen Antheile des Jungbunzlauer Kreises herrscht schlesische Mundart. Größe und Einwohnerzahl dieses deutschen Hauptgebietes ist aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich.

Die Bezirke Neuern, Neugedein, Klattau und Taus des Pilsener Kreises bleiben hier unberücksichtigt, da sie der nachfolgenden Abtheilung der Deutsch-Böhmen im südwestlichen Grenzstreifen

zugerechnet werden müssen. Es entfallen auf das große deutsche Gebiet des Nordens und Nordwestens:

Vom Jungbunzlauer Kreise	30,74	Q.-M.	225,400	Einw.
„ Leitmeritzer Kreise	45,83	„	370,300	„
„ Saazer Kreise	49,19	„	216,900	„
„ Egerer Kreise	75,86	„	352,200	„
„ Pilsener Kreise	26,35	„	90,500	„
Summa	227,97	„	1,255,300	„

An den südlichen Theil des Böhmerwaldes, an Bayern und das Erzherzogthum Oesterreich sich anlehnend, somit im Zusammenhange mit dem Hauptgebiet des Deutschen, zieht sich von Nordwesten nach Südosten ein immer breiter werdender deutscher Streifen an der böhmischen Grenze hin, der im Nordwesten, da, wo die böhmische Westbahn den Böhmerwald durchschneidet, kaum eine halbe Stunde breit, an der Stelle seiner größten Breite jedoch, vom Plöckelstein bis in den Netolitzer Bezirk, $5\frac{1}{2}$ Meile breit ist. Er ist bewohnt zum größten Theile von Deutschen des bayrisch-österreichischen Stammes (im Nordwesten von Franken), die im waldigen Gebirge wenigstens seit Urzeiten angesessen sind. Dieser Theil des deutschen Gebietes fällt in die südwestlichen Theile der Kreise Pilsen und Pisek und in den südlichen Theil des Kreises Budweis. Bei diesem deutschen Streifen kommen folgende Bezirke in Betracht: vom Pilsener Kreise: Taus, Neugedein, Neuern, Klattau. Vom Piseker Kreis: Schüttenhofen, Berg-Reichenstein, Winterberg, Prachatitz, Netolitz. Vom Budweiser Kreis: Ober-Plan, Kalsching, Budweis, Krummau, Hohenfurth, Kaplitz, Grazen, Schweinitz. Die Deutschen im Budweiser Bezirke stehen theils mit der Hauptmasse in Verbindung, theils bilden sie um die vorherrschend deutsche Stadt Budweis herum eine deutsche Sprachinsel. Doch sind in dieser bereits viele gemischte Dörfer vorhanden.

Im Ganzen umfaßt dieser südwestliche deutsche Grenzstreifen 60,65 Quadratmeilen mit 193,700 Bewohnern.

In den zum Budweiser Kreise gehörigen beiden Bezirken Neubistritz und Neuhaus wohnen zahlreiche Deutsche. Sie sind ein vorgeschobener Ast des großen deutschen Sprachgebiets, das aus dem Erzherzogthum Oesterreich und Mähren über die böhmische Grenze tritt, und der in einer Länge von 5 Meilen (von Kainn an der österreichischen Grenze bis an die Grenze des tschechischen Bezirkes Kamenitz) sich in die Hauptmasse der Tschechen hineinerstreckt und in seiner größten Breite im Neubistritzer Bezirke gegen 2 Meilen breit ist. Die Deutschen dieses Theiles von Böhmen gehören dem bayrisch-österreichischen Stamme an. Sie zählen auf 7,60 Quadratmeilen 33,400 Bewohner.

Die an der mährisch-böhmischen Grenze mitten im tschechischen Sprachgebiete liegende deutsche Iglauer Sprachinsel hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von fast 6, von Osten nach Westen in ihrer größten Breite eine solche von fast 3 Meilen. Der kleinere Theil mit der Stadt Iglau liegt in Mähren, der größere, nördlichere in Böhmen in den Bezirken Polna und Deutschbrod des Tschaslauer Kreises. Auch diese Deutschen gehören dem bayrisch-österreichischen Stamme an. Der auf Böhmen entfallende Theil der Sprachinsel umfaßt 3,80 Quadratmeilen mit 15,000 Einwohnern.

Im Osten Böhmens, an Mähren grenzend, reicht ein Theil des Schönhengstler Landes in das tschechische Gebiet des Chrudimer Kreises hinein. Dieses etwa 20 Quadratmeilen große Ländchen ist eine deutsche Sprachinsel, welche im Norden durch einen an der schmalsten Stelle (beim tschechischen Dorfe Hermanitz) nur eine Stunde breiten tschechischen Gürtel von der Hauptmasse des deutschen Gebiets in Mähren und Schlesien getrennt ist. Man hält die Einwohner, deren Idiom auf den österreichisch-bayrischen Sprachstamm hinweist,

und die sich vielfach durch alte Sitten und Gebräuche auszeichnen, für uraltdeutsche Insassen, die niemals von den Slaven aus ihren Sitzen vertrieben wurden. Während die größere Hälfte des Schönhengstler Ländchens zu Mähren gerechnet wird, gehört die kleinere mit 9,8 Q.-M. und 54,500 Einw. zu Böhmen und zwar sind es die Bezirke Landskron (vorwiegend deutsch), Wildenschwert, Leitomischl und Politschka, in welchen wir die Deutschen zu suchen haben.

Gleichfalls im Osten Böhmens an die Grafschaft Glatz sich anlehnend zieht ein schmaler deutscher Grenzstreifen hin, der allenthalben jedoch mit dem deutschen Hauptgebiet in Mähren und Schlesien im Zusammenhange steht. Er beginnt noch im Bezirke Landskron an der mährischen Grenze, geht durch die Bezirke Grulich (fast ganz deutsch), Senftenberg, Reichenau und Neustadt an der Mettau, reicht aber von der schlesisch-böhmischen Grenze im äußersten Fall (Bezirk Reichenau) nur 2 Meilen ins Innere, ist aber sonst fast überall weit schmäler. Dieser deutsche Grenzstreifen würde mit dem folgenden im Zusammenhange stehen, wenn nicht vom Bezirke Nachod aus das tschechische Sprachgebiet auf den Boden des deutschen Reiches hinüber, nach der Grafschaft Glatz, reichte, und zwar sind es 6 Ortschaften mit 3500 Einwohnern zwischen Nachod in Böhmen und Lewin im Glatzischen, welche rein tschechisch sind. Preußische Tschechen!

Der deutsche Riesengebirgsdistrikt, im Nordosten Böhmens an das deutsche Gebiet preußisch Schlesiens sich anlehnend, fällt zum kleineren Theil in den Bezirk Königgrätz, zum größeren in den Bezirk Jitschin. Vom Kamm des Gebirges greift er weit in das Elbthal hinein, die Elbe an mehreren Stellen nach Südwesten zu überschreitend. In seiner weitesten Ausdehnung von der schlesischen Grenze im Bezirke Schazlar bis nach Welchow im Bezirke Jaromjersch ist er über 5 Meilen breit, im Westen dagegen, bei Rochlitz, an der Grenze des Jitschiner und Bunzlauer Kreises erscheint dieses deutsche Terri-

torium nur eine Stunde breit, steht hier aber mit der großen nordwestlichen Hauptmasse des deutsch-böhmischen Gebietes im Zusammenhang. Die Bewohner sind mit den deutschen Schlesiern eines Stammes. In Betracht kommen hier die Bezirke Braunau (deutsch), Königinhof, Jaromjersch und Politz des Königgrätzer Kreises, Trautenau, Arnau, Neu-Paka, Hohenelbe, Schazlar, Marschendorf, Starkenbach, Rochlitz des Jitschiner Kreises. Die Größe des hierher gehörigen deutschen Sprachgebietes beträgt 25,91 Quadratmeilen mit 165,700 Einwohnern. Zu bemerken ist hier, daß die deutschen Theile im Bezirke Neu-Paka schon sehr vom tschechischen Elemente durchsetzt sind, und daß die westlichen deutschen Dörfer dieses Bezirkes faktisch schon eine Enclave bilden.

In den voranstehenden Angaben ist das von den Deutschen Böhmens in Böhmen im Zusammenhange bewohnte Gebiet vollständig enthalten, keineswegs ist aber die Zahl der Deutschen in Böhmen damit erschöpft, denn in großer Anzahl wohnen sie noch namentlich in den Städten des tschechischen Gebietes, bilden auch in Prag eine völlige Sprachinsel. Man hat es angezweifelt, ob die Deutschen der Hauptstadt wirklich eine Sprachinsel bilden, allein mit Unrecht. Unsere Landsleute sind in Prag seit den ältesten Zeiten angesessen, sie waren es, welche der Stadt den städtischen Charakter gaben. Durch sie ist Prag die einzige große Stadt Böhmens überhaupt — alle andern Städte sind klein, da das bürgerliche Element bei den Tschechen nur zu schwacher Entwicklung kam. Zählt man bloß die Köpfe, so ist Prag allerdings vorwiegend tschechisch, wägt man aber die Stimmen, so stellt sich die Bedeutung des deutschen Elements sofort klar an den Tag. Der Großhandel und die wichtige Industrie der Stadt sind fast vollständig in den Händen der Deutschen, wie dieses seit Jahren unzweifelhaft durch die Wahlen zu den Handelskammern dargethan wird, die in ihrer großen Majorität trotz un-

glaublicher Gegenanstrengungen der Tschechen deutsch ausfallen. Auch ist ebenso unstreitig der deutsche Theil der Prager Bevölkerung der gebildetere und wohlhabendere. Genau dieselben Verhältnisse herrschen in der gemischten Stadt Pilsen, wo ebenfalls die Tschechen numerisch überwiegen. Man findet noch Angaben, daß Beraun, Laun, Kuttenberg, Kolin u. s. w. gemischte Städte seien: früher, wo die Bestimmung der Nationalität in Böhmen nicht so genau wie heute genommen wurde, war das der Fall, heute sind diese Städte als ganz tschechisch anzusehen. Trotzdem ist die Zahl der durch das tschechische Gebiet zerstreuten Deutschen noch bedeutend und sie fällt kleiner oder größer aus, je nachdem man die durchweg deutsch redenden Juden ihnen beizählt oder nicht. Es ist eine sehr niedrige Schätzung, wenn wir die über das tschechische Sprachgebiet zerstreuten Deutschen auf 51,000, darunter 30,000 in Prag annehmen.

Stellen wir nun die einzelnen von den Deutsch-Böhmen bewohnten Hauptgebiete, Grenzstreifen und Sprachinseln zusammen, so erhalten wir folgende Uebersicht:

	Q.-M.	Einw.
1. Das Hauptgebiet im Norden u. Nordw.	227,97	1,255,300
2. Der südwestliche Grenzstreifen . . .	60,65	193,100
3. Neubistritz und Neuhaus	7,60	33,400
4. Böhm. Theil der Iglauer Sprachinsel .	3,80	15,000
5. Böhm. Theil des Schönhengstler Landes	9,80	54,500
6. Das an's Glatzische grenzende Gebiet .	6,90	39,800
7. Das Riesengebirgsgebiet	25,91	165,700
8. Zerstreute Deutsche	—	51,000
Summa	342,63	1,807,800

Dieser Zusammenstellung des Gebietes und der Anzahl der Deutsch-Böhmen gegenüber wird es nun leicht, Sprachgebiet und Zahl der Tschechen zu constatiren.

Die Tschechen haben bei weitem den größeren Theil Böhmens inne, sie verbreiten sich über das ganze Innere, weichen aber den gebirgigen Gegenden fast allenthalben aus. Mit dem Gebiete ihrer Stammesgenossen in Mähren, und somit mit dem gesammten Slaventhum, hängen sie nur durch einen schmalen $14^1/_2$ Meilen breiten Gürtel zusammen, der im Südwesten von Neuhaus-Neubistritz, im Nordosten vom deutschen Schönhengstler Lande begrenzt, außerdem noch von der Iglauer Sprachinsel durchbrochen wird. Das tschechische Gebiet Böhmens, dessen Größe man erhält, wenn man die oben erwähnten deutschen Gebiete von dem Gesammtgebiet abzieht (somit 560,22 niederösterr. Q.-M.) präsentirt sich als ein großes, etwas verschobenes Viereck, das sich mit seiner Basis an die mährisch-österreichische Grenze anlehnt. Es schiebt einmal die Zunge von Taus (Domažlice) gegen die bayrische Grenze vor, tritt dann zwischen Grazen und Neubistritz in das Erzherzogthum Oesterreich über und geht auch durch das Flußgebiet der Mettau bei Nachod ins Glatzische. Während nun die Deutschen zahlreiche Sprachinseln im tschechischen Gebiete bilden und auch vereinzelt in großer Anzahl unter den Tschechen wohnen, ist dieses umgekehrt nicht der Fall, denn nur eine einzige tschechische Sprachinsel ist vorhanden. Sie besteht aus 9 theilweise gemischten Dörfern um die deutsche Stadt Mies (Bezirk Mies, Kreis Pilsen) herum. Die deutsche Sprache ist in diesen Dörfern jedoch sehr verbreitet und der größere Theil der Einwohner zweisprachig. Rein tschechisch ist der Kreis Tabor, fast ganz tschechisch der Kreis Prag, zu 93 Procent der Kreis Tschaslau (dem nur die deutsche Iglauer Enclave Abbruch thut). Es folgen mit einer Intensität von über 80 Procent der tschechischen Bevölkerung der Chrudimer und Pisecker Kreis. Zwischen 80 und 50 Procent nimmt die tschechische Bevölkerung ein in den Kreisen Königgrätz, Jitschin, Pilsen und Budweis. Sie sinkt unter 50 Procent in den übrigen Kreisen und ist

gar nicht vertreten im Egerer Kreis. Die Anzahl sämmtlicher Tschechen in Böhmen beträgt nach der Zählung von 1857 (approximativ) 2,810,700.

Stellen wir nun — ohne Rücksicht auf die Juden — die beiden Nationalitäten Böhmens nach Größe des Sprachgebiets und der Seelenzahl einander gegenüber, so ergiebt sich

Deutsch	342,63	Q.=M.	1,807,800 Einw.
Tschechisch	560,22	„	2,810,700 „

Da nun Böhmen einen Flächeninhalt von 902,85 niederösterreichischen Q.=M. (943,71 geogr. Q.=M.) besitzt, so entfallen auf das deutsche Sprachgebiet 37,50 und auf das tschechische 62,50 Procent. Die Einwohnerzahl des gesammten Königreichs betrug nach der Volkszählung vom 31. October 1857: 4,705,500. Es entfallen somit auf die deutsche Bevölkerung 38,3 Procent; auf die tschechische 60 Procent.

Diese Zahlen gelten für die Volkszählung vom Jahre 1857. Seitdem hat sich Böhmens Bevölkerung, wie die Zählung von 1869 bewies, um 400,000 Seelen gehoben, doch ist anzunehmen, daß durch diese Vermehrung das relative Verhältniß zwischen Deutschen und Tschechen sich nicht änderte. Ficker berechnet, daß in Böhmen gegenwärtig 3,200,000 Tschechen und 2,000,000 Deutsche leben und dieses mag der Wahrheit am nächsten kommen.

Es ist mir in Böhmen passirt, daß mir plötzlich auf tschechische Anfrage die Antwort im nächsten Dorfe ausblieb oder umgekehrt. Und doch sind die Uebergänge keineswegs so schroff, wie es hiernach erscheinen möchte, denn mehr oder minder, wo nicht physikalische Hindernisse dazwischen treten, zieht entlang der Sprachgrenze eine Reihe gemischter Ortschaften, in bald schmälerem, bald breiterem Saume, bald mit vorherrschend deutscher, bald mit überwiegend tschechischer Bevölkerung. Sehr auffällig ist dieses Verhältniß in der südwestlichen Gegend bei Prachatitz, das wir als Beispiel hier aus-

wählen.*) Dort läßt sich von einer scharfen Scheidung der Landessprachen gar nicht reden, weil es einestheils Dörfer mit gemischter Bevölkerung giebt, wie z. B. Geisbühel, Grilling, Drislawitz, Soletin, Kliftau, und weil es anderntheils an der Sprachgrenze Ortschaften giebt, deren Einwohner meistentheils beider Sprachen kundig sind, z. B. Altprachatitz, Wostrow, Wossek, Gahau u. a. Die Stadt Prachatitz selbst wird von der Sprachgrenze, so zu sagen, durchschnitten, indem in der „unteren" Vorstadt alles wohnt, was von tschechischem Element vorhanden ist. Dieses ist numerisch aber sehr unbedeutend. Nachdem tschechische Ortschaften nördlich und östlich bis an die Thore der Stadt reichen, mehrere von ihnen dahin eingepfarrt und eingeschult sind, und nachdem daher die Städter mit ihren Nachbarn tschechischer Zunge in stetem Verkehr stehen, so ist es natürlich, daß beinahe jeder Prachatitzer auch der tschechischen Sprache mächtig ist. Zur Alleinherrschaft ist das Deutschthum in Prachatitz erst 1791 gelangt.

Steht auch, wie wir hervorgehoben haben, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts im ganzen genommen die Sprachgrenze fest, so sind doch immer noch bis zu dem heutigen Tage kleine Schwankungen herüber und hinüber bemerkbar, die leise beginnend im Verlaufe von zwei Generationen ein Dorf für die eine Nationalität gewinnen, für die andre verlustig machen können. Schule und Kirche sind hier je nach der in ihnen herrschenden Sprache von großem Einflusse. Wir wollen einige Beispiele anführen.

Von den deutschen Enclaven im tschechischen Sprachgebiet sind einige im Absterben begriffen oder bereits abgestorben. Es gilt dies natürlich nur von den kleineren Sprachinseln, die eines festen Haltes

*) Vergl. Mitth. des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen. IV. 77.

entbehren, während größere, wie z. B. die von Iglau, genügenden Halt besitzen, um dem tschechischen Elemente zu widerstehen. Deutsch-Nepomuk, im Bresnitzer Bezirke des Pisecker Kreises, wurde 1727 auf der Prager erzbischöflichen Domäne Rožmital von dem damaligen Erzbischof Graf Ferdinand Kuenburg von bayrischen Kolonisten begründet. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte die Zahl der fleißigen Leute, die den Wald urbar machten, sich derart vermehrt, daß sie ein zweites Dorf, Neu-Nepomuk oder Neudorf, gründeten. Beide haben heute gegen 500 Einwohner, die zu einer ganz tschechischen Kirche (Alt-Rožmital) eingepfarrt sind und hierdurch, wie durch den ständigen Verkehr mit tschechischen Nachbarn und Wechselheirathen mit diesen sich allmählich tschechisirt haben. Nur die ältere Generation spricht noch ein wenig „bayrisch" und hat eine Ahnung, daß ihre Vorfahren aus dem Reiche kamen.

Um dem Ackerbau und den Gewerben aufzuhelfen, begünstigte der erleuchtete Kaiser Joseph II. auf alle Weise die Einwanderung der Deutschen aus dem „Reiche" in seine Staaten. Am großartigsten wurde die Kolonisation im Banate und Ungarn betrieben, aber auch in tschechische Gegenden verpflanzte er Deutsche. Schlesische Einwanderer gründeten 1785 das Dorf Kowansko im Bunzlauer Kreise; auf der ehemaligen Kameralherrschaft Pardubitz entstanden die deutschen Dörfer: Gunstdorf, Weska, Kleindorf, Teichdorf (Deutsch-Lan), Sehndorf, Dreidorf (Deutsch-Platnitz), Trauendorf, Maidorf, Streitdorf und Deutsch-Jesnitschan. Je nachdem diese Dörfer nun deutsche Schulanstalten hatten oder tschechischen Schulen zugetheilt wurden, ist auch die Tschechisirung im Verlauf von beinahe einem Jahrhundert mehr oder minder bei ihnen vorgeschritten. Während nämlich die Gemeinden Gunstdorf, Weska, Kleindorf und auch Sehndorf noch als rein deutsch bezeichnet werden können, hat die Zahl der Deutschen in Teichdorf, Dreidorf und Trauendorf schon bedeutend

abgenommen. In Maidorf und Streitdorf ist die deutsche Bevölkerung schon in der Minderheit, in dem ehemaligen Deutsch-Jesnitschan aber schon ganz verschwunden.

Im Tschaslauer Kreise wurden 1788 durch deutsche Familien aus der Gegend von Böhmisch-Leipa die Dörfer Karlshof und Libinsdorf gegründet; in der Klattauer Gegend entstand das Dorf Schönwillkomm. Auch diese Dörfer sind heute großentheils abgestorben, aus denselben Gründen, die bei Deutsch-Nepomuk aufgeführt wurden. Tschechischen Angaben (Čechy. Země a národ) entnehme ich noch folgende Angaben. Im Eingehen begriffen sind die deutschen Kolonien Dalkowitz und Kbel, welche zu Ende des 17. Jahrhunderts vom deutschen Reiche aus besetzt worden waren, ferner jene der Bergleute bei Přibram und die deutsche Bevölkerung auf den parzellirten Höfen in Bilskow, Brtew, Lukawetz und Oberneudorf, die im 18. Jahrhundert in der Nähe von Hořitz angesiedelt wurden. Ein allmähliches Vorgehen der deutschen Bevölkerung ist nur im nordwestlichen Streifen zu bemerken. Noch zu Schaller's Zeiten (1780) war Pitschan bei Leitmeritz tschechisch; ebenso befanden sich im Mittelgebirge mehr tschechische, nun germanisirte Dörfer, als jetzt. Walsch im Elbogener Kreise war gemischt, jetzt ist es deutsch. Ebenso herrschte noch die tschechische Sprache östlich von Kopain (Kopania) und Střezimeřitz bei Jaromjersch, dann bei Stahlau und Raschen (Rašovice) bei Böhmisch-Aicha. Noch im Jahre 1829 wurden bei Saaz vier gemischte Dörfer erwähnt: Welichow, Dreihofen (Záhoři), Bezděkow und Rybňan, die jetzt germanisirt sind. Auch im Süden von Manetin ist die deutsche Sprache vorgedrungen. Dagegen ist — außer den oben erwähnten Beispielen — ein Vorgehen des tschechischen Elementes namentlich seit 1845 unter dem Einflusse tschechischer Geistlichen und tschechischer Schulmeister an vielen andern Orten wahrnehmbar. An der bayrischen Grenze bemerkt man dieses namentlich bei Drosau

(Stražov); in Krummau und der Budweiser Gegend soll sich die tschechische Sprache heben. Die Stadt Budweis ist aber trotz aller Gegenanstrengungen, die namentlich von Seiten des Bischofs Valerian Jirsik und der unter im stehenden Geistlichen betrieben werden, vorherrschend und mit Entschiedenheit deutsch. In den gemischten Dörfern um Neu-Paka hat das tschechische die Ueberhand; dasselbe findet bei Hennersdorf (Hořejši Branna) und Hüttendorf (Zalesni Lhota) statt. Auch in der Umgebung von Wildenschwert und Deutschbrod soll das Deutsche nach jener tschechischen Quelle an Boden verlieren. Bei Leitomischl ist das Dorf Strakole (Strakov) schon tschechisirt und Riedweis bei Königgrätz, früher deutsch, wird als gemischt angesehen.

Bei den Wechselwirkungen, die seit Jahrhunderten herüber und hinüber zwischen den beiden Nationalitäten Böhmens stattfinden, bei dem häufigen Verschieben der Sprachgrenze nimmt es kein Wunder, wenn man die Ortsnamen nicht als ein Kriterium der letzteren aufstellen darf. Innerhalb des deutschen Sprachgebiets liegt eine große Menge slavischer Ortsnamen, ja man kann sagen, daß diese die Mehrzahl bilden. Nichts destoweniger giebt es Gebiete — namentlich in den Gebirgen, wohin der Slave nie vordrang, mit rein deutschen Ortsnamen.

Beraun und Karlſtein.

Die im Jahre 1862 eröffnete böhmiſche Weſtbahn führt ein großes Stück des Landes jetzt nahe vor die Thore Prags, und Gegenden, die bisher von den Bewohnern der Hauptſtadt nur ſelten aufgeſucht wurden, werden nun von neugierigen Touriſten förmlich überſchwemmt. Die Scharka, Roſtok, Bubentſch u. ſ. w. haben ihr ausſchließliches Privilegium verloren und der Strom wendet ſich jetzt mit Vorliebe dem vernachläſſigten Weſten zu, um in deſſen romantiſchen Thälern, auf alten zerfallenen Burgen und im friſchen Grün der Laubwälder oder unter düſtern Tannen die Reize der Natur zu genießen. Bis nach Pilſen, bis nach Taus (Domažlice), der tſchechiſchen ultima Thule, geht der Zug, bis dahin, wo an der bayriſchen Grenze der grüne Kamm des Böhmerwaldes, die Schumava der Tſchechen, den Deutſchen ein nicht beachtetes Halt zuzurufen ſcheint.

Früher war das anders. Vom Nachmittage bis zum andern Morgen fuhr man mit dem „Stellwagen", ehe man nach Pilſen gelangte, und eine ſolche Fahrt hatte auch ihre Reize. Inmitten der Stadt, in dem alten, weitläuftigen Gaſthofe „beim Platteis", der in Prags Localgeſchichte eine Rolle ſpielt, ſtand der überaus ſchmutzige Stellwagen zur Abfahrt bereit. Bis zur nächſten Station, dem Städtchen Beraun, fährt er fünf Stunden und wir haben Muße, die Mitreiſenden kennen zu lernen. Das Aujezder Thor war damals noch nicht der ſtattliche Bau, der jetzt vor unſern Augen aufſteigt;

der Wagen rumpelte hindurch nach dem Smichow und bog dann nach der jetzt verödeten Landstraße rechts ab. Sie beginnt hinter Koschiř allmählich zu steigen, bei Motol springt ein mächtiger Grünsteinfelsen in sie hinein, der oben mit einem Kreuze gekrönt ist. Ueberall, rechts und links, wohin das Auge blickt, Heiligenbilder; bald ist es St. Florian, der in voller Rüstung mit Hammer und Zange an dem Hause eines Schmiedes angebracht ist, bald Johannes von Nepomuk an einem Bächlein mit Palmenzweig, Krucifix und dem Sternenkranze über dem Haupte. Die blondköpfigen Kinder, die in den Dörfern an der Landstraße umherspringen, grüßen mit: Gelobt sei Jesu Christ! — und das Alles auf althussitischem Boden.

Die Straße führt immer steiler hinan; der Kutscher, ein echter Vollblutscheche, der nur wenige Worte deutsch spricht, flucht und wettert auf die Pferde. Die Reisegesellschaft ist recht gemischt; mir gegenüber sitzt ein Sohn Israels aus Pilsen, er ist noch vom alten Schlage und man sieht es ihm an, daß er strenggläubig ist und koscher lebt. Er kehrt heim von den Geschäften, die ihn nach Prag riefen. Dort hat er sich den neuesten „Tagesboten" gekauft, er zieht ihn aus der Tasche und beginnt zu lesen. Mein Nachbar zur Rechten ist ein junger tschechischer Student, der in die Ferien reist; er ist in Nationalkleidung und schießt wüthende Blicke auf den Juden, der nichts Böses ahnt und über den doch das Gewitter hereinbrechen soll: „Warum haltet Ihr Israeliten, so beginnt er seine Rede in wohlgesetztem Tschechisch, warum haltet Ihr es mit den Feinden des Landes? Lebt Ihr nicht von tschechischem Brote?*) Trotzdem leset Ihr die schmähsüchtigen deutschen Blätter, die von Verunglimpfungen unsrer Nation

*) Beliebte Redensart. Oni jim česky chleb, sie essen tschechisches Brot, ist ein Vorwurf, den jeder Deutsche oder Jude täglich unter den Tschechen hören kann, wenn er nicht mit ihnen in dasselbe Horn stößt.

wimmeln! Wollt Ihr nie echte und wahre Söhne des Vaterlandes werden?"

Der Jude steckte seinen „Tagesboten" in die Tasche, schaute den jungen „Wlastenec" (Vaterlandsfreund) über die Brille eine Weile an und begann dann in eigenthümlich accentuirtem Tschechisch: „Herr Student, Sie sagen da viel auf einmal. Unsere Vorfahren wohnen seit länger als 1200 Jahren in diesem Lande und sind eine Wohlthat für dasselbe gewesen. Denn da, wo Ihre Nation ein Bürgerthum nicht zu schaffen verstand, wo eine Lücke sich zwischen Hoch und Niedrig zeigte, da traten wir und die von Euch herbeigerufenen Deutschen ein und bildeten das Mittelglied. Wir leben von unserer Arbeit und nicht von Ihrem Brode, wir lesen die deutschen Blätter und halten zu den Deutschen, weil auf ihrer Seite Cultur und Handel sind."

Der Streit zog sich in die Länge und drohte heftiger zu werden. Als daher zur rechten das Plänerplateau des weißen Berges auftauchte, warf ich die Frage hin, ob dort nicht die berühmte Schlacht stattgefunden hätte? Der Student war wohlbewandert in der Geschichte seines Vaterlandes, ließ den Streit mit dem Israeliten und sprach ebenso fließend deutsch mit mir, wie vorher mit dem Juden tschechisch. „Dort oben haben die Deutschen und Jesuiten uns den Schlag versetzt, den wir zweihundert Jahre nicht verwinden konnten. Will's Gott, so kommen jetzt andere Zeiten. Die Morgenröthe bricht an und Männer wirken für unser Volk, so edel und tüchtig, wie sie wenig Nationen aufzuweisen haben. Hat man uns nicht geknechtet? War unsere heilige Muttersprache nicht aus den Landesschulen verbannt? Kennen Sie die strengen Patente Kaiser Josephs, der uns mit Gewalt germanisiren wollte?"

Das Sündenregister der österreichischen Regierung ward bis auf die neueste Zeit herab fortgeführt und den Schluß machte ein Knalleffect: „Nicht einmal Telegramme dürfen wir in unsrer Sprache in

unsrem Lande befördern, während den fremden Sprachen nichts in den Weg gelegt wird.“*)

Was konnte ich erwidern? Mir fiel es nicht ein, die Regierung zu vertheidigen, zumal der Herr Studiosus nicht in den gewöhnlichen Fehler verfiel und die Deutschen mit der Regierung identificirte.

Unter diesen Gesprächen war das Dorf Lodenitz erreicht. Der Kutscher mußte Durst verspüren und das Schild mit den Worten: „Plzenske pivo“, Pilsener Bier, war in der That zu verlockend. Wir machten Halt. Auf der Thürschwelle der Schenke lagerten einige herumziehende Slowaken, die uns mit dem katholischen Gruße empfingen. Die armen Bursche, welche einen weiten Weg aus ihrem elenden Karpathenlande hierher haben, sahen recht verhungert aus. Aber es waren schöne Gesichter unter ihnen, sie waren hoch und schlank gewachsen und die lang auf die Schultern herabwallenden kohlschwarzen Haare standen ihnen gut. Sie boten ihre kleinen Drahtarbeiten an und der tschechische Student, in dessen Busen das Gefühl der tschechoslavischen Stammverwandtschaft wach wurde, griff gerührt in die, wohl nicht überfüllte Tasche.

Drinnen in der niedrigen Schenkstube sah es recht schmutzig und verräuchert aus; es war voll und ein wirres Durcheinander herrschte. An einem Tische abseits saßen zwei zerlumpte Männer, der eine spielte die Harfe, der andere die Geige. Die schrillen Töne wurden von dem Gesang einiger tschechischen Rekruten begleitet, die mit Sträußen an den Mützen, die dampfenden Pfeifen im Munde, hier die letzten Kreuzer verjubelten, welche ihnen die Mutter mit auf den Weg gab.

---

*) Erst Ende September 1866 wurde vom österreichischen Handelsminister die Erlaubniß zum Telegraphiren auch in tschechischer Sprache ertheilt. Es ist geradezu unbegreiflich, wie man unter nichtigen Vorwänden von seiten der Verwaltung diese Erlaubniß verweigern konnte. Briefe mit tschechischer Adresse waren ja erlaubt!

Morgen müssen sie in Prag sein, da kommt das deutsche Commando und die cultivirende Seife und Jan, Pepik, Tomasch und Waclav werden deutsch lernen, sie werden auf Schildwache stehen und „holberdo" (halt wer da?) schreien. Und kommen sie dann einmal wieder auf Urlaub in ihr heimathliches Dorf, so sind sie stolze Männer in der weißen Uniform mit buntem Kragen, sprechen gut deutsch und wundern sich, daß die Marianka und Fanimka so dumm sind und blos „böhmisch" sprechen. Marianka und Faninka aber denken: so klug wie die wollen wir auch bald sein. Sie gehen nach Prag in Dienst. Und dann kommen sie wieder und können deutsch sprechen, aber auch ein Kindchen bringen sie mit. Der Pepik und der Waclav haben ausgedient; sie kehren heim und nun nimmt der Pepik die Marianka und der Waclav die Faninka und den Müttern und Kindern ist geholfen.

Für uns Deutsche ist ein regelmäßiger, sargförmiger Hügel in der Nähe von Lodenitz besonders bemerkenswerth. Hier stritten im elften Jahrhundert zwei Premysliden, Friedrich und Soběslav miteinander. Auf Friedrichs Seite standen deutsche Hilfstruppen. Sie wurden geschlagen. Dem gefangenen Führer der Deutschen schnitten die Sieger Nase und Ohren ab und begruben ihn lebendig, indem sie in ihren Helmen so viel Erde zusammentrugen, bis jener regelmäßige Hügel entstand. Ich habe den Berg nicht näher untersucht, ob er ein künstlicher Tumulus oder nur ein Naturspiel ist. Aber die Gegend zeigt viele „Hünengräber" und auch die Hradischte, jene sonderbaren Ringwälle, die sich durch ganz Osteuropa hinziehen, finden sich häufig.

Es war schon dunkel, als der Stellwagen über die Brücke der Beraunka nach der alten Königsstadt Beraun hineinfuhr. —

So war die Fahrt auf der Pilsener Straße, über die damals Wagen an Wagen mit Eisen, Brettern, Holz und allen möglichen

Waaren dahinzogen. Jetzt ist es dort ziemlich still. Mit der Westbahn erreicht man Beraun in einer Stunde und die Fahrt mit dieser über Kuchelbad, Königsaal und durch das romantische Thal der Mies ist bei weitem angenehmer.

Da lag das alte Städchen vor mir, freundlich, anziehend und doch so bescheiden. Ringsumher treten die Berge in weiten Bogen zurück und schließen eine fruchtbare Ebene ein, durch die wildschäumend mit unregelmäßigen, bald sandigen, bald felsigen Ufern eingefaßt, der Beraunfluß sich hindurchwindet. Fast alle Abhänge der Berge sind kahl und von weißer glänzender Farbe, denn der obersilurische, versteinerungsreiche Kalkstein tritt häufig zu Tage. Weiter nach Südwesten zu erhebt sich ein langgestreckter massiger Bergrücken, es ist der Liſek oder Haselberg und stolz hinter diesem bis zu 1900 Fuß aufsteigend die Kruſchnahora, jener erzreiche Höhenzug, auf dem noch prächtige Buchenbestände an die einstige Herrlichkeit der böhmischen Wälder erinnern, die sprüchwörtlich geworden, aber in Wahrheit schon sehr verschwunden sind.

Beraun ist eine alte und zum Theil noch recht alterthümliche Stadt, die in der böhmischen Geschichte eine Rolle spielte. Karl IV., jener Kaiser, dem Böhmen nicht genug danken kann, von dessen Ruhme jede Scholle des Landes predigt, nannte auch Beraun „Verona mea“ und die Bürger des Städtchens sind heute noch stolz auf das Prädicat „Königlich“, das ihr Ort führt. Der Name soll weder slavischen noch germanischen Ursprungs, sondern keltisch und mit Brünn, Bern und Verona gleichbedeutend sein. Schon vom Flusse her präsentirt sich der Ort sehr malerisch. —

Reste alter Stadtmauern, aus Backsteinen aufgeführt und mit kleinen spitzdachigen Thürmen besetzt, von denen zierliche Giebel und Fialen sich abheben, umgeben Beraun, das etwa 400 Einwohner zählt. Hohe Kirchthürme und größere Bauten findet man freilich

nicht, aber die zwei alten Hauptthore, das „Prager" und das „Pilsener" erfreuen das Auge des Alterthumsforschers. Stattlich präsentiren sich die hohen spitzbogigen düstern Einfahrten mit den tschechischen Inschriften darüber, die uns ankündigen, daß wir uns hier auf rein slavischem Boden befinden. Wir stehen bald auf dem Ring, dem großen schlecht gepflasterten Marktplatze, der von niedrigen Häusern mit weiten rundbogigen Thoreinfahrten umgeben ist. Hier und da tritt uns noch ein Erker entgegen oder ein zierlicher Renaissancegiebel erhebt sich in die Luft. Inmitten des Platzes fehlt auch er nicht, dem jeder echte Böhme Liebe und Verehrung entgegenträgt, der heilige Johannes von Nepomuk. Dort steht er auf dem alten Brunnen, „hell glänzen die Sternlein ihm um das Haupt, daß selig das Volk wird, das an ihn glaubt!" In der Rechten hält er den Gekreuzigten, in der Linken den Palmzweig, unter ihm sprudelt frisch das Wasser des Brunnens, von dem die Dirnen der Stadt schöpfen, wo sie allabendlich ihr Stelldichein mit dem „Schamster" haben. Außer dem Ring hat Beraun keinen Platz und nur wenige kurze Straßen führen nach rechts und links; wenige Fabriken erheben ihre hohen Essen in der Umgebung der Stadt, die im Ganzen von einer armen Bevölkerung bewohnt wird. Die „Noblesse" wird meistens durch Beamte vertreten, die in unverhältnißmäßig großer Zahl sich hier aufhalten. Leuchtet uns doch überall der k. k. Doppelaar entgegen, bald am Bezirksgericht, bald an der Post, den Tabakstraffiken und der Gensdarmeriewache. Ist denn Beraun so gut kaiserlich? Ach nein, wir lernen die Spießbürger kennen und finden bald, daß sie nur „königlich" gesinnt, daß ihnen der Kaiser von Oesterreich nur als „naše česky kral", unser böhmischer König gilt.

Ich stieg in einem Wirthshause am Ring ab, wo mich das kokette „Stubenmädl" in wohlgesetztem Deutsch empfing und in ein großes, nicht gerade sehr einladendes Zimmer geleitete. Auch an den

Wänden manifestirte sich das Tschechenthum; da hingen sie, alle die großen Führer der Nation von heute. Der greise Historiker Franz Palazky mit dem langweiligen Professorgesicht; Ladislaus Rieger mit dem deutschen Namen, dem grimmigen Auge und dem tschechischen Herzen; Klaudy mit dem schönen blonden Vollbart, und dort endlich in der Tschamara, dem schnurenbesetzten „Nationalkleide", Karl Havlitschek, der Journalist, der zu früh für die Tschechen in Folge der Quälereien, welche die Regierung an ihm verübte, dahinstarb. Sie alle thronten über meinem Bette und schienen mich zu fragen: „Was willst du deutscher Fremdling auf diesem slavischen Boden? Weißt du nicht, daß Böhmen nie zu Deutschland gehörte, daß wir mit euerm Lande nichts zu schaffen haben wollen? Ins Grab mit dem überlebten, altersschwachen Germanien! Unser ist die Zukunft, uns allein gehört sie, den jugendkräftigen Völkern slavischer Zunge."

Das waren schöne Auspicien für meine Nachtruhe; ich riß das Fenster auf und schaute auf den Ring hinaus, ob denn wirklich hier so gar nichts Deutsches zu finden wäre. Aber nein! Das Erste was ich erblickte waren einige barfüßige, zerlumpte Mitglieder der Beraun er Straßenjugend, die sich an einem nationalen Spiel, Spatschek, ergötzten. Sie waren unermüdlich darin, ein kleines, etwa drei Zoll langes, an beiden Enden zugespitztes Hölzchen sich mit Stäben einander zuzuwerfen. Meine Wiege stand nicht an der Moldau, Sazava oder Mies, ich bin daher auch nicht näher in die Mysterien des Spatschek eingedrungen und kann dessen Regeln nicht verrathen; in den deutschen Gegenden Böhmens scheint aber dies Spiel nicht bekannt zu sein.

Die Töne eines Leierkastens schallten von der Straße herauf an mein Ohr; meist waren es national-tschechische Weisen, welche das alte zahnlose Weib dem Instrument entlockte, und wie höhnend erklang es plötzlich:

Šuselka nám píše —

„Schuſelka ſchreibt uns aus dem deutſchen Reiche, daß wir den Deutſchen zu Hilfe kommen ſollen, denn ſie haben Bauchgrimmen bekommen.“ — An Spottliedern auf uns fehlt es in Böhmen gerade nicht; wenn ſie auch nicht alle zur Orgel geſungen werden oder gedruckt ſind, ſo gehen ſie doch ſchriftlich von Hand zu Hand und erregen den Haß gegen alle „Frankfurter“, wie man die Deutſchen zu nennen pflegt. Auch ſchöne Lieder, ſo etwa wie unſere „gedruckt in dieſem Jahr“, verkauft die alte Hexe dort unten; drauf iſt ein roher Holzſchnitt angebracht: ein zierliches Mädchen pflückt Aepfel von einem Baume. Die Ausführung dieſes xylographiſchen Werkes erinnert an die Vignetten auf den Tabakspacketen von Nathuſius — alles zeigt an, daß dieſe Druckwerke auf einem ſehr niedrigen Standpunkte ſtehen; aber niedrig, ſehr niedrig würden ſie dem tſchechiſchen Patrioten ſchon um deßwillen erſcheinen, weil ſie nach der alten Rechtſchreibung und — horribile dictu — mit deutſchen Lettern gedruckt ſind, denn groß und breit ſteht auf dem einen: „Nowa pjſen Mladencum a pannam.“ Die Tſchechen gebrauchen bei ihren Druckwerken jetzt ſtets die lateiniſchen Lettern, und nur allerlei Volksſchriften werden noch mit deutſchen Buchſtaben gedruckt; die heranwachſende Jugend bedient ſich aber ſchon meiſtens der lateiniſchen Lettern.

Unten im Schenkzimmer waren die Lichter angezündet worden; es wurde lebhaft, und die erbgeſeſſene Bürgerſchaft Berauns rückte heran; der eine im gewöhnlichen Rocke, der andere in der neuerfundenen Tſchamara. Auch ein junger Kaplan, in langem ſchwarzem Rocke fehlte nicht. Ich ging auch hinab. Das „Stubenmädl“, das oben recht gut deutſch geſprochen hatte, antwortete mir hier unten auf meine Fragen nach einer deutſchen Zeitung kurz tſchechiſch: „Nemáme.“ Wir haben keine. Ich wußte alſo, von welcher Seite hier unten der Wind blies, und ich mußte mich ſchon bequemen, mit

meinem gerade nicht sehr guten Tschechisch herauszurücken, wenn ich mit den Herren verkehren wollte. Das Mädchen hatte Recht: nur gut tschechische Blätter, wie die Narodni listy, der Pokrok und das schmutzige Witzblatt Humoristicke listy lagen auf.

Die Gesellschaft vergrößerte sich immer mehr. Da war ein Gerber, ein Klempner und auch der Herr „Purkmistr" (Bürgermeister), seines Zeichens ein Müller. Sie alle waren Mitglieder des Gesangvereines „Slawosch", dem vor kurzem die Jungfrauen des Städtchens eine neue Fahne gestickt hatten; diese und der darauf angebrachte böhmische Löwe bildeten das einleitende Gespräch, das sich durch eine einfache Ideenverbindung bald von dem doppelgeschwänzten Leu zur „česka koruna" wandte. Die „tschechische Krone" ist diesen Leuten das politische Evangelium, ihr Eines und Alles. Der Kaplan nahm eine Prise und erklärte, man dürfe mit der Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien unter einem auf dem Hradschin thronenden Könige sich nicht begnügen; preußisch Schlesien, die Lausitz, wo 100,000 slavische Brüder unter deutschem Joche seufzten, gehörten von rechtswegen auch dazu*) und früher, zu den Zeiten Karls IV. habe Böhmen bis an die Ostsee gereicht; man müsse auch ein Stück Meer besitzen, schon Shakespeare habe von den Küsten Böhmens im Wintermärchen gesprochen, und Berlin, Dresden und Breslau dürften Provinzialstädte werden, die, wenn ihnen erst die Segnungen slavischer Cultur zu Theil würden, allmählich erblühen könnten.

Der geistliche Herr trug dick auf, aber desto größer wurde sein Ruhm als „Wlastenec". Er schrieb auch die Correspondenzen für die

*) Ein tschechischer Candidat der Rechte erbot sich bei seiner Doctorpromotion am 7. Nov. 1866 öffentlich folgende These zu vertheidigen: „Trotz des Länderpurificationssystems und Aufhebung des Lehenbestandes besteht der Anspruch der Krone Böhmens auf die Lausitz noch immer aufrecht."

Narodni listy und protestirte gegen den Namen „Pochmatow", den man der guten Stadt Beraun beigelegt hatte, um es zu einer Art tschechischen Abderas zu stempeln. Kein Schadenfeuer, keine Gassengeburt, kein Diebstahl, keine Rauferei entgingen seiner gewandten Feder und Beraun glänzte daher unter den Correspondenzen der Narodni listy als treutschechische Stadt obenan. Man hatte der Politik genug gethan und weidlich auf die Deutschen geschimpft; wer hätte also den edlen Kämpen für Nationalität und Freiheit eine Erholung verargen können? Frischer Dreikönigstabak, gewachsen auf Ungarns Fluren und verkauft in der kaiserlichen Traffik ward in die braungerauchten Meerschaumpfeifen gestopft und das Pilsener Bier im Glase erneuert. Dann gruppirte man sich zu einem „nationalen" Kartenspiel um die Tische. Die dabei gebrauchten Karten sind freilich die italienischen, aber das Spiel selbst „Schestadwacet" (Sechsundzwanzig) scheint in Böhmen entstanden zu sein.

Ich war unschlüssig, wohin ich meinen Fuß weiter wenden sollte. Stromaufwärts nach Westen zu oder in entgegengesetzter Richtung? Die Wagschale schwankte. Ging ich nach Westen, so kam ich zunächst in die Eisenindustriegegend, dahin, wo zwischen romantischen Bergkuppen die Gichtflammen der Hochöfen gen Himmel lodern, wo die Eisenhämmer ihr gleichmäßiges Ticktack erschallen lassen, und schwarze rußige Gestalten in den großen Wäldern das Holz zu Kohlen brennen. Dort balzt noch der Auerhahn, streift das Wildschwein umher und bricht der stolze Zwölfender in die Saaten des armen Landmanns ein. Dort wühlt bei Tag und Nacht das geschäftige Volk der Bergleute in den Eingeweiden der Erde und fördert das Eisenerz, dort erhebt sich stolz zwischen waldigen Bergen die alte gothische Burg Pürglitz, das Krivoklat der Tschechen, wo in einsamer, stiller Abgeschiedenheit Erzherzog Ferdinand von Oesterreich mit seiner schönen Philippine Welser wohnte, die ihm hier ihren

zweiten Sohn, Karl von Burgau, gebar. Dort zieht sich die wilde Thalschlucht Oupoř hin, die noch wenig gekannt ist und an ihrem Ausgang blicken die verwitterten Ruinen von Tjřow auf die Fluthen der tannenumkränzten Mies herab. Einst war sie ein stolzes Jagdschloß des faulen Wenzel, der, wie die Sage geht, beim Königsstuhl von Rhense für eine Tonne Asmannshäuser den Kaiserhermelin in Rupprechts von der Pfalz Hände legte. Mehr nach Südwesten erheben sich zwei andere sehenswerthe Ruinen, die viel von vergangener Pracht und Herrlichkeit zu erzählen wissen: Totschnik und Žebrak; dort liegt bei einem steilen Kieselschieferfelsen am Fuße des Kruschnaberges das Dorf Hudlitz, wo ein neuer Messias der Tschechen, Josef Jungmann geboren wurde. Dort endlich erblicken wir zwischen Wäldern einsam und verborgen das Dörflein Swata, in welchem die Reste einer Husitengemeinde aus dem silbernen Kelche der Vorfahren noch heute das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen.

Heute senkte sich mir die Wagschale zu Gunsten der entgegengesetzten Seite. Also stromabwärts, hin zu dir, Tetin, zu euch, ihr romantischen Felsen von Srbsko und zu dir, Krone aller Burgen Böhmens, du unvergleichliches Karlstein!

Stromabwärts von Beraun beginnen die Flußufer wieder steil anzusteigen und nur mit Mühe und vielen Kosten hat man einen Durchgang für die Eisenbahn ausfindig gemacht. Ich folgte den engen Pfaden, die sich durch die Kalksteinfelsen hinschlängeln und erreichte nach kurzem Marsche Tetin. Einige elende Bauernhäuser, aus roh behauenen Holzbalken aufgeführt, repräsentiren jetzt das Dorf, das einst eine bedeutende Stadt gewesen sein soll. So erzählt wenigstens das Volk. Doch müssen wir uns mit den Berichten über große alttschechische Städte sehr in Acht nehmen. Tetin war eine Burg (grad), um welche die Wohnsitze (sedla, osady) der alten

Slaven angelegt waren. Hiervon weiß auch die beglaubigte Geschichte zu erzählen, von der „großen Stadt" nimmt sie jedoch keine Notiz. Noch stehen vier Kirchen in dem kleinen Orte, deren Grundmauern jedenfalls uralt sind. Die Sage breitet ihren Schleier über Tetin aus: hier ward die heilige Ludmila, die Gemahlin Boriwoj's, des ersten christlichen Herzogs von Böhmen, erschlagen, und alljährlich ziehen am Tage der Heiligen von nah und fern die Landleute gläubig herbei, um ihre Verehrung zu beweisen. Es ist gleichsam als ob ein geheimnißvoller Zauber den Tschechen nach-Tetin lockt; dort steht er oben auf den hohen Bergen und schaut hinab in den Strom, hinter sich in die fruchtbare Landschaft — und vom Schifflein da unten, das auf den Wogen der Beraunka tanzt, klingen die herrlichen Weisen tschechischer Volkslieder herauf:

Nad Berounku pod Tetinem
Ruže již se červena. —

Wir vernehmen deutlich die Worte; Melodie folgt auf Melodie, eine gewaltiger und ergreifender als die andere — echte Kinder des Volkes und der Natur, voll unendlichen Schmerzes, voll Sehnsucht und tiefer Wehmuth; so ertönen sie in Mollweisen einschmeichelnd und berauschend, doch nie zur Freude und Lust stimmend. Wie oft habt ihr meine Seele ergriffen, ihr Lieder von hohen Bergen und tiefen Thälern, wie oft lauschte ich, selbst ein Fremdling und verlassen im Lande der Tschechen, dem Gesang vom treulos verlassenen Mädchen, der Romanze von Břetislaw und Judith!

Ich stieg auch hinab zum Flusse und setzte mich in einen Kahn, der langsam stromabwärts trieb. Die Felsen traten immer näher an den Fluß heran, der sich in mannichfachen Krümmungen hindurchschlängelt. Da liegt das Dorf Srbsko und bei ihm ist der romantischste Punkt an der Beraunka erreicht. Obstbaumgärten umgeben die strohgedeckten Häuser, die in einer Schlucht zwischen den Bergen

erbaut sind und von keiner Straße, als der Wasserstraße der Beraun berührt, einen gänzlich abgeschlossenen Ort bilden, in dem man fern von aller Cultur unter tschechischen Böotiern versauern kann, ohne etwas von dem Getümmel der Welt, dem Hasse der Parteien zu vernehmen.

Noch immer erblickt man Karlstein nicht, und doch müssen wir ganz nahe dabei sein. Zur Linken erhebt sich endlich auf einem Hügel das Dorf Budňan mit dem kleinen Palmatiuskirchlein, zur Rechten das einzelne Gehöfte Poutschnik und bei demselben ein gutes Wirthshaus. Dorthin lenkte ich den Kahn und dort sah ich zuerst, gleichsam eingerahmt wie ein Bild, die mächtige Burg, thronend auf einem schroffen Kalksteinfelsen und rings umgeben von höheren, steilen, kahlen Bergwänden, die wie Wächter das Kleinod in ihrer Mitte zu schirmen scheinen. Da steht Karlův tyn mit dem massigen, viereckigen Hauptthurm, mit Erkern und zinnengekrönten Mauern, mit den vielen Nebengebäuden, die Paläste und Kapellen in sich schließen, halb erhalten, halb verfallen, zerstört durch Belagerungen, die Macht der Elemente und verständnißlose Restauratoren. Es ist ein wunderbar überraschender Anblick, den die Burg bei ihrem gleichsam zauberhaften Hervorspringen auf den Beschauer hervorbringt und doch ein Bild *vergangener* Herrlichkeit, ein Zeugniß aus den großen Tagen der Tschechen, mahnend an den dahingeschwundenen Glanz der königlichen Herrlichkeit Böhmens — der nicht wieder kommen soll.

Auf einer Fähre setzte ich über den Fluß und schritt den in die Felsen eingesprengten Weg zur alten Burg hinauf. Was ist es denn, was uns bei Karlstein so unwiderstehlich anzieht, so ungleich mehr fesselt, als bei vielen andern Burgen? Warum treten andere Bergschlösser, selbst unsere Wartburg, hier in den Hintergrund, obgleich sie in architectonischer Beziehung bei weitem Karlstein überragen? Es ist das unmittelbar überkommene Alterthum, der *ursprüngliche*

Inhalt, der uns freilich nur noch sehr lückenhaft in den erhaltenen Kunstschätzen entgegentritt. Die meisten Burgen unserer Zeit sind so sehr restaurirt, daß von dem Ursprünglichen nur wenig übrig blieb; das Innere ist mit Waffensammlungen und anderm archäologischen Inventar ausgeschmückt, das von allen Ecken der Welt zusammengekauft wurde und die Wandgemälde, welche z. B. die Wartburg schmücken, sind von modernen Meistern ausgeführt. Was wir aber auf Karlstein erblicken, ist unzweifelhaft echt, war von je hier an Ort und Stelle gewesen und ist zum Theil über 500 Jahre alt.

Nachdem Karl IV. den großartigen gothischen Veitsdom auf dem Hradschin gegründet hatte, beschloß er in demselben Jahre, in welchem die Prager Universität, die erste Deutschlands, gestiftet wurde, auch einen sicheren Platz für die deutschen und böhmischen Reichskleinodien zu schaffen. Der Meister, der den Plan zum Prager Dom entworfen hatte, Mathias von Arras, erhielt im Jahre 1348 den Auftrag, diese Burg zu bauen und Bischof Ernst von Pardubitz legte am Pfingstdienstage, den 10. Juni 1348, den Grundstein dazu. Beinahe neun Jahre währte der Bau und am 27. März 1357 ging von eben diesem Bischof die Einweihung vor sich. Die Burg trägt den Namen ihres Gründers; er ist ganz deutsch; denn es war in Böhmen schon von früherer Zeit her Sitte, daß selbst tschechische Adelige ihre Burgen mit deutschen Namen belegten, dafür zeugen Klingenberg, Schreckenstein, Rosenberg, Sternberg u. A. Im Gründungsinstrument kommt nur der Name „Karlstein" vor, ältere tschechische Schriften haben „Karlsſteyn" und die neuere Form „Karlův tyn" ist nur eine schlechte Uebersetzung, welche den deutschen Namen ausmerzen soll. In der Stiftungsurkunde heißt es: in castro nostro Carlstein quod funditus de novo construximus et nostrii proprii nominis adjectione pro nostra majori memoria, duximus appelandum, ut videcilicet Carlstein a Carolo nominetur.

Damit die Burg nicht ohne Vertheidiger daſtehe, wurden die zwei und zwanzig Karlſteiner Lehen gegründet, deren Beſitzer zu jeder Zeit mit Roß und Reiſigen herbeieilen mußten, um den heiligen Ort zu beſchützen; denn zwei Kapellen mit einer Menge koſtbarer Reliquien barg das Innere, und wir können uns eines Lächelns nicht erwehren, wenn wir unter den Reliquien folgende angeführt finden: **Pars de virga Aron, quae refloruit. Lapis magnus ubi Dominus fuerat a Diabolo tentatus: dic ut lapides panis fiant. Digitus St. Joannis B. quo monstravit Christum, dicens: ecce agnus Dei.** — So ward Karlſtein ein großes Reliquiar, zu deſſen Ausſchmückung die erſten Künſtler der Zeit berufen wurden und an deſſen Thoren die Wächter allſtündlich warnend ausrufen mußten:

„Dále nod hradu, dále
At' té nepotka neštésti nenadále!"

„Fern von der Burg, fern, damit dich nicht unverſehens ein Unglück überraſche!" Aber die Reliquien waren nur Ausſchmückung der Burg, nicht um derentwillen war ſie erbaut worden. Hauptſächlich war Karlſtein dazu beſtimmt, den deutſchen und böhmiſchen Reichskleinodien, dann wichtigen Landesurkunden als eine ſichere Aufbewahrungsſtätte zu dienen. Sie ruhten in einer Niſche der Kreuzkapelle hinter dem großen Altar, dort auch fand eine Zeitlang die ehrwürdige deutſche Kaiſerkrone Schutz, die von Prag hierher geführt wurde, bis Karls Sohn, Kaiſer Sigismund, ſie 1420 nach Ofen flüchtete, damit ſie den huſitiſchen Banden nicht in die Hände fiele, welche dem Karlſtein ſoviel Unbill zufügten.

Heute ſind die Rufe der Mannen, die das **Dále od hradu, dále** ausriefen, verſtummt und ein alter Kaſtellan mit klapperndem Schlüſſelbund geleitet uns durch die verödeten Hallen und erzählt Burgmärchen, die ihren Urſprung aus der berüchtigten böhmiſchen Chronik des Domherrn Hajek von Libotſchan nicht verleugnen können.

Ein einziger künstlich ausgesprengter Weg führt durch zwei Eingangsthore in den Vorhof oder Zwinger, der von Kanzleigebäuden eingerahmt wird, und an diesen schließt sich die Burg, das Wohngebäude Karls, mit langer, fünf Stockwerk hoher Front. In den hohen, weiten Hallen sieht alles traurig und verödet aus; auf dem Gypsboden rascheln Mäuse hin und in dem Getäfel der mit Eichenholz belegten Wände bohrt und nagt der Holzwurm. Man zeigt in diesem Gebäude noch eine Statue des heiligen Nicolaus aus Lindenholz, die Karl selbst geschnitzt haben soll; allein nach ihrem ganzen Habitus, nach der Art des Faltenwurfes ist sie jünger. Es ist dieser Wohnpalast des Kaisers der interesseloseste Theil der Burg, indem nur die theilweise mit Wappen versehenen Rüstkästen der alten Lehnsritter den Heraldiker einigermaßen anziehen können.

Von dem Wohngebäude führt ein überbrückender Bogen nach der Collegiatkirche, die zugleich Dechanatswohnung war und deren unterirdische Räume als Burgverließ und Gefängniß benutzt wurden. Sie führen merkwürdiger Weise den Namen „Červenka", d. h. Rothkehlchen, vielleicht nach dem ersten Bewohner, und wissen viel von vornehmen Verbrechern, von Folter und Staatsgefangenen zu erzählen; der Custos zeigt noch einen ausgemauerten Gang, durch den die Gefangenen von einer der oben befindlichen Hallen herabgelassen wurden. Mit mehr Wahrscheinlichkeit kann man diesen aber für einen wälschen Kamin ansehen.

Ursprünglich war wohl nicht die Anlage von Kerkern und Verließen in der „heiligen" Burg beabsichtigt gewesen; allein schon unter Karls Sohn und Nachfolger Wenzel ward sie entweiht und geschahen dort profane Dinge. In dem Wohngebäude Karls auch geschah von vier böhmischen Edeln (Burghard Strnad, Stephan Poduschka, Stephan von Opotschno und Markolt von Worutitz), welche der Burggraf Hanusch nebst Spießgesellen 1397 niederstieß mit den Worten:

„Ei, Ihr Herren, Ihr seid es ja, die dem Könige rathen, nicht nach Deutschland zu gehen, — Ihr seid es, die ihn um das deutsche Reich bringen wollen."

Karlstein hat dann später noch Scenen ganz anderer Art sehen müssen, die ihm den heiligen Charakter gänzlich abstreiften. In der Gründungsurkunde war ausdrücklich hervorgehoben worden, daß kein Weib in die heiligen Räume treten, geschweige denn im Thurme schlafen darf. Wenig mehr als 200 Jahre waren seit Gründung der Burg vergangen, in der Karl betete und in frommer Abgeschiedenheit von der Welt lebte, als dort Liebesabenteuer spielten, die nicht zu den sittsamsten gehörten und eine Romantik anderer Art dort Platz griff. Von 1600—1605 war Jan von Wreschowitz Burggraf auf Karlstein; seine schönen Töchter mögen den Aufenthalt dort wohl etwas langweilig gefunden haben, sie sehnten sich nach Abenteuern. Da erscheint François de Bassompierre, der bekannte französische Marschall, der vollendete Hofmann auf der Burg. Ihm, das weiß man, konnte kein Weib widerstehen, die Zahl seiner galanten Abenteuer ist Legion; er vermählte sich heimlich mit der Prinzeß von Lothringen-Guise, und führte einen langen Proceß mit dem Fräulein von Balzac, der er die Ehe versprochen. Auf Karlstein erscheinen und das Herz des schönen Burgfräulein Anna Sybilla von Wreschowitz gewinnen war eins. Die „jeune dame d'excellente beauté, en age de dixhuit ans" hielt ihn in ihrem Kämmerlein verborgen und verpflegte ihn da. Das alles im Karlstein, von dem Karl bestimmt hatte: Ne in turri Castri Carlsteinensis, in quo Capella dominicae passionis cum aliqua muliere, etiam uxore legitima dormire seu jacere liceat.

Im zweiten Stockwerke des Palas befindet sich die Kirche Maria Himmelfahrt, in der noch heute Gottesdienst abgehalten wird, und in ihr fühlt sich der Beschauer schon dadurch zur Andacht

hingeneigt, weil er hier die ersten Kunstwerke aus der Zeit der Gründung der Burg antrifft. Es sind Wandgemälde, welche Darstellungen mit Versen aus der Apokalypse und eine Maria mit dem Christusknaben in Lebensgröße enthalten. Aber alles ist arg beschädigt, verblichen und erregt den Zorn gegen die Vandalen, die hier gehaust haben. Da ist der siebenköpfige Lindwurm, sind untergehende Städte, allerhand Dämonen, Engel, Reiter und geängstigte Menschen; die Gestalten sind ungemein lebhaft gehalten, es ist freie Bewegung in ihnen und die Phantasie des Künstlers ist zu bewundern. Die Bilder zeigen, nach Kuglers Urtheil, „einzelne großartig giotteske Figuren." — An der Wand rechts vom Hochaltar sind auch drei, noch ziemlich gut erhaltene Wandgemälde angebracht, welche Scenen aus dem Leben Karls darstellen. Auf dem einen ist der Kaiser mit seiner Gemahlin Blanka abgebildet, wie er ihr ein Kreuz überreicht; auf dem zweiten giebt er seinem Sohne Wenzel einen Ring, auf dem dritten betet er an einem Altare. Die lebensgroßen Gestalten haben etwas Süßliches; sie sind ganz im Style der deutschen Schule ausgeführt und als ihr Meister gilt, wohl nicht mit Unrecht, Nicolaus Wurmser von Straßburg. Denn dieser Maler war 1359 herbeigerufen worden, um die Schlösser des Kaisers auszumalen, (ut pingat loca et castra) und dicht bei Karlstein erhielt er ein Gut zum Geschenke.

Von der Marienkirche führt eine eiserne Thür nach der Katharinenkapelle, die vielleicht einzig in ihrer Art dasteht. Sie ist so klein, daß sie höchstens zehn Personen faßt und war das Sanctuarium des Kaisers, der hier, ganz abgeschieden von der Welt, oft Tage lang in Bet- und Bußübungen zubrachte. Und damit nichts ihn in seiner frommen Versunkenheit störe, ließ er sich die Nahrungsmittel durch ein Loch in der Wand zuschieben. Das ist der Ort, von dem der tschechische Patriot Rieger sagt: „Hier wohnte, hier betete, hier vergaß zuweilen seiner selbst, aber nie seiner Böhmen, der ge-

liebteste Karl!" Den Namen Katharinenkapelle ertheilte Karl mit Rücksicht auf den Sieg, welchen er 1332 am Tage dieser Heiligen beim Castell St. Felice erfochten; an demselben Tage war er auch 1355 durch die Tapferkeit seiner böhmischen Begleiter beim Ausbruch der Verschwörung des Gambacurta in Pisa aus den Händen der Empörer befreit worden.

Alle Pracht, die man in damaliger Zeit verwenden konnte, wurde in dieser Kapelle angebracht und obgleich vieles im Laufe der Zeit verdarb oder entfernt wurde, so blendet sie doch noch heute den Beschauer. Von geschliffenen Halbedelsteinen funkeln die Wände, da wechselt Karneol, Amethyst und Jaspis, die uns aus einer vergoldeten Gypsunterlage entgegentreten. Die architektonischen Verhältnisse sind überaus zierlich und reizend. Die Decke wird durch ein doppeltes Kreuzgewölbe mit zierlichen Gurten gebildet, zwischen denen sich blaue Sterne auf Goldgrund abheben, die Schlußsteine der Wölbung sind silberne mit Edelsteinen besetzte Scheiben und durch die mit Glasmalereien geschmückten Fenster fällt ein gedämpftes Licht in den kleinen Raum, der auch der Malereien nicht entbehrt. An der Wand befinden sich sieben Köpfe böhmischer Landespatrone, über der Thür Karl IV. selbst und seine Gemahlin Anna v. d. Pfalz. Der Altar, vor dem der Kaiser betete, zeigt eine sehr schöne Madonna mit dem Jesusknaben, offenbar italienische Arbeit, und vor diesen Karl und eine seiner Gemahlinnen. Huldvoll neigt sich die Jungfrau zur Kaiserin herab und bietet ihr die Hand, während der Kaiser die Hand des Christkindes erfaßt.

Das ist das kleine Meisterwerk der Katharinenkapelle, welche jeden Besucher mit Entzücken erfüllt, das aber bei weitem noch durch die Kreuzkapelle überboten wird, die wir nun betreten. Sie liegt in dem letzten und Haupttheile der Burg, einem 121 Fuß hohen viereckigen Thurme mit 13 Fuß dicken Mauern. Seine Architektur

erscheint uns plump, aber mächtig; je weniger hübsch sein Aeußeres, desto anziehender ist das Innere. Die Aussicht von der mit einer Galerie umgebenen Spitze ist keineswegs bedeutend, denn rings verhindern die umgebenden Berge den freien Blick; nur nach dem Dorfe Budňan und dem Flusse zu, kann das Auge etwas weiter in die Ferne schweifen. An einigen alten, im untern Geschosse aufgehängten Glocken vorüber, gelangt man zu der engen Wendeltreppe, in der uns zunächst Wandgemälde italienischen Styls entgegen treten. Die Beleuchtung ist aber sehr ungünstig und der größte Theil der Bilder ist schon jetzt so beschädigt, daß wohl dies Jahrhundert noch ihr gänzliches Erlöschen sehen wird. Zum Glück wurden sie vor dreißig Jahren von zwei tüchtigen böhmischen Malern, Lhota und Kandler, copirt. Die Darstellungen behandeln die Einführung des Christenthums in Böhmen durch die Taufe des Herzogs Bořiwoj, die Geschichte der heiligen Ludmila und des heiligen Wenzel.

Vorbereitet durch die andächtige Gemüthsstimmung, welche durch die Abbildung der Geschichte dieser Heiligen im gläubigen Sinne entsteht, gelangt man im dritten Stockwerke zu der mit vier Thüren und neunzehn Schlössern verwahrten Kreuzkapelle. Die tschechische, mit alten deutschen Lettern angebrachte Inschrift auf einer der Thüren lautet: Pán Kryštus, neymocnegšij pán, racz techto klenotuw, ostrzjhati sam, až do neyposlednegšího dne.“ (Herr Christus, mächtigster Herr, wolle diese Kleinodien selbst behüten, bis zum letzten Tage.) Wir stehen nun an der Schwelle des heiligen Ortes, der außer den Reichsinsignien so viele sonderbare Reliquien barg, zu dessen Ausschmückung alle Kunst und Pracht verwendet wurde, deren die damalige Zeit fähig war. Es gehörte zu den größten Vergünstigungen, daß diese Kapelle einem Fremden gezeigt wurde, da Karl selbst sie nur mit bloßen Füßen betrat. In dem poetischen Gemüthe des Kaisers klangen die Sagen der alten deutschen Rittergedichte wieder;

die Schilderungen der Kapelle des heiligen Gral im Titurel nahmen bei ihm eine feste Gestalt an, und so ließ er denn nach diesen, wie Sulpiz Boisserée zuerst nachwieß, die Kreuzkapelle erbauen. Stand doch der ganze Karlstein schon wie ein verkörpertes Gedicht da auf dem marmorartigen blauen Kalkfelsen, der gleich Montsalwatsch

„Ueberall so michel
Ein Felse waz,
Von Grunde nicht anders denn Onichel."

Die Kapelle wird durch ein sieben Fuß hohes eisernes, noch theilweise vergoldetes Gitter in gothischer Form in zwei Theile getheilt. Von den Edelsteinen, die einst von der Wölbung über dasselbe herabhingen, ist nur ein ein einziger Chrysopras übrig geblieben. Die Wände sind wie in der Katharinenkapelle mit geschliffenen Halbedelsteinen ausgelegt, deren Zwischenräume mit vergoldetem Gyps angefüllt waren, in den überall der Buchstabe K eingepreßt erscheint. Kühne, weit gespannte Kreuzgewölbe bilden die Decke und aus ihr heraus treten unzählige Sterne von vergoldetem Glas; in der Mitte ist noch der runde Raum, den einst die aus reinem Gold gebildete Sonne, und die sichelförmige Stelle zu sehen, den der silberne Mond einnahm, genau so wie es in der Schilderung der Gralkapelle heißt:

„Die goldfarbe Sonne
Und darzu der silberweiße Mane
Den beiden waren ihre Bilde dargereichet."

Die herrlichen Fenster, von denen ein kleines aus Bernstein und Amethysten zusammengesetztes Stück noch vorhanden ist, sind verschwunden. Die Pracht ist vergangen, denn:

„Berillen und Krystallen
Waren da für Glas gesetzet."*)

*) Der leider zu früh verstorbene tschechische Archäolog Ferdinand Mikowetz hat diese Beziehungen der Kreuzkapelle in seiner Monographie der Burg Karlstein näher auseinandergesetzt und wir folgen hier ihm.

In den Brustbildern, welche dicht gedrängt die obere Hälfte der Wände ausfüllen, ist uns der schönste Kunstschatz Böhmens erhalten worden. Es sind sogenannte Temperagemälde mit Leimfarbe auf Holz und Gypsgrund gemalt, welche zahlreiche (139) Fürsten, Heilige, Bischöfe, Mönche und weibliche Köpfe darstellen. Als ihr Meister gilt Theodorich oder Dietrich, Aeltester der Prager Malerinnung. Da man für die Erhaltung dieser Kunstwerke in späterer Zeit sehr besorgt war, so machen die Bilder jetzt einen noch ziemlich frischen und dabei doch ehrwürdigen Eindruck. Der Prager verdiente Kunstschriftsteller Dr. A. W. Ambros urtheilt über diese Gemälde (Oesterreichische Revue 1863. VI. 327) folgendermaßen: „Von Byzantinismus oder überkommenen Typen ist hier keine Spur. Der Meister hatte offene Augen für die Natur; er hat seinen Kopftypus der böhmischen (sic) Nationalphysiognomie entnommen, die, beiläufig gesagt, durchaus nichts der russischen ähnliches hat, wie man insgemein glaubt. Seine Köpfe sind höchst ansprechend, ungeachtet er die Nase meist in eigenthümlicher Profilstellung gegen den Mund vorschiebt. Aber wie treu, wie mütterlich, wie hausfrauenhaft ehrenfest sehen diese Matronen darein, welche liebliche jugendliche Schönheit blüht in diesen blonden Mädchenköpfen (St. Margaretha, Ursula, Agnes), wie würdige Priestergestalten sind diese Bischöfe, wie ritterlich diese Helden. Sie gleichen einander alle wie Brüder und Schwestern, und sind doch in einzelnen merkwürdig charakteristisch individualisirt. Die Perle unter ihnen ist St. Ludmila, gradaus vor sich hinblickend, ein Kopf von entzückender Schönheit, wie einst schon Friedrich Schlegel bemerkte. In der Tiefe des Fensters über der Thüre sind die Kirchenlehrer, an der Altarwand die Apostel angebracht; die rechte Fenstertiefe nimmt eine Gesellschaft heiliger Frauen und Jungfrauen ein. Ohne alle Mystik, ohne alle Ueberschwenglichkeit steht die heilige Gesellschaft wie lebendig anzusehen da! Dem

Kunstfreunde aber macht sie die Kreuzkapelle zu einem wahren Kunstheiligthum." Die schön verzierten Rahmen, welche die Bildnisse von einander scheiden, waren mit kleinen Oeffnungen versehen, worin theils in krystallenen, theils in goldenen und silbernen Behältern, die Reliquien jenes Heiligen, welchen das Bild vorstellt, aufbewahrt wurden. Was für ein Landsmann Theodorich gewesen — wissen wir nicht; das seinem Namen jetzt gewöhnlich angehängte Prädikat „von Prag" ist als Erfindung neuester Zeit zu bezeichnen, weder in den Malerprotokollen, noch in dem kaiserlichen Gnadenbriefe, welche Dokumente vollständig erhalten sind, kommt eine auf das Vaterland Theodorichs bezügliche Andeutung vor. Der Meister gründete eine Schule und scheint in seinem Alter nach Schwaben übergesiedelt zu sein. Den Tschechen gilt Theodorich „von Prag" als der Stifter einer nationalen Malerschule — mit welchem Grunde ist freilich schwer einzusehen.

Noch stehen in der Kreuzkapelle zwei kleine Bilder aus der Zeit der Gründung der Burg, die von dem Italiener Thomas von Modena herrühren. Vielleicht waren sie Theile eines Altares, vielleicht Tabernakelthüren. Es ist eine außerordentlich liebliche, gut erhaltene Madonna und ein verstümmelter Christus am Kreuze; unter letzterem Bilde steht: Thomas de Mutina fecit. Diese Bilder sind weit idealer gehalten, als die Bruststücke Theodorichs und haben unverkennbar italienisches Gepräge.

In dieser Kreuzkapelle wurden auch früher die böhmischen Krönungsinsignien aufbewahrt und da sie jetzt eine Rolle spielen, so mögen sie an dieser Stelle näher erwähnt sein. (Vergl. meinen Aufsatz darüber in der Allg. Ztg. 1871 Nr. 273.)

„Der König von Böhmen, so heißt es in einem tschechischen Werke, wird bereits mit dem zurückgelegten vierzehnten Lebensjahre großjährig, und kann daher schon von diesem Augenblick an den Thron

besteigen. Nach der Thronbesteigung läßt sich der König von Böhmen auf der Prager Burg nach altherkömmlichem Gebrauch und Ritus in feierlicher Weise krönen. Dieser Act war seit jeher in Böhmen eine unerläßliche Nothwendigkeit und die eigentliche Gipfelung der Königswürde, indem der König bis zu diesem Moment selbst in Urkunden sich bloß den Titel eines Herrn und Erben des Königreiches beilegte und, bevor er nicht gekrönter König geworden, weder die königliche Gewalt, noch die Majestätsrechte ausüben, auch nicht das große Reichsinsiegel führen konnte. Wenn gleich dieser geheiligte Gebrauch diese seine beschränkende Rechtswirkung thatsächlich verlor, wurde er dennoch bis auf unsere Tage immer in aller Form aufrecht erhalten, und es ließen sich alle Inhaber des böhmischen Thrones krönen, mit Ausnahme Kaiser Josephs I., welcher wegen der damaligen Kriegsperiode und wegen der kurzen Dauer seiner Regierung keine Zeit fand sich krönen zu lassen, obwohl er es wünschte; dann mit Ausnahme Josephs II., welcher alle ererbten Rechte nicht sonderlich achtete, sowie er die Vornahme dieses Actus auch in Ungarn unterließ."

In dem Patent vom 1. August 1804, in welchem Franz I. den erblichen Titel eines Kaisers von Oesterreich annimmt, bestimmt der vierte Artikel: „Bei den Krönungsfeierlichkeiten, denen sich unsere Vorfahren als Könige von Ungarn und Böhmen unterzogen, hat es auch für die Zukunft ohne alle Aenderungen zu verbleiben." Der gegenwärtig regierende Kaiser versprach am 13. April 1861 der an ihn abgesandten Deputation des böhmischen Landtags, sich feierlich krönen zu lassen, er wiederholte 1865 dieses Versprechen und 1871 abermals. Wir werden also wohl die Krönung in Prag erleben.

Die böhmischen Reichsinsignien ruhen nun unter siebenfachem Verschluß oberhalb der Wenzelskapelle in einem verborgenen Raume des Prager Veitsdoms. Als Kaiser Karl IV. den Entschluß faßte,

sich und seine Gemahlin Blanca von Valois krönen zu lassen, und auf seinen Befehl die neue Krone dazu verfertigt werden sollte, traf es sich, daß das dazu bestimmte Gold nicht reichte. Karl war abwesend, und so hatte Blanca den Einfall, die alte goldene Krone des heiligen Wenzel zur Ergänzung mit in den Schmelztiegel wandern zu lassen. Karl war darüber untröstlich. Der Prager Bischof Ernst von Pardubitz rieth nun, die neue Krone bei den Reliquien des Heiligen aufbewahren zu lassen, ja er erwirkte eine Bulle des Papstes Clemens VI., welche jeden, der gegen diese Anordnung handeln werde, mit dem Banne bedrohte.

Diese böhmische Krone nun besteht aus einem goldenen Stirnreif, aus dem sich vier Ornamente in der Gestalt mittelalterlicher Lilien erheben; über denselben kreuzt sich ein Doppelbogen, an welchem über dem Scheitel des Hauptes ein Kreuz angebracht ist. Sie ist reich mit Edelsteinen, Rubinen, Sapphiren, Smaragden, Balassen und Perlen besetzt. Ein ungeschliffener Sapphir vom hellsten Wasser, 40 Karat schwer, ziert die Stirnseite. Das Gewicht der Krone beträgt 4 Pfd. 13 3/4 Lth. Der Habitus derselben ist ein ganz mittelalterlicher und offenbar conform gehalten mit der älteren französischen Krone der Könige aus dem Hause Valois.

Stammt die Krone, die keine Wenzelskrone mehr ist, unzweifelhaft aus Karls IV. Zeit, so läßt sich dieses vom Reichsapfel, Scepter und Krönungsmantel keineswegs behaupten. Diese wurden zur Zeit Kaiser Rudolfs II. von italienischen Künstlern verfertigt.*) Das Gemach über der Wenzelskapelle darf nur auf ausdrücklichem Befehl des Landesfürsten, in Gegenwart von sieben Deputirten aus dem Herrenstand und unter Aufsicht des Erzbischofs und Statthalters,

*) Conservator Bock in den Mitth. der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. II. Jahrg. Oktober 1857.

geöffnet werden. Das sogenannte Wenzelsschwert wird abgesondert von diesen Kleinodien im Prager Domschatz aufbewahrt. Nach der Ansicht des Conservators Bock bietet dieses Schwert keineswegs Anhaltspunkte für ein hohes Alter. Die Tschechen sagen: es stamme von dem Heiligen, also aus dem zehnten Jahrhundert. Nach allen Aeußerlichkeiten muß es aber in das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gesetzt werden. Bei der Krönung schlägt der neue König damit die St. Wenzelsritter.

Von Wenzel selbst stammt also bei allen diesen Dingen nichts mehr her. Aber die Tschechen halten daran fest, und der Glaube macht selig. Sanct Václav ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, er ist der Schutzpatron des Landes, und der 28. September, sein Tag, ein allgemeiner Feiertag. Doppelt heilig erscheint sein Grab im Veitsdome. In den böhmischen Landrechten von 1404 steht die Verfügung: ebenso wenig wie ein des Todtschlags Beschuldigter ergriffen werden könne, wenn seine Frau ihn umarme, oder mit ihrem Kleid decke, oder er vor der Königin von Böhmen sich befinde, ebenso wenig darf er an dem Grabe des heiligen Wenzel auf dem Prager Schloß ergriffen werden.

Auf dem Roßmarkte (Wenzelsplatze) zu Prag, wo die plumpe Reiterstatue des Heiligen steht, tönen an seinem Tage, während seiner Oktave, die Litaneien der Tschechen zu ihm empor. Die Kapelle wölbt sich mit dem Schein purpurner Lampen über ihm, auf seiner Brust glänzt das Bild der Muttergottes von Alt Bunzlau, welches er bei sich geführt haben soll, als der wilde Boleslaw 935 ihn ermordete. Dann ertönt das alte Wenzelslied, Svaty Václave, vevodo české země, heiliger Wenzeslaus, Herzog des Böhmerlandes, dessen Schlußstrophe von den Tschechen nicht ohne politischen Beigeschmack gesungen wird:

Heiliger Wenzeslaus,
Herzog des Böhmerlands,
Du unser Fürst,
Bitt für uns bei Gott
Dem heiligen Geist.

Wie schön ist des Himmels Reich!
Selig, wer dort gelangt
Zum ew'gen Heil,
In die helle Gluth
Des heil'gen Geistes.

Deinen Schutz erbitten wir,
Erbarm dich über uns.
Tröste die Traurigen,
Wehr alles Uebel ab,
Heiliger Wenzeslaus.

An der Auffrischung des Andenkens an den Heiligen arbeiten die tschechische Presse, Kirche und Schule gemeinschaftlich, und das ursprünglich rein kirchliche Lied, welches im Jahr 1343 vom Bischof Ernst von Pardubiz gedichtet worden sein soll, das unter Vorantragung der Wenzelsfahne bei Beginn der Schlachten gesungen wurde, es ist heute fast ein politisches geworden. Wenn der Tscheche singt: Zažeň vše zlé, Wehr' alles Uebel ab, so denkt er bei dem „Uebel" natürlich nur an die Deutschen. Wenzel im Bilde, auf einem Schimmel in voller Rüstung sitzend, mit der Herzogskrone auf dem Haupte, den Wimpelspeer mit dem alten vor-Ottokar'schen Wappen Böhmens, dem schwarzen Adler im weißen Felde, haltend, ist in jeder tschechischen Bauernhütte zu finden. Das ist der heilige Wenzel, der milde, fromme Fürst, der in Andacht und Bußübungen den größern Theil seines Lebens verbrachte und den Wein selbst kelterte, den er zum Abendmahl brauchte; er pflanzte ebenso den Weizen, drosch ihn, mahlte ihn und buck daraus die Hostien; in Altbunzlau ist noch die Kirche zu sehen, wo dies geschah.

An jene Wenzelskrone nun knüpfen die Tschechen ihr „historisches Recht", wie die Ungarn an die Stephanskrone. Aber sie können nicht läugnen, daß die Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens wesentlich das Werk der Deutschen Kaiser ist. Böhmen, nobile imperii membrum, das edle Glied des deutschen Reichs, erlangte theils durch Heinrich IV., theils durch die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. die königliche Würde. Im Hinblick auf die Dienste, welche das ganze Volk der Böhmen dem deutschen Reiche leistete, ernannte Friedrich II. den Ottokar zum König und übergab ihm taxfrei die Regalien. Später, zu Karls IV. Zeiten und in den Urkunden dieses Kaisers, ist, wie Höfler nachweist, nirgends von einer St. Wenzelskrone die Rede, und die böhmische Krone wurde nicht etwa in einem St. Wenzelsstein, sondern im Karlstein neben den deutschen Reichsinsignien aufbewahrt.

Als nach Karls Hinscheiden sein Sohn Wenzel die Krone Deutschlands und Böhmens trug, blieb der Karlstein unangetastet. Der „faule Wenzel" zog die Jagd den Bußübungen und Staatsgeschäften vor und verlegte seinen Wohnsitz nach den nahegelegenen Jagdschlössern Pürglitz, Tjřow und Totschnik. Aber schon sein Bruder Sigismund vergriff sich an den Reichthümern des Karlsteines. Ewig in Geldnöthen, dachte er wie Herzog Christian von Braunschweig, der die zwölf silbernen Apostel zu Paderborn einschmelzen und zu Thalern ausprägen ließ, mit den Worten: „Gehet hin in alle Welt und prediget allen Heiden." Die echten Edelsteine wurden von Sigismund durch unechte ersetzt, die silbernen Schilde, welche an den von Theodorich gemalten Brustbildern angebracht waren, mit hölzernen vertauscht, Sonne und Mond aus der Decke der Kreuzkapelle ausgebrochen und zu Geld gemacht. Auch die hussitischen Stürme brachen verwüstend über Karlstein herein.

Besonders während der Belagerung im Jahre 1422 hatte

Karlstein viel zu leiden. Damals zogen die Husiten vor das Schloß, um die Krone und die Reichsinsignien aus demselben zu holen, mit denen Prinz Siegmund Korybut gekrönt werden sollte. Allein der damalige Karlsteiner Burggraf Alesch Zdislaw Tluxa Wrabsky von Buřenitz war nicht der Mann, welcher die Veste gutwillig übergeben hätte. Er vertheidigte sich mit vielem Geschicke und die Belagerer mußten abziehen. Ueber die Belagerung selbst ist uns ein interessanter Bericht aus jener Zeit erhalten geblieben, in einem Brief des damaligen Karlsteiner Dechanten. „In der Zeit," so lautet er, „als die Hussen lagen vor dem Karlstein mit Macht und mit fünf Bleyden und aus denselben Bleyden hohn sy als viel geworfen, als neun tausend Würf und zween und dreißig Würf mit Steinen. Item mit dem Gestankh hohn sy geworfen tausend Wäsill (Fäßchen mit Aas und Unrath gefüllt) vnd zwei vnd zwanzig Wäsill mit Fever hohn sy geworfen; item aus der großen Büchsen, die da heißet Pratschka (Pragerin, Pražka) hohn sy geschossen 6mal, da zerbrach sy. Item aus der Büchsen von Järmän (Jaroměřka) schussen sie sieben Schusse, die zerbrach am achten Tage nach vnser Fraven Himmelvahrt mit Gottes Verhängnuss. Item aus der Büchse Richlitze oder Snel (die Schnelle) genannt, do schussen sy zu dem Brunnen zwey und dreißig Schuß und die zerbrach auch von Gottes Willen und also ist das Havs und Slos bewahrt mit Gottes Sorg und mit der lieben vnsren Fraven vnd mit olles Gottes Heiligen vnd mit dem Fleyß der strengen Ritter und Knecht."

Auch Feuersbrünste verwüsteten den Karlstein und schon unter Rudolf II., gerade 200 Jahre nach der Grundsteinlegung, mußten bedeutende Restaurationsarbeiten vorgenommen werden, um das Schloß vor gänzlichem Ruine zu bewahren. Der Kaiser selbst bestritt die bedeutenden Kosten aus eigenen Mitteln und noch jetzt prangt sein Name an mehreren Stellen der Burg. Allein bei dieser Restauration

ging manches Ursprüngliche verloren und ungehörige Zuthaten im Geschmacke der damaligen Zeit wurden angebracht. Dann brauste der dreißigjährige Krieg durch das Land und der Karlstein litt wiederum. Die Schweden verwüsteten im Jahre 1648 mehre königliche Zimmer und hinterließen eine halbe Ruine; doch schon früher waren die böhmischen Reichsinsignien nach Prag überführt worden und so verlor die Burg ihre eigentliche Bedeutung, — um derentwillen sie Karl IV. erbaut hatte — die Hüterin der Krone zu sein. Dann verpfändete man den Karlstein und verkaufte ihn endlich 1702 für 100,000 Gulden an einen Grafen Kolowrat-Liebsteinsky, löste ihn jedoch später wieder ein und übergab ihn endlich dem adligen Damenstifte in Prag zur Nutznießung.

Halb erhalten, halb Ruine steht die berühmte Burg jetzt vor uns da, denn alles, was dafür in diesem Jahrhunderte geschah, ist nicht genügend, ja theilweise sehr ungeschickt ausgeführt. Im Jahre 1865 nahm sich der böhmische Landtag des verwaisten Karlstein an, und Gelder zu seiner Restaurirung wurden verwilligt. Der Plan zu denselben rührt vom Professor Friedrich Schmidt her.

Obgleich der Kaiser, welcher die Burg gründete, der Baumeister, welcher sie baute und ein großer Theil der Künstler, die sie ausschmückten, von Geburt keine Tschechen waren, so ist mir Karlstein doch immer wie ein Bild des Tschechenvolkes selbst vorgekommen. Es hatte Tage großer Vergangenheit, es blühte einst mächtig — aber die Stürme der Zeit verschlangen alles, bis auf wenige Reste. So war auch die Geschichte der Tschechen. Wie jener sich nicht wieder in alter Pracht, Bedeutung und Herrlichkeit erheben wird, soviel auch moderne Restauratoren daran arbeiten mögen, so auch diese nicht. Auch die Tschechen hatten große Tage. Sie sind vergangen und kehren trotz aller Anstrengungen nie wieder.

Die Tschechen und die Schule.

Das bekannte Wort: „Die preußischen Schulmeister haben Oesterreich bei Königgrätz geschlagen" ist variirt 1871 von den Franzosen wiederholt worden und auch die Engländer haben es sich hinter die Ohren geschrieben. Die deutschen Schuleinrichtungen sind als etwas zu vortreffliches bekannt, als daß wir hier eine Lanze für dieselben brechen sollten. Sie leuchten allen übrigen Völkern voran, ihre segensreichen Einflüsse liegen auf der Hand und das deutsche Volk hat seine hohe Culturstellung wesentlich ihnen mit zu verdanken.

Wo die Culturverhältnisse zwischen Deutschen und Slaven abgewogen werden, wie ich es hier thue, ist auch ein vergleichendes Eingehen auf das Schulwesen und den Schulbesuch geboten, schon um zu zeigen, wie abermals in geradezu überwältigender Weise auf deutscher Seite das Uebergewicht ist; auf die Slaven selbst fallen dabei interessante Streiflichter, die ihr Anstürmen und Hetzen gegen die deutschen Schulen in Ländern, die sie mit den Deutschen zugleich bewohnen, als ein durchaus culturfeindliches Streben erscheinen lassen, wobei dann die Nationalität den Deckmantel hergeben muß.

Vor vier Jahren hat eine vom britischen Parlament niedergesetzte „Commission des Schulwesens" über das Unterrichtswesen in Europa und Nordamerika Bericht erstattet, und hier finden wir einige Anhaltepunkte. Nicht weniger als drei Jahre lang hatte man

Stoff gesammelt, der in 20 großen Bänden dem Parlament gedruckt vorgelegt wurde. Fachmänner waren nach Preußen, der Schweiz, Frankreich, Nordamerika entsandt worden, um den Zustand der dortigen Volks-, Mittel- und Hochschulen ins Auge zu fassen und mit den englischen zu vergleichen. Das meiste und unbedingteste Lob wird dem preußischen Schulwesen gespendet. Die Elementarschulen, sagen die Commissäre, seien gut und wohlfeil, die Lehrmethoden vortrefflich, und das ganze Unterrichtssystem sei den Bedürfnissen des Volkes angemessen. Ueber die Ergebnisse des Volksschulunterrichts in Preußen erhalten wir am besten Auskunft, wenn wir den „Bericht über die Schulbildung der im Ersatzjahre 1868—1869 eingestellten Ersatzmannschaften" zu Rathe ziehen. Aus diesem ergiebt sich, daß immer noch 3182 Mann oder 3,94 Procent der Gesammtsumme ohne alle Schulbildung waren. Die alten Landestheile nehmen hieran Theil in folgendem Maße:

Preußen . . .	1464	Mann	oder	13,26 Procent.
Posen	884	„	„	14,73 „
Pommern . . .	66	„	„	1,24 „
Schlesien . . .	380	„	„	3,05 „
Brandenburg . .	51	„	„	0,65 „
Sachsen . . .	37	„	„	0,52 „
Westphalen . . .	93	„	„	1,62 „
Rheinland . . .	92	„	„	0,81 „

Betrachten wir diese Tabelle näher, so ergiebt sich eine rapide Abnahme der Schulbildung, je weiter wir nach Osten gelangen, und zwar hängt dieses unzweifelhaft mit der slavischen Bevölkerung im Osten Preußens zusammen: Posen, Preußen und Schlesien (hier kommen die oberschlesischen Wasserpolaken in Betracht) stehen am tiefsten in der Scala. Deutschthum und Schulbildung sind Begriffe, die sich gegenseitig decken, wo aber die slavische Bevölkerung auftritt,

da zeigt sich sofort eine auffällige Abnahme der Schulbildung. Der Regierung kann die Verantwortlichkeit nicht in die Schuhe geschoben werden; diese sorgt gleichmäßig für ihre Staatsangehörigen deutscher wie slavischer Zunge. Aber die verrotteten Zustände in den ehemals polnischen Landen konnten auch in dem halben Jahrhundert seit Posen preußisch ist, nicht so schnell ausgetilgt werden, obgleich die Regierung dort redlich für Schulen sorgte.

Am erfreulichsten waren die Resultate in Berlin und Hohenzollern, wo bei den frisch eingestellten Mannschaften nicht ein Fall von mangelnder Schulbildung sich ergab. Die neuen Provinzen weichen nicht ab von den übrigen rein deutschen Landschaften Preußens, und zwar mangelt die Schulbildung von den Ersatzmannschaften des Jahres 1868 bis 1869:

In Hannover . . .	73	Mann	oder	1,08	Procent.
„ Schleswig-Holstein .	17	„	„	0,67	„
„ Hessen	15	„	„	0,55	„
„ Nassau-Frankfurt .	8	„	„	0,45	„
„ Lauenburg . . .	2	„	„	0,81	„

Aehnlich stellen sich die Ergebnisse in den übrigen deutschen Ländern und der Schweiz, die bekanntlich viel Geld auf guten Unterricht verwendet. Einzelne Kreise in Bayern, namentlich die altbayerischen Gegenden, stehen jedoch bedeutend zurück hinter Franken und der Pfalz, und die Thatsache ist nicht unbeobachtet geblieben, daß da, wo die ultramontanen Abgeordneten gewählt worden, die Schulbildung die mangelhaftere, die Zahl der Verbrechen die größere sei, gegenüber den Wahlbezirken, die liberale Abgeordnete stellen. Ein inniger Zusammenhang dürfte hier kaum zu leugnen sein.

Gehen wir nach Oesterreich, so drängt sich uns sofort wieder die Thatsache auf, daß die Schulbildung in dem vorwiegend deutschen

„Cisleithanien" verbreitet ist, und zwar in den ehemals zum deutschen Bunde gehörigen Ländern, nicht aber in den jetzt widernatürlich mit dieser Reichshälfte vereinigten Ländern Galizien und Dalmatien, die weder geographisch noch ethnographisch zur Westhälfte der Monarchie gehören. Nehmen wir für Oesterreich-Ungarn wieder die Armee zum Maßstabe, so ergiebt sich, daß von den 1865 und 1866 eingestellten Recruten des Schreibens kundig waren:

In Niederösterreich . .	83 1/2	Procent.
„ Böhmen . . .	60 1/2	„
„ Mähren . . .	45 3/4	„
„ Schlesien . . .	69 1/2	„
„ Tirol	36 1/2	„
„ Ungarn	25 1/2	„
„ Croatien . . .	13	„
„ Siebenbürgen . .	8 3/4	„
„ Galizien . . .	4 1/4	„
„ Krain	3 1/2	„
„ Dalmatien . . .	1 1/4	„

Wie beschämend für viele Kronländer ist nicht diese Tabelle! Selbst das finstere Tirol mit seinen „schwarzen Tschechen" übertrifft noch alle östlichen Länder, die mit ihrer vorwiegend slavischen, magyarischen und wallachischen Bevölkerung weit hinter den deutschen Theilen Oesterreichs zurückstehen. Aber auch da, wo Deutsche und Slaven gemischt unter einander wohnen, zeigt sich ein Vorherrschen der Volksbildung auf Seiten der Deutschen.

Dieselben Resultate gewinnen wir, wenn wir auf die Zahl und Verbreitung der Volksschulen in Oesterreich eingehen. Wir verweisen hier auf den vom ehemaligen Minister v. Stremayer herrührenden „Jahresbericht des K. K. Ministeriums für Cultus und Unterricht für das Jahr 1870" (Wien, Hof- und Staatsdruckerei 1871). Es

sind beschämende Daten, die hier ans Licht gezogen werden und der Minister muß selbst darthun, daß es die Geistlichkeit in Verbindung mit der staatsrechtlichen Opposition (1870 die Tschechen ꝛc.) ist, welche dem Volke sogerne „Steine statt des Brotes" reichen möchte. Was helfen alle Reformversuche bei der Opposition gegen die freisinnigen Schulgesetze! Es wird noch lange dauern, ehe Oesterreich sich zum deutschen Standpunkt der Volksbildung emporarbeitet. Während z. B. in Sachsen auf eine Quadratmeile acht Elementarschulen kommen, enthalten darauf in Oesterreich noch nicht drei (2,9); während in Sachsen 95 Procent der schulpflichtigen Kinder die Schule besuchen, ist dieses in Oesterreich nur mit 76 Procent der Fall und im slavischen Galizien hat mehr als die Hälfte der Gemeinden gar keine Schule. In diesem ruthenisch-polnischen Lande, aus dem die letzten deutschen Lehrer nun glücklich hinausgetrieben sind, das noch nicht den siebenten Theil der Einwohner Oesterreichs umfaßt, kommen dafür auch 23 Procent aller wegen Verbrechen verurtheilte, 37 Procent aller Mordthaten und 50 Procent aller Todesurtheile vor. Slavische Kultur! Auf je 100 schulpflichtige Kinder besuchen in Galizien 20, in Dalmatien 15, in der Bukowina gar nur 12 die Schule! Der „Volksbildungsverein" für Galizien hat dem neuen Statthalter, dem Polen Goluchowski, 1871 im Sommer diese Verhältnisse auseinandergesetzt und um Abhilfe gebeten. Der polnische Magnat antwortete: Zur Abhilfe sei leider keine Aussicht vorhanden, denn dazu wären jährlich eine halbe Million Gulden nöthig, die zugleich fehle. Und solche Leute wollen über die Deutschen herrschen!

Höchst interessante Einblicke in die Verhältnisse des Besuches der Volksschule in Böhmen, gewährt uns die hierauf bezügliche Karte in Dr. A. Fickers statistischen Werkchen über die Bevölkerung des Königreichs Böhmen. Die stärkste Benutzung der Unterrichtsanstalten findet man auch hier, wie stets in Oesterreich, bei den

Deutschen.*) In den deutschen Leitmeritzer, Saazer und Egerer Kreise steht sie am höchsten, denn dort entziehen sich noch nicht einmal 2 Procent der Schulpflichtigen dem Besuche, während in den tschechischen Kreisen Tschaslau und Tabor 5, im Kreise Pisek gar 14 Procent die Schule nicht besuchen. Unter 56 Bezirken, in welchem der Schulbesuch vollständig ist, befinden sich 51 Deutsche, wogegen von 110 ganz oder vorwiegend tschechischen Bezirken nur 4 in die erste Kategorie des Schulbesuches entfallen!

Der aufgeklärte Absolutismus unter Maria Theresia und noch mehr unter ihrem Sohne Joseph II. suchte ganz Oesterreich über einen Leisten zuzustutzen und glaubte diesen Zweck am Besten durch die Schulen zu erreichen, in denen überall die deutsche Unterrichtssprache eingeführt wurde, namentlich in den Gymnasien und niedern Stadtschulen, gleich bei deren Reformirung und Aufhebung des Jesuitenordens. Die Absichten waren wohl löbliche, doch der Zweck, die Bildung des Volkes wurde verfehlt. Im Jahre 1774 wurde die deutsche Sprache in den Haupt- und im Jahre 1776 in den Volksschulen eingeführt. Im Jahre 1786 wurde verordnet, daß nur diejenigen in ein Gymnasium aufgenommen werden dürften, welche der deutschen Sprache mächtig wären; ohne Kenntniß der deutschen Sprache sollte Niemand ein Stipendium erhalten, ja nicht einmal ein Lehrling konnte in eine Zunft eintreten, ohne daß er des Deutschen mächtig war!

*) Dafür möge noch der Verkauf an Lesebüchern für die österreichischen Volksschulen der Beweis liefern. Von dem Volksschulbücherverlag wurden 1869 abgesetzt, 505,766 Bücher in tschechischer, 112,640 in italienischer, 155,581 in polnischer, 116,605 in kroatischer, 65,564 in slovenischer, 36,170 in serbischer, 13,346 in ungarischer, 12,409 in rumänischer, 11,681 in kirchenslavischer, 4189 in hebräischer Sprache. D. h. zusammen in den Sprachen der interessanten Nationalitäten 1,033,951 Stück — in deutscher Sprache aber fast ebensoviel, nämlich 951,007 Stück. Und doch machen die Deutschen nur den vierten Theil der Bevölkerung aus.

Trotz alledem machte das Deutsche nur äußerliche, keine organischen Fortschritte, und ein Geschlecht wurde herangebildet, das nicht Fisch, nicht Fleisch war. Die Wurzeln einer Sprache sind zäh und lassen sich nicht so leicht künstlich ausjäten. Obgleich damals in Böhmen von einem Nationalgefühl keine Rede sein konnte, ward das Volk nicht germanisirt, der günstige Zeitpunkt hierfür war schon mit dem 15. Jahrhundert vorüber. Aber diese Bewahrung der Nationalität unter den Tschechen, selbst in der ungünstigsten Periode, spricht nur dafür, daß das Volk als solches sich nicht wie ein Handschuh umkehren läßt und daß die ehemals slavischen Länder im deutschen Osten, sowie die deutschen Theile Böhmens nur, oder allergrößtentheils, durch deutsche Kolonisirung, nicht aber durch Entnationalisirung der ursprünglichen Bewohner gewonnen wurden. Wir können der damals ausgesprochenen Ansicht Pelzels nicht beipflichten, der da meinte, die tschechische Sprache würde ganz aus dem Lande verschwinden und daß „Böhmen das Schicksal von Meißen, Brandenburg und Schlesien theilen und von der tschechischen Sprache nichts als die Namen der Städte, Dörfer, Flüsse übrig bleiben werde." Die Gegenwart hat nun das umgekehrte gesehen und wo die Tschechen die Mehrheit bilden, da sehen sie es auf völlige Unterdrückung der Deutschen ab, versuchen sich leidenschaftlich an der Tschechisirung der Schulen, und drängen ihr Idiom den Deutschen auf, wie weiland Kaiser Joseph II. ihnen das Deutsche aufzwang. Eingedenk der Thatsache, daß der Jugend die Zukunft gehört, haben es sich die Tschechen seit dem Jahre 1860 angelegen sein lassen, auf die Tschechisirung derselben hinzuwirken. Prag ist ohne deutsches Hinterland, und die Dienstmädchen, welche die Sprache der Kinder mehr bestimmen als die Eltern, bringen den deutschen Kindern eine fremde Sprache bei, so daß diese ihre Muttersprache erst dann erlernen, wenn sie bereits tschechisch denken und fühlen. Das hat den Deutschen viel Abbruch gethan und den Prager

Stadtrath auf Antrag Prof. Hamerniks zu dem Ausspruch veranlaßt, daß es in Prag keine deutschen Kinder gebe, folglich keine deutschen Schulen nothwendig seien (1862).

Das Anstürmen der Tschechen gegen die deutschen Schulen dauert fort und 1870 mußte die Regierung zwei deutsche Schulen Prags vor der gewaltsamen Schließung durch den Prager Stadtrath schützen.

Eine weitere Tschechisirungsmaßregel — Folge des Compromisses zwischen Adel und Tschechen — war die Annahme des sogenannten Sprachzwanggesetzes im böhmischen Landtage, das am 18. Januar 1866 unter dem unschuldigen Titel „Gesetz über die Durchführung der Gleichberechtigung beider Landessprachen im Schulunterricht" die kaiserliche Sanktion erhielt. Zwangsweise sollte also die tschechische Sprache in die Schulen rein deutscher Gegenden eingeführt werden. Alle deutschen Städte Asch, Eger, Karlsbad, Reichenberg, Nimburg, Aussig u. s. w. protestirten dagegen, allein dieser schändliche Zwang ward zum Gesetz erhoben und erst 1868 wieder beseitigt. Das Gleichberechtigungsprincip, auf welches die Tschechen sich berufen, findet an dem Principe der Cultur seine Schranke und die Trägerin der Cultur in Böhmen, wie in Oesterreich überhaupt, bleibt die deutsche Nationalität und Sprache. Diese Thatsache steht fest und alles was Magyaren, Tschechen, Polen, Rumänen, Serben u. s. w. in den Künsten und Wissenschaften in Oesterreich geleistet haben, verschwindet gegenüber den Leistungen der Deutschen. Mit dem Worte Gleichberechtigung wird ein arger Unfug getrieben, denn so gewiß nicht alle Menschen einander gleich sind, so wenig sind sich auch die Völker gleich. Es ist daher ein Unding, Ungleichartiges mit gleichem Rechte versehen zu wollen. Und warum verlangten die Tschechen diese Gleichberechtigung? Weil sie selbst deutsch verstehen oder nothwendigerweise lernen müssen, darum zwingen sie durch

Majorisirung widersinnigerweise die Deutschen sich mit dem Idome des „herrschenden" Volkes bekannt zu machen. Nach tschechischer Auffassung ist das nur deren Schuldigkeit, denn die Deutschen sind nach dieser nur fremde Eindringlinge.

Der deutsche Unterricht in tschechischen Gegenden und Schulen ist so gut wir rasirt. Das ist Sache der Tschechen und geht die Deutschen nichts an; es kommt auf Rechnung der Tschechen, ob das Experiment gut oder schlecht ausfällt, aber bemerkenswerth ist es doch, daß jetzt schon in rein tschechischen Gegenden hier und da ein Schmerzensschrei nach deutschem Unterricht sich bemerkbar macht, trotz des nationalen Terrorismus. Das tschechische Blatt Národní listy brachte 1870 folgende Correspondenz aus der Stadt Rokytzan: „Der Director der hiesigen Haupt- und Unterrealschule Herr Wenzel Swietlik hat der Stadtvertretung in einer eigenen Zuschrift angezeigt, daß die Rokytzaner Lehrer dem Wunsche vieler Eltern entsprechend, täglich nach den Schulstunden die Kinder in der deutschen Sprache unterrichten. Das Gesetz vom 21. Januar 1870 untersage nun die Abhaltung der sogenannten Nachstunden von dem Zeitpunkte, als die Bezüge der Lehrer nach diesem Gesetze ihre Regelung erfahren haben. „Da mir aber," hieß es in der Zuschrift des Directors weiter, „der allgemeine Wunsch der hiesigen Eltern bekannt, so ersuche ich die löbliche Stadtvertretung zu erklären, ob sie es wünscht, das die Schüler der Rokytzaner Gemeindeschulen in der deutschen Sprache unterrichtet werden." — Diese Zuschrift kam in der Gemeinderathssitzung vom 7. Dec. zur Berathung und es wurde beschlossen, daß die Lehrer gegen eine bestimmte Remuneration die deutsche Sprache als außerordentlichen Gegenstand zu lehren haben.

Die Tschechen werden schließlich selbst ihr Bedürfniß am besten erkennen und jedes Hineinreden der Deutschen in ihre inneren Angelegenheiten ist ein Unrecht. Ganz anders gestaltet sich die Sache

aber, wo es sich um gewaltsame Tschechisirung deutscher Anstalten handelt, wo die Tschechen, ihre Mehrheit (in Prag, Pilsen ꝛc.) mißbrauchend, der deutschen Minderheit den deutschen Schulunterricht zu verkümmern suchen und verkümmert haben, obgleich diese Minderheit, was die Intelligenz betrifft und das Steuerzahlen, über ihnen steht.

Von bedeutender Tragweite in jenem zweisprachigen Lande ist auch das Verhältniß zu den Hochschulen, der polytechnischen Anstalt und der Universität. Beide Institute stehen nicht auf der Höhe der Zeit und können mit verwandten technischen Schulen und Universitäten Deutschlands den Vergleich nicht aushalten; die nationale Wirthschaft hat sich nicht gedeihlich für deren Blüthe erwiesen. Ist es doch tüchtigen deutschen Lehrkräften aus dem Reich kaum zu verdenken, wenn sie Berufungen nach Prag ablehnen, wo sie als Ausländer der Tschechenhetze verfallen, pöbelhaften tschechischen Mißhandlungen ausgesetzt sind und von der Presse verhöhnt werden.

Ein Zusammenwirken deutscher und tschechischer Professoren an derselben höheren Lehranstalt hat sich als durchaus unmöglich gezeigt und die Deutschen haben daher das Princip für diese Anstalten aufgestellt: völlige Trennung, jeder schalte und walte in seinem Hause nach eigenen Kräften. An der polytechnischen Schule waren die Zustände höchst bedauerlicher Art geworden, wie aus einer Denkschrift der deutschen Professoren hervorgeht, welche als einziges Mittel um das Uebel zu beseitigen eine Trennung des Lehrpersonals in einen deutschen und tschechischen Lehrkörper verlangte.*) Die Tschechen

*) Damals, im Januar 1866, schrieb das tschechische Blatt Národní listy die Petition sei „ein landesverrätherischer Versuch, den Frieden zwischen beiden Stämmen in Böhmen zu stören.“ Die polytechnische Anstalt befinde sich in einem „wohlgerathenen Entwicklungsgang“, was diesen

widerstrebten jedoch dem, ohne irgend stichhaltige Gründe anführen zu können, und erst als die Deutschen auf dem Landtage die Mehrheit hatten, führten diese eine Trennung durch.

Warum die Tschechen eine Trennung nicht wollen, liegt auf der Hand. Ihre Absicht ist die vollständige Tschechisirung der Anstalten, womöglich auf dem 1409 von Hus eingeschlagenen Wege, der schon einmal dazu führte, daß die Deutschen die Universität verlassen mußten. Darum verlangen aber die Deutschen bei Zeiten völlige Trennung, um für sich arbeiten zu können. Es würde zu weit führen die tschechische Universitätsfrage hier zu verfolgen, die bereits im März 1866 unter dem unschuldigen Titel „Durchführung der Gleichberechtigung beider Nationalitäten an der Prager Universität" auf Riegers Antrag verhandelt wurde, wir wollen nur zur Charakteristik der tschechischen Bestrebungen in dieser Sache anführen, was vom Verfassungsvereine der Deutschen in Böhmen (27. März 1871) an den Club der liberalen deutschen Reichsraths-abgeordneten in Wien berichtet wurde. Es heißt da: „Die Durchführung des Dualismus in Betreff der Vorträge bei Festhaltung der Einheit in Betreff des Senats und der Professorencollegien, kann von den Deutschen nicht acceptirt werden. Es schließt den Ruin der deutschen Universität als unabwendbare Consequenz in sich ein." —

Um dies sich deutlich zu machen, braucht man nur zu erwägen,

---

aufhalte, sei „jener schnöde Theil von Fremden, der sich nicht zur Verbreitung der Aufklärung, sondern aus gieriger Gewinnsucht hier niedergelassen hat; dieselbe Gattung von Leuten, die den Namen eines ehrlich gebildeten Deutschen bei den Russen und Polen, bei den Dänen und Schweden, in England, Frankreich und Italien, ja selbst in der Türkei in Verruf gebracht hat!" —

daß die zahlreichen deutsch vortragenden und zu tschechischem Vortrage nicht befähigten Professoren, welche der tschechischen Nationalität und Partei angehören, von ihren Lehrkanzeln nicht verdrängt werden könnten. Es würden daher die Vertreter dieser Partei (denn daß die tschechisch vortragenden Professoren ihr sämmtlich angehören würden, versteht sich von selbst) in allen jenen Collegien die entschiedene Mehrheit bilden. Und zwar in solcher Weise und unter solchen Verhältnissen, daß sie in der Lage wären, eine Aenderung dieser Sachlage zu ihren Ungunsten für immer unmöglich zu machen. Was dies aber bedeute, wird man nicht verkennen, wenn man erwägt, daß es der Partei entschieden mehr darum zu thun ist, nationalen Heißspornen Sitz und Stimme in Universitätsangelegenheiten zu verschaffen, als die Lehrstühle mit tüchtigen Vertretern der Wissenschaft zu besetzen, daß jene aber ihre agitatorischen Gewohnheiten mit dem Einzuge in die Aula ebensowenig abstreifen dürften, als die Bande, welche sie an die leidenschaftliche, wohl disciplinirte und die weitgehendsten Anforderungen an ihre Mitglieder stellende Partei knüpfen. In dieser Sachlage würde es sich u. A. begründen, daß tüchtige Gelehrte aus dem Auslande, beziehungsweise den nicht zu den Ländern, der Wenzelskrone gehörigen Gebieten nicht berufen werden würden, und wenn man sie ja berufen wollte, nicht mehr gewonnen werden könnten. Es würden ferner die deutschen Professoren, welche bei der Habilitirung tschechischer Doctoren durch die Sprache, in welcher die Vorlagen erfolgen würden, von jedem Einflusse ausgeschlossen wären, auch bei der Habilitirung deutscher Doctoren als Minorität einen entscheidenden Einfluß nicht üben können. Es würde ferner nur denjenigen unter ihnen gestattet sein, in Ruhe ihrem Berufe obzuliegen, und es würde nur denjenigen deutschen Docenten die Aussicht auf ein ihren Verdiensten entsprechendes Vorankommen geöffnet sein, welche Garantien dafür zu bieten in der Lage wären, daß von ihrem

Deutschthume eine ernstliche Anwendung nicht zu besorgen sei. Es ist daher zu behaupten, das die Beibehaltung eines gemeinsamen Senates und gemeinsamer Professorencollegien, gegenüber der unaufhaltsam sich vollziehenden Zweitheilung in allen sonstigen Beziehungen, nur die Bedeutung und den Zweck einer vollständigen Lähmung des deutschen Elementes, das ist, den natürlichen Consequenzen nach, einer vollständigen Tschechisirung der Universität, haben könne. —

Eine eingreifende Verbesserung der bestehenden Verhältnisse und ein wirksamer Schutz gegen die drohende vollständige Tschechisirung der Universität dürfte aber unter den gegebenen Verhältnissen nur dadurch sich erreichen lassen, daß man die zur Verfügung stehenden tschechischen Lehrkräfte an einer zweiten selbständigen Hochschule mit tschechischer Unterrichtssprache sammelt.

Wie überall, wo dieses irgend nur durchführbar ist, erscheint es auch hier dringend geboten, durch eine völlige Loslösung des deutschen Elementes von dem tschechischen den Deutschen die unter unseren Verhältnissen allein wirksame Garantie für alle Eventualitäten der Zukunft zu schaffen. Eine Wendung zum Besseren wird hier überall nur dadurch herbeigeführt werden können, daß man den das tschechische Volk leitenden Kreisen Gelegenheit giebt, sich in ganz einseitig nationaler Weise zu entwickeln. Wenn die bei einer vollständigen nationalen Isolirung in Anbetracht der geographischen Lage der von dem tschechischen Volke bewohnten Landstriche unausbleibliche Witzigung eingetreten sein wird, dann wird sich in natürlicher Gegenströmung von innen heraus ein Triumph des Deutschthums und der von ihm vertretenen Tendenzen anbahnen, welcher im Stande sein dürfte, die Uebel wirklich zu heilen, welche ein überstürztes Preisgeben des deut-

schen Staatsgedankens und ein plan- und zielloses Experimentiren am Staatsorganismus mit sich gebracht hat."*)

Während die Tschechen Sturm liefen gegen die deutsche Hochschule in Prag im besonderen und gegen die deutsche Bildung im Allgemeinen, wandte die russische Regierung ihre Aufmerksamkeit speziell dem deutschen Unterrichtswesen zu, dessen Resultate auf der Hand lagen. Man wollte wieder einmal von den Deutschen profitiren und sandte 1863 eine Anzahl russischer Pädagogen durch Deutschland, um unsere Volksschulen und Universitäten zu studiren und nach ihrem Muster russische Anstalten zu errichten. Unter den Abgesandten befand sich Pigorow, der sich in Heidelberg niederließ und im „Golos" — dem berüchtigten Organe der Deutschenfresser — damals über die deutschen Hochschulen vernehmen ließ, wie folgt:

„Ich gestehe, beginnt Pigorow, daß es kein löbliches Gefühl war, welches mich bei dem Besuche der deutschen Universitäten beschlich — es war der Neid. So oft ich mir auch wiederholte, daß man den Deutschen mit dem Russen, den Greis mit dem Jünglinge nicht vergleichen könne, daß jedes Volk und jedes Alter sein Gutes habe: der Neid ließ sich nicht beschwichtigen, nachdem ich acht Universitäten besucht — auf einem so kleinen Raume, daß der Weg zwischen den am entferntesten von einander liegenden per Eisenbahn in zwanzig Stunden zurückzulegen ist. — — Deutschland verdankt der Decentralisation seiner Universitäten sehr viel. — — — Neben der Decentralisation und Autonomie charakterisirt die deutschen Universitäten

*) Mehr über die Prager Universität und die in Frage stehende Tschechisirung in folgenden beiden Schriften: „Die Universitätsfrage von Dr. Constantin Höfler" (Prag 1866. Verlag des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen) und „Bericht über die nationalen Verhältnisse an der Prager Universität. Von Dr. Philipp Knoll. (Prag 1871. Verlag des Verfassungsvereins der Deutschen in Böhmen.)

noch: die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und die Lehrfreiheit. Auch diejenigen Regierungen, welche liberalen Bestrebungen nicht hold sind, setzen diesen Freiheiten keine Schranken, obgleich sie fast alle das Recht der Wahl der Professoren haben. Auch die ängstlichste Regierung hat sich überzeugen können, daß in Deutschland nichts der Verbreitung gemeinschädlicher Irrlehren mehr hinderlich ist, als gerade die Freiheit der wissenschaftlichen Forschungen, die von den Kurzsichtigen so eifrig verfolgt wird. Man ist hier durchdrungen davon, daß die Wahrheit nur dann furchterregend wird, wenn es verboten ist, sie auf der Landstraße zu suchen. Selbstverständlich mußten in den Augen der Staatsmänner und Theologen vor allen Dingen die Forschungen der Philosophie, der Geschichte und der Rechtskunde gefährlich erscheinen. Diese Wissenschaften konnten allenfalls für Pulverkeller unter Staat und Kirche gelten und die Freiheit der wissenschaftlichen Analyse war hier am schwersten zu gewähren. Aber bei einer solchen Anschauungsweise, die übrigens im protestantischen Deutschland kaum durchzuführen war, ließ man eine ganze Reihe von Wissenschaften unbeachtet, die vollkommen conservativ und folglich sehr unschuldig erschienen — die Naturwissenschaften. — — — Allein zum Schaden der staatlichen und kirchlichen Orthodoxen sind es jetzt gerade diese Wissenschaften, welche in ihren, wenn auch entfernteren und mittelbaren Schlußfolgerungen, sich durchaus nicht so conservativ und schuldlos zeigen. — — Wir finden — so schließt Pigorow's vorurtheilsfreier und liberaler Bericht — unter den deutschen Professoren Bekenner aller denkbaren, auf wissenschaftlichem Boden erbauten Doctrinen, und sehen zugleich, daß bei aller Freiheit der Forschung eine falsche, vor der wissenschaftlichen Kritik nicht bestehende Lehre nie tiefe Wurzeln auf den Universitäten gefaßt hat."

Wir wollen hier ganz absehen von den russischen Universitäten, an denen manche tüchtige Kräfte wirken und nur noch — nach russi-

schen Quellen die Daten beibringen, welche den heutigen Zustand der russischen Volksbildung charakterisiren, die beharrlich von den Tschechen als nachahmenswerthes Muster aufgestellt wird. Ein Fortschritt ist in Rußland nicht zu leugnen, aber es wird noch eine geraume Zeit vergehen müssen, ehe gedeihliche Wirkungen der Schulbildung sich zeigen. Zum Belege, auf welcher tiefen Stufe das slavische Rußland noch in dieser Beziehung steht, geben wir einmal die Verbreitung der Kenntniß des Lesens und Schreibens in der russischen Armee (nach dem Dezemberheft der Militärzeitschrift Wojenny Sbornik 1869), dann die Uebersicht des Schulbesuchs in den Kreisen des Moskauer Gouvernements (nach dem statistischen Jahrbuche dieses Gouvernements 1869), da gerade diese Kreise für Rußland einen Durchschnitt repräsentiren.

Nach dem Wojenny Sbornik konnten in den drei Jahren 1867, 1868 und 1869 von allen in die Armee eingestellten Rekruten nur 9 Procent, resp. 9,5 und 9,8 Procent lesen und schreiben, während die Aushebung von 1866—1867 der preußischen Armee 96,2 Procent des Lesens und Schreibens kundiger Soldaten zuführte. Namentlich seit Beendigung des orientalischen Krieges war man in der russischen Armee ernstlich darauf bedacht, das Bildungsniveau der Soldaten zu heben, und gelangte nach Verlauf der zehn Jahre zu dem Resultate, daß, wie Herr Bobrowsky, Verfasser des in Rede stehenden Artikels, angiebt, 1866 in der Gesammtzahl aller Truppentheile 24 Procent, 1867 25 Procent und 1868 28 Procent als des Lesens und Schreibens kundig bezeichnet werden konnten. Uebrigens haben diese letzteren Ziffern nur einen bedingungsweisen Werth, da unter der Rubrik „des Lesens und Schreibens kundig" häufig Soldaten figuriren, die kaum den Proceß des Lesenlernens überwältigt haben und den Sinn des Gelesenen noch nicht aufzufassen im Stande sind. Gegenwärtig kann etwa der vierte Theil der ganzen

russischen Armee lesen und schreiben. In den Special-Waffengattungen und in den Lehrabtheilungen ist dieses Verhältniß günstiger (30 bis 50 Procent), in der Infanterie, welche die Hälfte der ganzen Armee bildet, können ein Viertel der Soldaten lesen und schreiben, in der Cavallerie und den Localtruppen, welche ein Drittel der Armee bilden, schwankt diese Zahl zwischen $^1/_7$ und $^1/_5$. Trotz dieser offenbar nicht günstigen Ausführungen lassen sich doch in dieser Hinsicht entschiedene Fortschritte nicht verkennen. Die Armee, die jährlich 50 bis 90 Tausend des Lesens unkundige Rekruten aufnahm, hat während des Decenniums von 1857 bis 1867 gegen 160 bis 180 Tausend Soldaten im Lesen und Schreiben unterrichtet, d. h. jährlich etwa den fünften Theil der des Lesens unkundigen Rekruten.

Woher soll aber die Bildung bei den Rekruten kommen, wenn es mit den Volksschulen Rußlands noch so kümmerlich bestellt ist, daß auf die 13 Kreise des Moskauischen Gouvernements (mit Ausschluß der Stadt Moskau, die 415,000 Einwohner zählt) in 950 Kirchspielen mit 1,295,823 Menschen im Jahre 1869 noch nicht mehr als 399 Schulen kamen? Man stelle sich vor, daß in den drei Kreisen Bronnitzi, Bogodorsk und Klin zwischen 5100 und 5400 Menschen erst eine Schule, im Kreise Možaisk gar 7300 Menschen erst eine Schule besitzen!

Aber diese Zahlen sind zu allgemein gehalten, stellen wir, nach dem statistischen Jahrbuche, erst die Lernenden im Verhältnisse zur Bevölkerung der dreizehn Moskauischen Kreise zusammen, so erhalten wir noch ganz andere erschreckende Zahlen. So sieht es um „Mütterchen" Moskau herum aus; das sind die blühenden Culturlandschaften, welche die Tschechen gegenüber dem „greisenhaften" Deutschland als Ziel und Muster hinstellen, nach denen sie sich sehnen.

Kreise.	Schüler Knaben.	Mädchen.	Ueberhaupt.	Verhältniß zur Bevölkerung in %
Serpuchow . . .	2059	410	2469	$2^1/_3$
Bronnitzi	1281	402	1683	$1^1/_8$
Kolomna	—	—	1498	$1^2/_5$
Moskau	1245	204	1449	$1^1/_4$
Rusa	1216	163	1379	$2^1/_{15}$
Dmitrowsk . . .	952	156	1108	$^9/_{10}$
Bogodorsk . . .	963	130	1093	$^2/_3$
Swenigorodsk . .	832	166	998	$1^1/_4$
Klin	810	125	935	$^9/_{10}$
Wereja	634	123	757	$1^1/_2$
Wolokolamsk . . .	710	33	743	1
Podolsk	462	96	558	$^2/_3$
Možaisk	330	90	429	$^2/_3$
			15099	

Man beginnt nun bedeutende Summen auf den Volksschulunterricht zu verwenden und Pädagogen auf das Land zu senden, welche den Dorfschulmeistern die besten Lehrmethoden zeigen sollen. Wie lange aber wird es noch dauern, ehe wir Früchte sehen!

Slavische Annectirungen.

Es war ein schöner Maitag des Jahres 1859, als ich zum ersten Male in das Thal des Beraunflusses trat, das damals noch fernab von den Eisenbahnen lag und nur selten von Fremden besucht wurde. Je mehr man sich dem mittlern Laufe dieses schönen Waldstromes im Herzen Böhmens nähert, desto romantischer wird die Gegend. Ringsum säumt dichter Wald die Ufer ein, plätschernd strömt die Fluth über breit gezogene Wehre hin, welche dem Wasser Kraft verleihen, die zahlreichen Eisenwerke zu treiben; alte verwitterte Ruinen schauen herab auf den Strom, der belebt ist von zahlreichen Flössen, die den Holzreichthum der Gegend zur Moldau hinabführen. Immer weiter rücken die Dörfer auseinander, immer ärmer wird das Culturleben; aber die Naturschönheiten werden reicher. Zunächst fesselt unsern Blick das Eisenwerk Althütten, das, wie der Name schon besagt, aus alten Zeiten stammt; auch fand ich in einem alten tschechischen Urbarium des Berauner Kreises die Bemerkung, daß die „hut' stara za Berounem", die alte Hütte bei Beraun, im Jahre 1553 ihrem Besitzer einen Reingewinn von 1500 Gulden abgeworfen habe. Jetzt mag sie das hundertfache ergeben.

Drinnen kocht das Eisen in den Puddelöfen, hoch schlägt die rothe Lohe aus den zahlreichen Essen und leichtbekleidete, schwarzrussige Gesellen bringen das weißglühende Metall aus den Oefen unter die unaufhörlich schwirrenden Walzen, aus denen es zu Schienen

oder Blech geformt hervortritt. Die Tschechen sind treffliche Eisenarbeiter. Leicht und geschickt wissen sie sich alle nöthigen Handgriffe anzueignen und verspricht man ihnen bei dem schwierigen Werke noch Bier, dann sind sie auch ausdauernd. Von Altersher wußten sie die Eisenerze auf eine einfache Weise zu bearbeiten und die tschechische Sprache besitzt für die verschiedenen Zustände des Metalles: Gußeisen (litina), Schmiedeeisen (železo) und Stahl (ocel) eigene Ausdrücke. Wir behelfen uns da mit den Zusammensetzungen. Fragt aber einmal nach den Bezeichnungen für die technischen Vervollkommnungen im neuern Hüttenbetrieb und ihr hört sofort nur deutsche Namen: die Gicht, die Formen, das Gestell, der Tümpel beim Hochofen, die Hämmer, das Poch- und Quetschwerk, das Gezähe, alles wird, nur ein wenig verunstaltet, deutsch benannt.

Die Leute sind gefällig, mittheilsam und nach gethaner Schicht im Hostinec (Wirthshaus) mögt ihr sie ausfragen, nach ihren socialen und nationalen Ansichten. Sie gehören zu den Vorgeschrittenen und schwören auf das Programm der Ultras. Das macht sie aber für die Romantik nicht unzugänglich, das Volkslied und die Sage finden bei ihnen eine gute Stätte. So erzählen sie denn auch, in ihren Eisenöfen habe — die Zeit läßt sich nicht mehr bestimmen — der böse Jäger Robert seinen Tod gefunden, Robert, „dem längst von böser Schadenlust die giftige Seele schwoll". Aber er hatte es verdient, denn wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Robert aber wollte — den frommen Knecht Fridolin umbringen, denn hier, nur hier ist der echte Schauplatz vom „Gang nach dem Eisenhammer". Die Gegend ist dazu auch wie geschaffen; ein Halbstündchen stromaufwärts erhebt sich stolz Schloß Nischburg; dort war der Grafensitz und Althütten gegenüber liegt im Dorfe Stredonitz die Liboriuskapelle, wo Fridolin als Ministrant dem Priester diente.

Wie kommt die Sage hierher? Läßt sich nun auch im allge-

meinen das Daſein gleicher Sagen und Märchen bei Deutſchen und Tſchechen nicht immer auf Entlehnung des einen Volks vom andern ſchließen, ſo iſt dies doch im vorliegenden Falle in der That ſo geweſen, denn als vor etwa zwanzig Jahren die neue Liboriuskapelle an Stelle der alten, eingeriſſenen erbaut wurde, fand der einweihende Prieſter in ſeiner Predigt es für gut, Schiller's „Gang nach dem Eiſenhammer" hierher zu verlegen und unſern Dichter nach dem „tſchechiſchen" Stoffe arbeiten zu laſſen. Seitdem erſt iſt die Geſchichte vom Fridolin im Beraunthale bekannt und ein Wirthshaus bei den nahen Eiſenhochöfen trägt das ſtolze Schild „Beim Fridolin".

Die Sache iſt an und für ſich harmlos, ſie fällt aber in das Gebiet weniger harmloſer und ſyſtematiſcher geiſtiger Annectirungen. Der Gegenſtand iſt zu charakteriſch, als daß ich nicht näher darauf eingehen ſollte.

Wie wir im Privatleben gar oft ſolchen begegnen, die über die Grenze von Mein und Dein ſich dreiſt hinwegſetzen, ſo auch im Völkerleben. Große, reiche Nationen pflegen ſich über ihr geiſtiges Eigenthum leicht zu verſtändigen; man feilſcht und mäkelt nicht um Pfennige. Der Streit, ob Karl der Große ein Deutſcher oder ein Franzoſe geweſen, iſt jetzt ein ziemlich müſſiger; politiſch genommen gehört er beiden Völkern. Uns fällt es nicht ein, den in Mömpelgard geborenen Currier, oder Ney, Baſſenſtein, Kleber zu Deutſchen machen zu wollen, ſo wenig wir die Franzoſen Chamiſſo in ihren Literaturhimmel verſetzen; auch die Schotten, welche genug große Männer die ihrigen nennen, reclamiren Friedrichs II. General Keith keineswegs für ſich.

Anders ſchon geſtaltet ſich das Verhältniß zwiſchen Irländern und Engländern; hier ſteht ein armer, unterdrückter Mann gegenüber dem reichen und freien. Sehen wir ab von den Liedern Oſſians, die, gleichviel ob echt, ob unecht, einſt die ganze gebildete Welt in

Aufregung verſetzten, was bleibt da noch übrig, was die keltiſchen Briten den germaniſchen an die Seite ſetzen könnten? Das Uebergewicht der Engländer mußte von iriſchen Patrioten ausgeglichen werden. Vor etwa zehn Jahren hat ein Irländer ein ziemlich langweiliges Buch geſchrieben, um zu beweiſen, daß Shakespeare aus Wales gebürtig war; das Hauptargument darin lautete echt iriſch, daß nur ein Kelte ſolches Genie beſitzen konnte. Odilon Barrot wurde in der Zeit ſeines Ruhmes von iriſchen Blättern O'dillon Barrott geſchrieben; General Cavaignac hieß urſprünglich Cavanagh, und Papſt Pius IX. aus der Familie Maſtai Ferretti hatte einen Maſſay O'Ferraghty zum Großvater, während Garibaldi kein andrer als der leibliche Enkel jenes Garrett Baldwin iſt, der zur Zeit der Unruhen von 1789 glücklich nach Italien entkam und ſeinem iriſchen Namen einen mehr ſüdlichen Klang zu geben ſuchte.

Ein Sprichwort ſagt: „Es geht den Menſchen, wie den Leuten". In einem ähnlichen Verhältniſſe, wie die Iren zu den Engländern ſtehen, befinden ſich auch die Slaven zu den Deutſchen; hier wie da wiederholt ſich daſſelbe, und ſo finden wir denn auch bei den uns zunächſt wohnenden Polen und Tſchechen denſelben Annectirungstrieb. Als mildernd für denſelben wollen wir gern anerkennen, daß alle neuen Bewegungen anfangs leicht über die Schranken ſchlagen und daß der brauſende Uebermuth der Jugend nicht immer genau die richtigen Grenzen einhält. Das Culturleben der ſlaviſchen Völker iſt — trotz allem was man dagegen vorgebracht hat — doch noch ſehr jung, und da ſind ja Ausſchreitungen nicht zu ſtreng zu beurtheilen. Das Streben, es dem Beſſeren, Höheren gleich zu thun, iſt immer anerkennenswerth, nur dürfen die Mittel hierzu keine verwerflichen ſein; man muß aus dem Eigenen heraus ſchaffen und nicht zum geiſtigen Diebſtahl greifen. Nirgends macht ſich eine größere Annectirungsſucht breit als gerade unter den Slaven, vorzüglich aber unter

den Tſchechen, trotzdem wir von ihnen tägtäglich verſichern hören: Wir wollen nichts von Euch Deutſchen, Ihr habt uns nur Uebles gebracht; wir ſind ſtark genug, auf eigenen Füßen ſtehen zu können.

Die Eingriffe der Tſchechen in fremdes geiſtiges Eigenthum ſind nicht erſt von heute; dieſes Beſtreben iſt ſchon ein altes, nicht nur wir Deutſchen wurden geplündert, nein, man ſtaune! — auch die alten griechiſchen Dichter wurden zu Slaven geſtempelt. Weiland Kaiſer Rudolfs II. Kanzler, Johann Jacob Curtius (geb. 1554), war ein gewaltiger Slave und im patriotiſchen Uebereifer vindicirte er alles große und herrliche ſeiner Nationalität. Nach ihm war Anakreon nicht zu Teos in Jonien, ſondern in der Umgegend von Leitomiſchl geboren; auch das berühmte Buch des Thomas a Kempis „von der Nachfolge Chriſti" ſtammte nicht von dieſem, ſondern von einem Slaven her. Das Geſchichtchen vom Jan Kuttenberger, welcher die Buchdruckerkunſt erfand, das wir unten näher beſprechen werden, war ihm gleichfalls ſchon bekannt. Curtius belegte alle ſeine Anſichten mit gelehrten Gründen, die ihn jedoch keineswegs vor dem Fluche der Lächerlichkeit bewahren konnten.

Sein Nachfolger wurde der Erfinder des Panſlavismus, der Slowake Jan Kollar. Der für alles Slaviſche hochbegeiſterte Mann hatte weite Reiſen unternommen; wo er hinkam und etwas Gutes ſah, wußte er gleich den ſlaviſchen Urſprung deſſelben nachzuweiſen. Berüchtigt geworden iſt in dieſer Beziehung ſeine „Reiſebeſchreibung über eine Reiſe nach Oberitalien und von da über Tirol und Bayern, mit beſonderer Berückſichtigung auf ſlaviſche Lebenselemente, beendet im Jahre 1841" (Peſth 1843). Das Reſultat der antiquariſchen Unterſuchungen Kollars findet ſich S. 204 in folgenden Worten zuſammengezogen: „Mit einem Worte, Geſchichte und Geographie, Sprache und Sitten und tauſend andere Veranlaſſungen und Umſtände liefern den unumſtößlichen Beweis, daß ſchon in der Urzeit,

vor den Römern und Kelten, nicht nur in ganz Oberitalien, in der Lombardei und im Venetianiſchen, ſondern auch in der Schweiz, in Tirol und einem Theile Bayerns, in Rhätien und Noricum Wendoſlaven wohnten, und daß der Baum des italieniſchen Lebens ſeine Wurzel in ſlaviſchem Boden hat.“

Nach Kollar ſind u. A. folgende italieniſche geographiſche Namen ſlaviſchen Urſprungs: Bobio, Belluno, Brenta, Brescia, Como, Cremona (vergl. Kreml, Křemen = Feuerſtein), Garda, Ancona (ſlaviſch Jakin), Genua (ſlav. Janova), Lecco, Legnano, Lugano (vergl. Luh = Sumpfwieſe), Malghera, Mantova, Modena (Mutina, deutſch Muttersdorf, Ort in Böhmen), Padua, Ravenna, Rubano, Savoyen, Ticino, Treviſo (ſlav. Trebiš), Venetia, Vicenza u. ſ. w.

Wie mit den Italienern, ſprang Kollar auch mit den Deutſchen um. Was groß, gut und ſchön in Deutſchland, das wurde zur größeren Ehre der Slaven von ihm feierlich und in ſeiner Weiſe wiſſenſchaftlich in Beſitz genommen. So iſt der Hanſabund ihm nach Wort und Sache urſlaviſch. Das Wort Hanſa kommt nämlich von der ſlaviſchen Wurzel anžiti, wázati binden. Uza, auza oder mit dem Rhinesmus Anza, Hanza iſt bei Kollar Einheit oder Bund von Handelsſtädten; das h im Worte Hanſa iſt blos Aſpiration. Hierher gehört nach ihm auch das italieniſche Compagno, Compagnia, ſlaviſch Kompan, von der Wurzel Kopa, mit dem Rhinesmus Kumpa d. i. Geſellſchaft; ferner Kamerad. Es gehört das germaniſche Lodisman, Lotſe vom ſlaviſchen lod' (Schiff); das deutſche Wort Waare, vom ſlaviſchen Towar (Waare); das deutſche Kram, Krämer von chrám hierher u. ſ. w. „Daß der größte Theil dieſer Wörter von den Slaven, welche hier auf dem jaderiſchen (adriatiſchen), dort auf dem baltiſchen Meer Handel und Schifffahrt trieben, ſchon in uralter Zeit zu einigen benachbarten, vorzüglich italiſchen und germaniſchen, von Krieg und Fang ſich nährenden Völkern übergangenen iſt, iſt

daraus zu erſehen, daß das Wort Hanza den Gothen ſchon im vierten Jahrhundert bekannt war, denn Ulfilas braucht es im Jahre 360 in der Ueberſetzung des Evangeliums des Markus, indem er ſagt: Hanza mikila manageins d. i. eine große Menge Volkes. Dieſes Wort Hanſa erborgten die Gothen von den Slaven, ſowie auch andere gleichfalls von Ulfilas gebrauchte Ausdrücke z. B. dulgs, ſlav. dluh, Schuld; plats, ſlav. plat', Bezahlung; finopeis, ſlav. Župan, Herr; ſtoſl, ſlav. kuzlo, lange Kleidung.

Kollar iſt der Typus der ſlaviſchen Annectirungsſucht, die ſich am beſten in der folgenden Geſchichte widerſpiegelt, welche Kollar im Jahre 1835 paſſirte. Damals kam er nach Bamberg; vor dem Haupteingange der alten Domkirche lagen ein paar ſteinerne Figuren, welchen Kollar ſeine volle Aufmerkſamkeit zuwandte. „Kaum erblickte ich die Denkmäler, erzählt er, ſo hüpfte mir das Herz vor Freude, denn ich ſchloß ſchon aus der äußern Geſtalt, daß dieſes ein ſlaviſches Werk ſei.“ Er ging weiter und fand mit ſeiner kühnen Phantaſie, daß die Geſtalten zwei ungeheure ſteinerne Götzen in Löwengeſtalt vorſtellten, daß ſie nur ein Bild des ſlaviſchen Gottes Tſchernebog ſein konnten, ja, daß ſie mit Runen bedeckt ſeien, welche den Namen der Götzen ausdrückten. Kollar brachte ſogar den hiſtoriſchen Beweis bei. Biſchof Otto von Bamberg, der Apoſtel der pommerſchen Slaven, hatte die drei Häupter des Götzen Triglaw an Papſt Calixtus geſandt und er war es auch, der dieſe Prachtexemplare des ſchwarzen Gottes nach Bamberg brachte. Wie alle Entdeckungen Kollars von der ſlaviſchen Welt mit Freuden begrüßt wurden, ſo auch dieſe. Schafařik, bei dem wir ſonſt ein ruhiges Urtheil finden, ſchrieb im Jahre 1837 in der „Zeitſchrift des böhmiſchen Muſeums“ eine zuſtimmende gelehrte Abhandlung zu Kollars Behauptung und erhob darin die Runen auf den Bamberger Götzen zu den einzig wahren Muſtern ſlaviſcher Schrift.

Wie löſte ſich nun die wunderbare Entdeckung? Die Deutſchen ſcheinen ſich nicht viel darum gekümmert zu haben; ihnen waren die ſlaviſchen Runen jedenfalls zu unverſtändlich. Die Enthüllung blieb einem Slaven vorbehalten. Im Auguſt 1851 kam ein gelehrter Pole, Dr. W. Cybulski, nach Bamberg und unterſuchte dort die Kollar'ſchen Götzen. „Schamröthe trat in meine Wangen, als ich dieſe Götzen, ein Gebilde der rohſten und gröbſten Art, fand." Das ſind Cybulski's Worte. Seine Unterſuchung kommt im Weſentlichen dann auf folgendes hinaus: in der Lebensbeſchreibung des heiligen Otto iſt von dieſen Götzen nirgends die Rede; dieſelben ſind weiter nichts als zwei rohe ſteinerne Löwen, die aus demſelben Materiale wie die Domkirche beſtehen und mithin aus demſelben Steinbruche wie dieſe ſtammen dürften. Um der Sache die Krone aufzuſetzen zeigte Cybulski, daß die Kollar'ſche Runenſchrift gar nicht exiſtire, daß ſie lediglich ein Phantaſiegebilde Kollars ſei, deſſen hyperſlaviſches Auge zufällige Scharten und unregelmäßige Riſſe für Runen anſah!

Die Tſchechen ſind durch ſolche Erfahrungen keineswegs gewitzigt worden, ſie fahren in der alten Art und Weiſe fort. Bekanntlich erwuchſen ihnen auf dem Gebiete der Künſte keine großen Männer; ſie haben keine Componiſten, keine Maler, keine Bildhauer, die bahnbrechend aufgetreten wären und die daſtänden neben den Heroen anderer Völker. Um dem Mangel abzuhelfen und die fühlbare Lücke auszufüllen, begann man ſinnreiche Raubzüge in die Koryphäenwelt der Nachbarvölker anzuſtellen. Zu bemerken bleibt hierbei, daß jedesmal, wenn eine ſolche Razzia gelungen und Todte oder Lebendige glücklich annectirt waren, der Glaube an deren geiſtigen Beſitz unter den Tſchechen auf keinerlei Weiſe auszurotten war; mochte auch ein Einzelner den kühnen Feldzug eröffnen, er wußte gewiß, daß ihm die Nation folgte, denn für dieſe gab es keine Erfahrungen wie die mit den Bamberger Götzen. Bei Schilderung

der Burg Karlſtein erwähnten wir bereits die zwei ſchönen Temperagemälde des Tommaſino von Modena. Da man zur Vervollſtändigung einer „alttſchechiſchen Malerſchule“ noch einiger Meiſter bedurfte, ſo wurde Thomas ohne Weiteres annectirt. Grund dafür: der Maler ſchrieb ſich de Mutina (denn ſo lautet der alte lateiniſche Name für Modena), und da nun im Klattauer Kreiſe ein tſchechiſches Dorf Mutina liegt, ſo mußte der Künſtler dort geboren ſein. Quod erat demonstrandum. Nur allein der berühmte Slaviſt Abbé Dobrowsky belächelte dieſen Wahn und Seroux d'Agincourt bewies ſpäter die italieniſche Abkunft des Künſtlers (Mikowetz, die Burg Karlſtein S. 20).

In der Muſik iſt man nicht anders verfahren wie in der Malerei. In Prag kann man vielfach ein Tableau ſehen, auf welchem die berühmten Männer des tſchechiſchen Volkes zuſammengeſtellt ſind. Da es an einem Manne fehlte, welcher darauf die Muſik würdig vertreten hätte, ſo ward Gluck zum Tſchechen geſtempelt. Arme Oberpfalz! Du haſt dir einen deiner größten Söhne rauben laſſen müſſen, nur weil er längere Zeit in Prag lebte. Als des Meiſters „Armida“ auf der tſchechiſchen Bühne vor einiger Zeit aufgeführt wurde, da ward auch die „Streitfrage“ wieder laut und als die Nationalität Glucks nicht beſtritten werden konnte, (er iſt bekanntlich 1714 zu Weidenwang geboren) da entdeckte man, daß wenigſtens ſein Lehrer (Tſchernohorsky) ein Tſcheche geweſen. Auch Karl Maria von Weber, bekanntlich zu Eutin geboren, ward im Jahre 1861 „als dem Weſen ſeiner Muſik nach“ zum Tſchechen gemacht und warum? weil er im Freiſchütz einige tſchechiſche Volksweiſen (darunter den „Jungfernkranz“) benutzt hatte und Eutin (Utin) vor 600 Jahren noch ſlaviſch war. Nicht nur bei einer, ſondern bei mindeſtens einem Dutzend der ſchönſten Melodien zu deutſchen Volksliedern wurde mir in Böhmen begreiflich zu machen geſucht, daß ſie den Tſchechen ent-

lehnt ſeien. Mit dieſen muſikaliſchen Entlehnungen verhält es ſich bekanntlich ſehr eigenthümlich und es dürfte ſehr ſchwer ſein, bei dieſer oder jener Melodie das urſprüngliche nationale Eigenthumsrecht nachzuweiſen. Abſolut neue Melodien werden ja überhaupt nicht mehr geſchaffen, die Urtypen beſtanden ſchon in den früheſten Zeiten und wanderten in immerwährenden Umbildungen durch die Jahrhunderte und von Volk zu Volk. Vor allem beanſpruchen die Tſchechen die ſchöne Melodie des „Gott erhalte Franz den Kaiſer"; Haydn hat ſie ihnen entlehnt. Wie wir aber aber zu unſerer Ueberraſchung in Wilhelm Tapperts „Muſikaliſchen Studien" fanden, enthält der Krönungsmarſch in Meyerbeers Propheten toniſch genau daſſelbe Motiv wie Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiſer" und dieſe beiden ſtammen, wie noch 27 andere toniſch ganz gleiche, nur rhythmiſch veränderte Tonweiſen, von einem Prozeſſionale des vierzehnten Jahrhunderts ab. Der ſlaviſche Urſprung dieſes letzteren wäre alſo zunächſt nachgewieſen und dann dürfen die Tſchechen der Melodie des „Gott erhalte Franz den Kaiſer" ſich als der ihrigen rühmen.

Es iſt nicht möglich, alle die vielen Sünden anzuführen, die von Seiten der Tſchechen in dieſer Beziehung begangen wurden. Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn der Mann, deſſen Geiſt das deutſcheſte Gepräge an ſich trägt, wenn Leſſing zum Slaven gemacht wird? „Denn" ſein Name iſt von Lesni, Waldmann, Förſter, abzuleiten, und ſein Geburtsort, Kamenz, ward ehedem von den Wenden bewohnt. Reſſel, der Erfinder der Schiffsſchraube, von deutſchen (ſächſiſchen) Eltern in Chrudim geboren, er muß jetzt zur Glorificirung des Tſchechenthums mit beitragen helfen!

Was bisher mitgetheilt wurde von Anakreon, Thomas a Kempis, den Bamberger Götzen, Thomas von Modena, Gluck, Karl Maria von Weber, Leſſing, Reſſel und Fridolin, es verſchwindet gegenüber dem kühnen Griffe, welcher der Kulturnation der Tſchechen die Er-

findung der Buchdruckerkunſt vindiciren ſollte. Was wäre uns armen Deutſchen ſchließlich noch übrig geblieben! Die Polen hatten ſich Kopernikus ſchon annectirt, die Holländer ſahen in Lorenz Koſter den eigentlichen Erfinder der Buchdruckerkunſt und nun kamen die Tſchechen und nahmen uns Gutenberg in persona mit Haut und Haaren, wie der Teufel den Fauſt holte! Ein Lächeln beſtrafte die Deutſchen, welche im Jahre 1840 das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunſt feierten; ehrten ſie dadurch doch einen tſchechiſchen Mann, deſſen ſegenbringende Erfindung der jüngſt verſtorbene übrigens um Böhmens Archäologie ſehr verdiente Profeſſor Vocel in Prag in dem ſchwülſtigen Gedichte, „das Labyrinth des Ruhmes" auch poetiſch verherrlichte. Dort flüchtet nach der verhängnißvollen Schlacht bei Lipan der Huſitenjüngling „Jan" nach Mainz und erfindet dort die beweglichen Lettern. Vocel folgt nur der Tradition und den hiſtoriſchen Beweiſen. Was es aber mit dieſen, einer ſeltſamen Verkettung von Truggebilden, Hypotheſen und anmaßenden Behauptungen auf ſich habe, darüber wollen wir dem Leſer einige Rechenſchaft geben.*)

Thomas Mitis, um das Jahr 1570 Lehrer an der Prager Univerſität, hatte den literariſchen Nachlaß des Latiniſten Bohuslav von Haſſenſtein zu ordnen. Mit Bezug auf ein Gedicht deſſelben, welches die deutſchen Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt feierte, bemerkt er: „Ich habe aus dem Munde unſeres Landsmannes, des Dichters und Chroniſten Martin Kuthenus aus Kuttenberg gar oft vernommen, daß der Erfinder des Buchdruckens oder doch wenigſtens deren Gehilfen Böhmen geweſen ſeien, da die Böhmen, durch geweckten und erfindungsreichen Geiſt hervorragend,

*) Nach den Mittheilungen des Vereins f. d. Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. IV. S. 66 f.

ehedem ſehr zahlreich nach Mainz zu kommen pflegten, theils um der Studien willen, theils zur Erlangung geiſtlicher Weihen.“ Dies iſt der vielverheißende Embryo, aus dem der ſlaviſche Gutenberg allmählig erwuchs. Obſchon Kuthens Einfall aller Begründung und Beglaubigung entbehrte, ſo fand er doch in Böhmen vielfachen Anklang; man ſchrieb ihm nach, die Gutenbergsgeſtalt ſtreifte die nebelhafte Hülle ab und gewann nach und nach Fleiſch und Blut. In den 1675 zu Prag in tſchechiſcher Sprache gedruckten „Alten Denkwürdigkeiten Kuttenbergs“ heißt es ſchon: „die Tſchechen ſagen, Johannes Fauſt ſei aus Kuttenberg gebürtig und ſei durch irgend einen Zufall (vielleicht im Jahre 1421 als ſo viele Bergknappen aus Kuttenberg um des katholiſchen Glaubens willen vor den Huſiten ins Reich flohen) nach Straßburg gekommen; hier habe er die gediegenſte aller Künſte erdacht, hierauf dieſelbe in Mainz ans Licht gefördert und ſich ſtatt Johann Fauſt von nun an Johann Kuttenberger geſchrieben und genannt, um ſeiner Heimath Ehre und Ruhm zu gewinnen.“

Man ſieht den Fortſchritt, der Schneeball wächſt allmählig zur Lawine, und als daher im Jahre 1740 in Prag das 300jährige Gutenberg-Jubiläum gefeiert wurde, konnte Pater Pretlyk in ſeiner tſchechiſchen Feſtpredigt dreiſt behaupten, daß der Erfinder der Buchdruckerkunſt als Kuttenberger Stadtkind dem Lande Böhmen angehöre. Da aber die Deutſchen dieſen Wink ſo wenig beachteten, daß ſie 100 Jahre ſpäter abermals eine Säcularfeier in Scene ſetzten, ſo entſchloß ſich der tſchechiſche Gelehrte Wrt'atko, ihnen gründlich zu zeigen, welchem hartnäckigen Wahn ſie huldigten, wenn ſie Gutenberg noch immer als einen der Ihrigen anſahen und verherrlichten. Gutenberg, ſo ſetzte Wrt'atko auseinander, hieß urſprünglich Johann Stiaſtny, was ſoviel als glücklich oder Fauſtus bedeutet. Dieſer Stiaſtny war aus Kuttenberg gebürtig, widmete ſich in Prag den

Wiſſenſchaften und kam durch ſeine tiefen Einblicke in die Geheimniſſe der Natur beim Volke unter dem Namen Dr. Fauſt in den Ruf eines Zauberers. In der Neuſtadt Prag ſteht jetzt noch das Fauſt'ſche Haus. Als er nach dem Ausbruche der Huſitenkriege plötzlich aus Prag verſchwand, erzählte ſich das Volk, der Teufel hätte ihn zerriſſen: er aber war gen Straßburg gezogen, dort reifte die große Erfindung im Stillen, bis Stiaſtny, welcher jetzt, eingedenk der Heimat, ſich Joannes Kutenbergenus nannte, ſie in Mainz den Blicken der ſtaunenden Welt preisgab.

Welche Verwirrung! Der Mainzer Goldſchmied Fuſt, der ſpätere Zauberer Dr. Fauſt, ein fingirter Stiaſtny und unſer Gutenberg alles zuſammengebraut und durcheinander gewürfelt von dem tſchechiſchen Gelehrten Wrt'atko und ſeiner Nation als Angebinde dargebracht zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunſt! Er ſollte aber nicht der letzte ſein, der für den tſchechiſchen Gutenberg focht; das letzte Wort gehörte dem Pater Karl Winarizky, welcher im Jahre 1847 zu Brüſſel eine Broſchüre veröffentlichte, welche den Titel führt: Jean Guttenberg né en 1412 à Kuttenberg, inventeur de l'imprimerie à Mayence en 1450. Hier tritt uns nun eine Wandertheorie entgegen, in welcher die Mainzer Gensfleiſch nach Kuttenberg ziehen und dort entſproß aus der Familie ein gewiſſer Mladota, d. i. der Junge, — unſer Gutenberg. In Kuttenberg erhielt er den erſten Anſtoß zu ſeiner Erfindung, dort, in ſeiner Vaterſtadt, ſah er die Prägung der Münz-Legenden, die Glockeninſchriften, die ihn zur Erfindung der Buchdruckerkunſt führen mußten. Der geiſtige Löwenantheil bleibt den Tſchechen, und wie viel Einzelheiten Winarizky auch anführt (am 18. November 1445 ward ein Joannes de montibus Cutnis in Prag zum Baccalaureus graduirt und dieſer war natürlich Niemand anders als Gutenberg), ſeinen ganzen Dichtungen fehlt nichts als — die Erweislichkeit.

Etwas vorſichtlicher als Kollar, und mit dieſem in Bezug auf Gründlichkeit und Gelehrſamkeit überhaupt nicht zu vergleichen, iſt der Pole Joachim Lelewel verfahren, der gerne den Slaven die Entdeckung Amerikas vindiciren oder doch wenigſtens den Anſtoß dazu vindiciren möchte. Colon hielt ſich nämlich im Jahre 1477 in Island auf und dort trat ihm ein Pole Johann Szkolny oder Scolnus (alſo Johann aus Kolno) entgegen, der im Jahre 1476 Labrador und die Hudſonsſtraße beſucht haben ſollte und zwar im Auftrage des Königs Chriſtian II. von Dänemark (Lelewel, Géographie au moyen-âge IV. 106). Aber die ganze Unternehmung iſt durchaus unverbürgt, ſo großen Werth auch Lelewel darauf legte, wie denn ſchon Humboldt in ſeinen kritiſchen Unterſuchungen auf das ungenügende dieſer ſlaviſchen Auseinanderſetzung hinwies. Und wäre auch der polniſche Steuermann bis Labrador gelangt, hätte ſeine Fahrt und angebliche Entdeckung etwa größere Rückwirkungen gehabt, als die weit frühern der Normannen nach Helluland, Markland und Weinland? Gleich jener iſt ſie für die eigentliche Entdeckung Amerikas ohne Folgen geblieben, aber ſie iſt unverbürgt und wurde nur in Scene geſetzt — abermals zur größeren Ehre der Slaven.

Eine Widerlegung aller ſlaviſchen Fabeln iſt, gegenüber den klaren Zeugniſſen, nicht nöthig. Die Tſchechen glauben natürlich doch was ſie wollen. Fahren ſie in der angegebenen Weiſe fort, dann wird die Zahl der großen Männer, die ſie beſitzen, die Menge der wichtigen Erfindungen, die ſie gemacht haben, bald die aller andern Nationen übertreffen. Die Buchdruckerkunſt und die Schiffsſchraube gehören ihnen ſchon. Sie wiſſen auch, daß ein Mährer Namens Diwiſch, alſo ein Mann ihrer Nation, ſchon vor Franklin den Blitzableiter erfand, doch die undankbare Welt ſteht noch an, dies allgemein anzuerkennen.

Die Gerechtigkeit erfordert es, zu ſagen, daß den Tſchechen auch einige große Männer abhanden gekommen ſind, die urſprünglich ihrer Nationalität angehörten; ſo Wallenſtein (Valdštyn) und der Feldmarſchall Radetzky (Hradecky), die beide aus alttſchechiſchen Geſchlechtern ſtammen und im gewöhnlichen Laufe der Anſchauung für Deutſche genommen werden. Ein anderer großer Mann aus dem böhmiſchen Adel Bohuſlav von Haſſenſtein († 1510) aus der Familie der Lobkowize, welcher dem Geiſte ſeiner Zeit gemäß meiſt lateiniſch ſchrieb und den man gern für einen großen Tſchechen ausgiebt, erklärt ausdrücklich in einem Briefe an ſeinen Freund Adelmann in Eichſtädt: „Ich gebe mich ohne Anſtand für einen Deutſchen aus, und ich bin ſtolz darauf, einer zu ſein.“ Sein patriotiſches Gefühl hat er am tiefſten in dem Gedichte „Deutſchland an Italien“ ausgeſprochen, in dem es heißt:

Beizuzählen mein Volk den Barbaren wageſt, o Rom, Du?
— — — — — — — — — — — —
Setze Deutſchland zurück, was deutſcher Witz je erfunden,
Was bewahret Dich denn vor dem barbariſchen Joch?

Graf Kaſpar von Sternberg, aus dem Geſchlechte der Diwiſch, endlich, der große Naturforſcher, welcher eine ſehr ſtark ausgeſprochene Heimatsliebe für Böhmen beſaß und viel für das Land that, der ſich jedoch ſelbſt in einen Gegenſatz zu den „echten Tſchechen“ brachte, ſpricht ſich in ſeinem Briefwechſel mit Goethe über die von ihm begründeten deutſchen Naturforſcherverſammlungen dahin aus, daß dieſe gewiſſermaßen den Mangel einer Hauptſtadt in Deutſchland erſetzen müßten und fügt hinzu: „Der Himmel gönne dem wiſſenſchaftlichen Streben in unſerm deutſchen Vaterlande noch lange Friede und Ruhe.“ (Briefwechſel zwiſchen Goethe und Graf Kaſpar von Sternberg S. 179.) Er hat ſich alſo auch unter die Deutſchen gerechnet.

Auch einen bedeutenden Künſtler haben die Tſchechen durch Entnationaliſirung verloren, den Kupferſtecher Wenzel Hollar (geb. zu Prag 1607, geſt. 1677). Im Prager Landtage fanden im Jahre 1862 große Debatten wegen Ankauf einer Sammlung der Kupferſtiche dieſes Meiſters ſtatt, wobei ſeine Nationalität keine geringe Rolle ſpielte. Als ich das britiſche Muſeum zu London beſuchte, habe ich mir die dort ausgeſtellten Werke Hollars deßhalb genau angeſehen. Sein von Meyſens geſtochenes Portrait zeigt eine entſchieden ſlaviſche Phyſiognomie; die Unterſchrift unter demſelben führt uns biographiſche Notizen in franzöſiſcher Sprache vor; die Stiche engliſcher Luſtſchlöſſer, Anſichten von Tanger in Afrika, Portraits nach van Dyk, Holbein, Thierſtücke nach Barlow, Trachtenbilder engliſcher Frauenzimmer zeigen engliſche Inſchriften, in dieſer Sprache iſt auch ein Autograph Hollars aus dem Jahre 1652 abgefaßt, in dem er Sir William Dugdale meldet, daß er von Soldaten verhaftet und nach Hicks's Hall abgeführt worden ſei. Deutſch endlich ſind die Unterſchriften der ſchönen von Hollar herrührenden Anſichten Prags — etwas tſchechiſches konnte ich von ihm nicht auffinden; er ſcheint Böhmen ganz vergeſſen zu haben.

So ein verlorener Slave war auch Kaiſer Juſtinians ausgezeichneter Feldherr Beliſar. Wie neuere ſlaviſche Geſchichtsforſcher nachweiſen, war er einer der ihrigen, weil er im ſlaviſirten Dardanien geboren wurde und ſein Name weder griechiſch noch römiſch klingt und nur vom ſlaviſchen Velitſcharj abgeleitet werden kann. Daß Kaiſer Juſtinian übrigens ein Slave war, iſt eine bekannte Thatſache.

So iſt denn die Erfindung der Buchdruckerkunſt und vieles andere, auf welches wir Deutſchen uns ſtets etwas zu Gute thaten, uns von den Tſchechen in majorem gloriam ihrer Nationalität

plötzlich unter der Hand wegescamotirt worden. Das genügte aber dem Heißhunger noch lange nicht. Auch die Reformation iſt ſlaviſchen Urſprungs. Dem national geſinnten tſchechiſchen Geiſtlichen, der in ſeiner Stellung Hus gegenüber ſich noch immer nicht zurecht finden kann, und ihn lieber in zwei Weſen, ein nationales und ein reformatoriſches ſpalten möchte, um das erſtere ans Herz zu drücken und das zweite zu verdammen, dann dem griechiſch-orthodoxen Popen — dieſen beiden iſt die Entdeckung vom ſlaviſchen Urſprunge der Reformation allerdings nicht ganz genehm, aber die anderen alle, ſie nehmen ſie dankbar an, im Vollgefühle, daß, gleichviel auf welchem religiöſen Standpunkte man auch ſtehen möge, in der Reformation doch eine weltgeſchichtliche That erſten Ranges vorliege — eine ſolche aber konnte nothwendigerweiſe nur von den Slaven ausgehen. Was darüber geſagt werden kann, was durch viele populäre Schriften und Journale dann, namentlich unter den Tſchechen, weiter verbreitet wurde, iſt in Jordans „ſlaviſchen Jahrbüchern“ 1844. S. 147 ff. zuſammengefaßt worden. Schon im Jahre 680 — damit beginnt die ſlaviſche Reformation bereits! — erhob die Kirchenverſammlung Klage wider die Slaven, daß ſie beim Gottesdienſte alle Bilder wegließen. Ueberhaupt war in den ſlaviſchen Gegenden an der untern Donau der Hauptſitz der von der Geſammtkirche abweichenden Sekten; die Slaven arbeiteten zuerſt für die Einführung der Volksſprache in der Kirche, ſie erreichten dieſes ſchon im neunten Jahrhundert, die Deutſchen durch Luther erſt im ſechszehnten; ſomit beſaßen ſie ſchon ſieben Jahrhunderte vor uns ein Hauptergebniß der Reformation. Im zwölften Jahrhundert ſtiftete Baſilii — man merke wohl auf den Namen, denn hier begegnen wir dem Urvater aller Reformatoren! — unter den Bulgaren die reformatoriſche Sekte der Bogomili oder Gottliebenden; er durchreiſte „halb Europa“ im Mönchsgewande und ſtreute den Samen

seiner reformatorischen Ideen aus. Von dieser reformatorischen Urzelle oder Monade gleichsam empfingen die Albigenser ihre ketzerischen Ansichten. „Daß die Anfänge der Reformation von den Bulgaren nach dem Westen, zunächst nach Italien und Frankreich gekommen seien, darauf deutet auch der Schimpfname Bugerone, französisch bougre, d. i. Bugar — wie sich die Bulgaren in ihrem Dialekte selbst nennen und von den ihnen westlich benachbarten Serben genannt werden —. Benoit sagt (Histoire des Albigeois et des Vaudois) ausdrücklich: „On les (die Albigenser) appeloit aussi Manichéens, Gazari (Chazaren) et Bulgares.“ Nach demselben Zeugen war die Sekte der Bogomili schon längst vor Waldo — von welchem die Waldenser benannt wurden und dessen Name, ein bei den Slavo-Bulgaren ganz gewöhnlicher Vorname, Wlad, ist vorhanden, und hielt sich in den italienisch-französischen Thälern auf, um vor Nachstellungen sicher zu sein.“

Aus diesem reformatorischen bulgarischen Protoplasma sind nun schon die Albigenser und Waldenser geworden; auf Benoits Zeugniß hin hätte man erstere aber vielleicht auf die Chazaren zurückführen können, was auch nicht übel gewesen wäre. Wie dem nun auch sein möge, jetzt wird die Sache leicht und Schlüsse folgen auf Schlüsse. Der reformatorische Samen ist durch den Slaven Basilii ausgestreut worden, bei Waldensern und Albigensern ist er aufgegangen und die Ketzer Peter Abonus, Savanarola, Peter Brussyani trugen unbewußt den slavischen Gedanken der Reformation in das fünfzehnte Jahrhundert hinein. Das slavische darin mochte freilich schon etwas romanisch verwässert sein — aber die Auffrischung war nahe. „Nachdem die Lehre der Bogomili, sagt unser Slave, nun aus den Donauländern durch Italien, Frankreich bis nach England einen großen Halbkreis um Deutschland herum beschrieben hatte, das von demselben noch keine Ahnung zu haben schien, fügte es das

Schicksal, daß in Folge der Verbindung des böhmischen Fürstenhauses mit dem englischen, ein junger Tscheche, Hus von Husinetz, nach England kam und dort mit Wikleff, einem der berühmtesten Lehrer, bekannt wurde." Die slavische Reformation ist nun fertig, denn daß Luther nur ein Nachbeter des Hus, ohne alle selbständige Schöpferkraft gewesen, das steht nach tschechischer Auffassung ja fest, darüber ist weiter nicht zu streiten. Höchstens hat Luther das vorhandene Feuer nur etwas anzufachen vermocht.*) Sehr hübsch bildlich dargestellt habe ich diese Idee in einem Graduale aus dem sechzehnten Jahrhundert gesehen, welches auf der Prager Bibliothek aufbewahrt wird. Es hat tschechischen Text und war für die utraquistischen Bürger der Kleinseite Prags hergestellt worden. Die Randarabeske eines Blattes zeigt nun die Verbrennung des Hus. Oben schlägt Wiclef Feuer, unter ihm entflammt Hus eine Kerze, dann folgt Luther, der eine Fackel schwingt. Leider fehlt Basilii, die bulgarische Urmonade der Reformation, von welcher Jan Kantor, der das Graduale vollendete, unbegreiflicherweise keine Vorstellung gehabt zu haben scheint.

Der Beweis ist hergestellt, die Reformation ist slavischen Ursprungs. „Es ergiebt sich aber auch," schließt unser Slave, „wie

---

*) Luther hat keinerlei Anregungen den Utraquisten zu danken gehabt, wie dieses B. Czerwenka „Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen" (2 Bde. Leipzig und Bielefeld, Velhagen und Klasing 1869, 1870) nachweist, und zwar mit Luthers eigenen Worten, der 1520 an Georg Palatin schrieb: „Wir sind alle, ohne daß wir es wußten, sogar Paulus und August, im eigentlichen Sinne des Wortes Hussiten. Sieh, in welche Wunderlichkeiten sind wir ohne irgend einen Führer und Lehrer aus Böhmen gelangt." In dem Kapitel „Die evangelische Bewegung unter König Ludwig" Bd. II. S. 149 behandelt Czerwenka ausführlich die Beziehungen Luthers zu Böhmen.

einſeitig und ungerecht die handeln, welche die ganze Reformation nur Luther zuſchreiben und ſie nur als Werk der deutſchen Nation betrachten. Die Verdienſte der Slaven ſind in dieſer Hinſicht älter, beträchtlicher, theurer — Baſil, Hus, Hieronymus gaben ihr Leben dafür hin — als die der Deutſchen. Die Slaven pflügten und ſäeten, Luther und die Deutſchen waren blos die Schnitter. Was nun beſonders den Lieblingsausdruck „die deutſche Reformation" betrifft, ſo können wir nicht umhin in Erinnerung zu bringen, daß unter den wichtigſten der Reformatoren Trebon, Staupitz (Stupicky) Slaven waren, daß Luther ſelbſt in einem früher von Slaven bewohnten Orte geboren war (!), daß er den meißniſch-deutſchen Dialekt, gerade denjenigen, der ſich unter dem Einfluſſe eines noch bis ans Ende des vierzehnten Jahrhunderts ſlaviſch ſprechenden Volksſtammes entwickelt hatte und freilich infolge deſſen noch für den ſchönſten (!!) der Deutſchen gilt, zu ſeiner Ueberſetzung der Bibel wählte, und daß dieſer Dialekt eben durchdrang, weil er der glatteſte war, daß mithin (!) die Reformation eine Gabe und Frucht der ſlaviſchen Nation und der Boden, auf dem Luthers Füße einſt einherſchritten, einſt den Wenden, Sorben, Plonen, Chuticen und anderen Slavenſtämmen gehörte, die aber von den Deutſchen verdrängt und ausgerottet wurden."

Though this be madness, yet there is method in't.

Uebrigens ſteht die Sache feſt und wir erlauben uns nur eine beſcheidene Frage: Was haben denn die Slaven mit ihrer Reformation angefangen? Schafařik hat uns eine Vertheilung der Slaven nach den Religionen gegeben. Da finden wir denn, daß 75,828,000 der griechiſchen und der römiſchen Kirche angehören, und daß nur anderthalb Millionen (meiſtens Slowaken und Wenden) Proteſtanten ſind; 800,000 genießen das Glück, Mohammedaner zu ſein. Das Volk, von dem „urſprünglich die Reformation ausging", liefert unter

allen europäiſchen Nationen einzig und allein Anhänger des Propheten.

So bleibt denn ſchließlich gar wenig für uns Deutſche übrig. Unſere armen „unterdrückten und beraubten" Nachbarn — ſie haben den Löwenantheil für ſich genommen. Es iſt nur zu verwundern, daß wir überhaupt glaubten, etwas hervorragendes auf geiſtigem Gebiete beſeſſen zu haben. Wir ſind geiſtige Bettler. Das beweiſt uns die ruſſiſche Zeitung Golos (Nr. 41. 1870) in einem Artikel, der die Slaven als Gegenſtück in den Himmel hebt. „Wir bewundern, heißt es dort, den Genius der Semiten auf dem Gebiete religiöſer Schöpfungen, den der Griechen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte, den Genius der Römer auf dem Gebiete des Rechts und der Politik; wir bewundern den begeiſterten Schwung des Spaniers und Italieners, das geſellſchaftliche Talent und den Geſchmack des Franzoſen, die ſchöpferiſche Kraft und die Erfindungsgabe des Engländers. Was kann dagegen der Deutſche für ſich beanſpruchen? Was iſt an ihm genial, was ideal, was vollendet? Iſt ſein Glaube nicht abſtract und ſein Unglaube kühl? Seine Philoſophie phantaſtiſch und ſeine Poeſie philoſophiſch? Seine ſociale Exiſtenz, ſein Feudalismus, ſein Junkerthum, ſind ſie nicht die Negation der Menſchenrechte, die organiſirte Gewaltthat? Können ſeine gute militäriſche Disciplin, ſeine gute Bewaffnung, ſeine Intendantur dem deutſchen Volke den Beinamen eines göttergleichen (sic) eintragen? Können ſeine Mäßigkeit und Accurateſſe, ſein kaltes, herzloſes, maſchinenartiges Ausführen deſſen, was ihm befohlen wird, ſelbſt auf Koſten der geheiligten Gefühle der Großmuth und des Mitleids mit dem Unglück, können ſie dieſes Volk erhöhen und und Liebe erregen? Können ſeine Arbeitſamkeit und Pünktlichkeit den Mangel an ſchöpferiſcher Kraft und Humanität erſetzen? Wir haben mit unſeren eigenen Augen die Kehrſeite des Germanismus

geſehen, und wenn trotz alledem oder gar eben deshalb die Deutſchen das nachahmungswürdige Ideal der Politik und Kultur bleiben, wo ſoll dann der Glaube an die Menſchheit, an ihren Fortſchritt, an den Einfluß der Bildung auf Charakter und Leben der Völker noch ferner ein Unterkommen und Schutz finden? Nein, möge die geſchichtliche Vorſehung die Slaven vor dem Wege der Entwickelung bewahren, auf dem ſie den Deutſchen ähnlich werden könnten."

Hussitisches und Kirchliches.

An einem herrlichen Pfingsttage wanderte ich allein mit einem alten Mütterchen über die Kruschnahora, einen herrlichen mit Buchen bestandenen Berg im Pürglitzer Bezirke. Die Alte kam von einem fernen Dorfe und hatte sich früh aufgemacht, um rechtzeitig in dem Dörfchen Swata einzutreffen, wo am heutigen Tage hussitischer Gottesdienst stattfinden sollte. Denn dort hat sich noch, unbekümmert um die Stürme, welche alle Reste des Protestantismus von Böhmens Boden fortfegten, eine kleine hussitische Gemeinde erhalten, zu der an hohen Feiertagen ein Geistlicher aus Prag zum Predigen kommt. Wegen der zähen Hartnäckigkeit, mit welcher diese Leute an ihrem alten Glauben fest halten, nennt sie das tschechische Landvolk Berani, Böcke. Auch die Alte gehörte zu ihnen und sie wußte mir viel von den Leiden zu erzählen, die ehemals die Gemeinde zu erdulden gehabt, wie diese aber trotz aller Verfolgungen im alten Glauben der Väter ausgeharrt und heimlich Gottesdienst gehalten habe, wobei das Abendmahl aus einem uralten Kelche gespendet und das Evangelium aus einer alten Bibel vorgelesen worden sei. Kelch und Bibel sind erhalten worden; sie stammen aus dem 16. Jahrhundert und werden jetzt wieder öffentlich gebraucht.

So ragt das Hussitenthum mit einzelnen Aesten in die Gegenwart der Tschechen noch hinein — aber im ganzen hat das Jahr 1620 hier einen Bruch hervorgebracht, den man künstlich zu über-

drücken versucht, bei dem der Katholicismus und das Nationalgefühl der Tschechen in Zwiespalt gerathen. Die Religionsverschiedenheit steht in Böhmen jetzt außerhalb jedes Zusammenhanges mit der Nationalität; es ist dort nicht wie in Polen, wo der Protestantismus gleichbedeutend mit niemecka wiara, mit dem „deutschen Glauben" ist. Die Zahl der Lutheraner und Reformirten im Lande beträgt etwa 100,000 und die meisten derselben, namentlich die Lutheraner, stammen von später Eingewanderten ab. Daher sind auch die Lutheraner vorzugsweise Deutsche, die Reformirten Tschechen. Auch unter sie ist der Nationalitätenhader gefahren und im Juni 1871 haben sich die reformirten Tschechen von der Generalsynode in Wien losgesagt, obgleich letztere gern ihre Forderung der vollen Parität der tschechischen Sprache bei den Verhandlungen zugestanden hat. Die Tschechen der Augsburger Confession haben einen solchen Umweg nicht einmal für nöthig gehalten, sondern sie haben, mit Berufung auf die schon vollzogene Abtrennung ihrer Landsleute helvetischer Confession, nicht blos ebenfalls für sich eine gesonderte Organisation verlangt, sondern auch die vorgeschlagene gemeinsame Behandlung der Schul- und interconfessionellen Angelegenheiten mit der Begründung abgewiesen, daß dieselbe doch in jedem Falle nur von kurzer Dauer sein könne. Der Bruch zwischen deutschen und tschechischen Protestanten ist damit ein vollständiger geworden. Ueberhaupt giebt es kein Gebiet mehr in Böhmen, auf dem jetzt beide Nationalitäten zusammen wirkten und das ist vorderhand auch rein unmöglich, so lange die Tschechen auf ihren Majorisirungsgelüsten bestehen und den Traum der „herrschenden Rasse" weiter träumen.

So gering auch die Zahl der Reformirten in Böhmen unter den Tschechen heute ist, sie können doch noch einmal eine Rolle spielen, indem der Hussitismus an sie anknüpft, der von einer großen Partei wieder auf den Schild gehoben und im nationalen Interesse ausge-

deutet wird. War ja, trotz allem was man dagegen sagen mag, der Hussitismus wesentlich eine nationale Revolution, gegen die Deutschen gerichtet und zwar mit Erfolg. Wie sehr sind durch einseitige Darstellungen über Hus und seine Reformation die Begriffe bei uns verwirrt worden! Konnte doch noch der verdiente Reisende J. G. Kohl, als er nach Böhmen kam, sich darüber wundern, daß Hus kein Deutscher, sondern ein Tscheche sei. „Ich hatte Hus, bevor ich nach Böhmen kam, immer für einen ehrlichen Deutschen genommen," schreibt er. Hören wir dagegen die eigenen Worte des Mannes, bei dem die Auflehnung gegen die mittelalterliche Hierarchie erst in zweiter Linie stand. Hus hatte es bei König Wenzel durchgesetzt, daß 1409 die Deutschen von der Prager Universität vertrieben wurden und von der Kanzel verkündigte er frohlockend das große Ereigniß: „Kinder, gelobt sei der Allmächtige, so schrie er, daß wir die Deutschen ausgeschlossen haben, daß wir erlangt haben, für was wir unsere Kräfte einsetzten und daß der Sieg unser ist." Noch kräftiger drückte sich der Magister Jessenitz aus, wenn er rief: „Die Deutschen, die heutigen Verschwörer, seien schlimmer, als die Juden und Pharisäer gewesen, indem sie nicht blos gegen Christus, sondern auch gegen das Königreich Böhmen und die Prager Universität sich verschworen hätten; mit Recht habe Wenzel diese Verschwörer verwiesen." Oder war nicht folgender Ausspruch so recht bezeichnend: „Die Tschechen dürften in Böhmen nicht der Fuß, sondern das Haupt sein; nicht dürfte das Brot den Hunden vorgeworfen werden, das Karl seinen Böhmen gegeben, und das denselben gehöre; den Fremden gehören die Brosamen, den Einheimischen die volle Tafel, die tschechische Nation dürfe nicht die Magd der Deutschen sein."

An dieses Hussitenthum knüpfen die Tschechen heute wieder an. Hus wird wieder gefeiert wie in alten Tagen und der 6. Juli ist ein Feiertag geworden, der neben dem Nepomuk- und dem Wenzelstage steht.

Der 6. Juli, der Tag, an welchem Hus im Jahre 1369 geboren und 1415 in Konstanz verbrannt wurde, hieß früher in tschechischen Kalendern památka mistra Jana Husi, Gedächtnißtag des Meisters Johann Hus, und wurde allgemein als Feiertag begangen. Viele Urkunden sind nach ihm datirt und selbst in Prag hielt noch Ende des sechzehnten Jahrhunderts das Volk so streng auf die festliche Feier dieses Tages, daß der Abt des Klosters Emaus, Paul Horský, auf das ärgste verfolgt wurde, weil er ein Mal am Tage des Hus im Weingarten arbeiten ließ. Die Utraquisten verfaßten deshalb das nachstehende Spottlied auf ihn:

A ten Slovanský opat
Dal na vinici kopat
Na svátek Jana Husi
Za to do pekla musi
Věčně se trápiti.*)

Da selbst Ermordungsversuche das Leben des Abtes bedrohten, legte dieser seine Würde nieder und ging in ein anderes Kloster. (Schaller, Prag. IV. 78.)

Schon 1866, während die Preußen Prag besetzt hielten, begannen die hussitischen Demonstrationen der Tschechen. Als die bis dahin verbotenen Dramen Kajetan Tyls: „Žižkas Tod" und „Johann Hus" aufgeführt wurden, drängte sich das Publicum mit großem Enthusiasmus in das tschechische Theater und begrüßte jubelnd die Hussitenfahne mit dem Kelch; aller Augen hingen an der Žižkagestalt, die in porträtähnlicher Maske auftrat. Das Haus war stets überfüllt. Von der Theatercensur waren diese Stücke verboten und da diese während der preußischen Besetzung nicht in Wirksamkeit war, so übernahm es der Prager Erzbischof, die Schauspieler vor der Auf-

*) Ach der slavische Abt ließ im Weingarten hacken am Feiertage des Jan Hus. Dafür muß er sich ewig in der Hölle abquälen.

führung solcher „tendentiöser" Stücke, wiewohl ohne Erfolg, abzumahnen.

Gleichzeitig begannen Jesuitenhetzen. „Na Jesuiti", riefen die Tschechen und warfen diesen die Fenster ein. Zahlreiche Gemeinden verlangten die Entfernung des Ordens aus Böhmen und im Landtage stellten die Jungtschechen an den Statthalter eine Interpellation, in welcher es heißt:

„Es sind beinahe hundert Jahre verflossen seit der Zeit, daß der Orden der Jesuiten fast aus allen katholischen Ländern Europas, als schädlich und mit dem allgemeinen Wohle unverträglich, verwiesen und selbst vom Papste Clemens XIV. durch die Bulle vom 13. August 1773 als ein dem Frieden der katholischen Kirche gefährlicher Orden aufgehoben wurde. Seit jener Zeit war auch unser Vaterland frei von Jesuiten. — Erst vor einigen Jahren kamen wieder die Jesuiten in das nördliche Böhmen, wo sie ein Knabenseminar errichteten; während der letzten Kriegsereignisse hatten sich einige aus Italien ausgewanderte Jesuiten in Prag festgesetzt und es verbreitete sich das Gerücht, daß sie gesonnen sind, sich auch noch in andern Orten Böhmens niederzulassen. Dieses Ereigniß erschreckte und beunruhigte insbesondere die Gemüther der Bevölkerung des Königreichs Böhmens, um so mehr, je lebhafter bei uns noch das Andenken an die frühere unheilvolle Wirksamkeit des Ordens der Jesuiten ist. Die allgemeine Indignation und Erregung der Gemüther ist um so begründeter, je mehr zu befürchten ist, daß der Orden der Jesuiten wieder die Erlangung der Schule und der Erziehung der Kinder nicht ohne Erfolg anstreben wird, und je allgemeiner bekannt es ist, daß die geisttödtende, der Aufklärung und dem Fortschritte feindliche Thätigkeit der Jesuiten eben in dieser Richtung die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen kann."

Dieses Auftreten konnte Verwunderung erregen. Wußte man

doch, daß die reactionäre Bureaukratie des absolutistischen Systems von Bach und die Thun'sche Concordatspolitik ihre hingebendsten, thätigsten und geschicktesten Werkzeuge unter den Tschechen gefunden hatte. Tschechische Beamten ließen und lassen sich zu allem gebrauchen; Böhmen lieferte sie in Unmasse und sie wurden ein förmlicher Exportartikel für die übrigen Kronländer, namentlich Ungarn, wo sie, als Deutsche angesehen, dem deutschen Namen nur Schimpf und Schande einbrachten.

Woher nun dieses hussitische und jesuitenfeindliche Auftreten? War der Katholicismus unter den Tschechen bedroht? Schwerlich; denn wenige Wochen darauf, nachdem man den Jesuiten die Fenster eingeworfen hatte, lag Prag auf den Knieen vor den Reliquien des heiligen Johannes von Nepomuk, die von Salzburg zurückkehrten, wohin man sie höchst unnützer Weise vor den Preußen geflüchtet hatte. Es war die jungtschechische Partei, die immer kräftiger ihr Haupt hebend, auch in religiösen Dingen eine freiere Richtung anstrebte, während die bei weitem stärkere alt-tschechische Partei ein entschiedenes Bündniß mit den Ultramontanen abgeschlossen hatte. Da aber in den hussitischen Demonstrationen vorzugsweise ein nationaler Kern enthalten war, da sie zuerst, wie das ganze Hussitenthum, im deutschfeindlichen Sinne aufgefaßt werden mußten, so beförderten die Alttschechen die hussitischen Neigungen eher, als daß sie ihnen entgegentraten und selbst die katholische Geistlichkeit verhielt sich lau. Hin und wieder ertönte ein Stoßseufzer oder die obersten Kirchenhirten warnten. So schrieb die tschechische katholische Zeitschrift Blahověst: „Manche unsrer Vaterlandsfreunde scheuen sich nicht, die katholische Religion, die durch 200 Jahre die einzige Zufluchtsstätte der tschechischen Nationalität und Sprache war, zu schmähen, indem sie unabläßig den unglücklichen Verirrten und Verstockten Hus und den fanatischen Burgen- und Kirchenzerstörer Žižka hochpreisen. Sehen

sie denn nicht ein, daß sie das Volk, indem sie es so verführen, zu Thaten zu verleiten suchen, welche unser Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht?"

Dergleichen half aber nicht und ein paar Jahre lang wurde nun, zumal während der Zeit des sog. Bürgerministeriums, hussitisch demonstrirt und die Gelegenheit hierzu wurde, wie gewöhnlich bei den Tschechen, an den Haaren herbeigezogen. Auf der Stätte, auf der Hus verbrannt worden war, hatten die Konstanzer ein einfaches Denkmal errichtet, zur Erinnerung an das große Ereigniß, daß aber dieser Stein einmal zu einer deutschfeindlichen Demonstration benutzt werden sollte, hatten sie sich nicht träumen lassen. Und doch zum — 453. Jahrestage von Hus Feuertod wallfahrtete ein Tschechenhaufe in Komödiantentracht nach der alten deutschen Stadt, wo die Biedermänner, die noch vor einem Jahre auf dem Moskauer Panslavistencongresse unterthänig vor den Füßen des Zaren erstorben waren, in heuchlerischer Weise mit Freiheitsphrasen um sich warfen. Freilich, die Moskauer Pilgerfahrt zu rechtfertigen, versuchte auch der Polenschwärmende Tscheche Fritsch nicht, der viel vom Freiheitsstreben der Tschechen und von Versöhnung mit den Deutschen redete. Freiheit und Tschechen! Ehrliche Versöhnung mit den Deutschen und — Tschechen!

Ein Jahr darauf am Tage, an dem Hus vor 500 Jahren geboren, wieder eine große Husfeier in Pankraz bei Prag. Man singt das Husitenlied, trägt die schwarze Fahne mit dem rothen Kelche voran und ruft: Nieder mit den Papisten! Es war nicht so böse gemeint, die Alttschechen aber heckten den wahrhaft abenteuerlichen Gedanken aus, daß auf dem bevorstehenden Concil der Prozeß des Hus nochmals revidirt werden möchte. Man wünschte eine Freisprechung nach fünfhalbhundert Jahren um das Husitenthum und die tschechische Nationalität in völligen Einklang zu setzen. Wäre

Hus kein Ketzer mehr, dann könnten die Tschechen ihn ruhig als Heiligen verehren, ohne daß der Clerus darob zürnen würde. Allein die Alttschechen drangen nicht durch, denn den Jungtschechen war der Gedanke zuwider, auf einem Concile „für den großen Reformator um Gnade betteln zu müssen."

Mit noch weit mehr Spektakel ward die Hussfeier von den Jungtschechen in Husinetz an der Planitz begangen, wo der Reformator vor 500 Jahren das Licht der Welt erblickt hatte. Freilich Victor Hugo, Garibaldi, George Sand, Mazzini und ähnliche Tageshelden, die man eingeladen, erschienen nicht, aber an slavischen Brüdern fehlte es nicht; aus Moskau war der Panslavist Buhtěv, aus Belgrad Giorgiewitj, aus Posen Romanowitsch herbeigeeilt: Hus, der Slave, war gefeiert. Welch bescheidener historischer Sinn herrschte übrigens nicht unter den Festtheilnehmern: sie ließen sich die 500 Jahre alte Chalupe zeigen, in der Hus geboren worden sein soll und den engen klausenartigen Raum, in dem sein Kindergeschrei ertönt. Jetzt schmückt ein Reliefbild des Reformators „Geburtshaus".

Hus ist das Symbol der Nationalitätenhetze geworden, sein ganzer Cultus gegen die Deutschen gerichtet und es steht protestantischen Deutschen, wie z. B. dem Pfarrer Krummel, schlecht an, in der einseitigen, unhistorischen Darstellung des Hussitenthums zu verharren und mit den Tschechen zu liebäugeln. Wie Hus auch panslavistisch ausgebeutet wird, darüber wollen wir das russische Blatt „Golos" citiren — dann wird es hoffentlich auch dem blindesten klar werden, was Hus war und wie er gegen uns als ein Streiter noch immer ins Feld geführt wird. Hus sei zwar, sagt das russische Blatt, ein Tscheche von Geburt gewesen, indeß seinem Geiste, seinem Wirken nach, war er Panslavist; der rothe Faden, der durch sein ganzes, vom echten Slaventhum erfülltes Leben ging, ist „der Kampf mit dem germanischen Element gewesen, das damals wie jetzt der

Todfeind des Slaventhums war." Hus sei zu einer Zeit geboren worden, wo gerade die kräftigste Germanisirung der Tschechen begonnen habe. Wider das deutsche Element habe er gekämpft und gegen dasselbe sei seine ganze Thätigkeit gerichtet gewesen; mit seinem slavischen Herzen wie auch mit seiner tschechischen Stimme habe er für tschechische Sprache und Volksthümlichkeit gepredigt. Niemals habe er seine Person von dem Volke getrennt und sich selbst einen Eingeborenen des allerchristlichsten Königreichs Böhmen genannt. Die Lehren Wiclefs habe er nur zur größeren Ehre des Tschechenthums vertheidigt, das sich zu allen Zeiten durch sein Festhalten an dem rechten Worte Gottes ausgezeichnet habe. Das in ihm so stark entwickelte Gefühl des Volksbewußtseins machte ihn zum Feind der Feinde seines Vaterlandes, der Deutschen, die er von der Prager Universität, wo sie in der Ueberzahl waren, und vom Prager Rathhaus, in dem alle Rathsherren bereits Deutsche waren, vertrieb. Voll eifriger Liebe zu seinem Vaterlande, in dem nationalen Bewußtsein der höheren Stellung des Slaven über den Deutschen, drang er bei König Wenzel auf energische Maßregeln zur Unterdrückung des deutschen Elementes und veranlaßte es, daß die Deutschen aus Prag vertrieben wurden, weshalb (!) ihn auch später die Deutschen (?) zum Tode verurtheilten und auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Hus bewies es durch seinen Tod, daß die Deutschen die Todfeinde des Slaventhums sind — in Konstanz, einer deutschen Stadt, wurde Johann Hus von Deutschen verbrannt und ein Deutscher, Johann Hofmann, schrieb eine Apologie seiner Verurtheilung.

Der Russe hat in vielem sehr recht. Ein Commentar hierzu ist nicht nöthig, und blos unsere protestantischen Hussschwärmer deutscher Nationalität mögen sich derlei Thatsachen zu Herzen nehmen und von ihren falschen einseitigen Urtheilen abstehen.

Der Gegensatz zwischen Katholizismus und Hussitenthum wird

den Tschechen noch zu thun machen. Interessant ist es, mit tschechischen Geistlichen auf dem Lande über dieses Thema sich zu unterhalten und den Widerspruch, in den der geistliche Herr dabei geräth, ist oft ergötzlich anzuhören. Fast durchweg ist der tschechische Landgeistliche ein eifriger Anhänger der nationalen Partei. Er trägt eine Tschamara, freilich nicht in der Weise, wie die Prager Studenten, aber sein Priesterrock ist mit Schnüren besetzt; auch der Schmuck seines Zimmers trägt ein national-tschechisches Gepräge. Neben dem Bildnisse des Papstes und des Prager Erzbischofs hängt ein alter Kupferstich, das Portrait des berühmten Abbé Dobrowsky, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts an der Spitze der slavischen Sprachforscher stand, und dessen rein wissenschaftliche Thätigkeit als der Ausgangspunkt aller heutigen tschechischen Bewegung angesehen werden muß.

Sonst ist die häusliche Einrichtung des Geistlichen eine sehr einfache, ja fast dürftige; er klagt über die schlechte Stelle und wird bitter, als ich ihm dagegen das große Vermögen der Kirche in Böhmen vorhalte. „Ja, sehen Sie, was Sie da sagen, ist ganz richtig; aber die bedeutenden Einkünfte kommen nur dem hohen Clerus zu Gute, uns niedrigen Geistlichen bleibt wenig. Wer es zum Prager Domherrn, oder zum Canonicus bringt, der kann den Statthalter auslachen. Ein Prager Canonicus in der Portion hat jährlich über 12,000 Gulden, der Vorstand über 30,000 Gulden. Ein Fremder glaubt das kaum und doch ist dem so."

Dieser Unterschied in der materiellen Stellung der böhmischen Geistlichkeit erklärt manches, und wenn man die Stimmen der hohen und niedrigen Herren mit einander vergleicht, so findet man einen tiefen Riß. Die junge Geistlichkeit drängt auch in kirchlicher Beziehung vorwärts, während die ältere conservativ bleibt. Bei der ersteren wirkt das Nationalgefühl modificirend auf den Katholicismus,

bei der letzteren dagegen steht die römische Gewalt und die Erhaltung der katholischen Kirche in ihrer alten Form als erste Regel da. Nirgends mehr, als bei der tschechischen Geistlichkeit, kann man den Bruch beobachten, welcher seit der Schlacht am weißen Berge über das Volk gekommen ist. Als Katholik verabscheut der Geistliche Žižka, Hus und all' die Consequenzen, welche aus ihrem Auftreten erfolgten; als nationalgesinnter Mann dagegen schlägt ihnen sein Herz zu und er verdammt heimlich die Deutschen und Jesuiten, welche den Katholicismus mit Gewalt und List wieder einführten. Viele Geistliche haben sich diesem Dilemma gegenüber eigene Formeln zurechtgelegt, aber sie kommen nicht heraus. Allgemein ist die Mißstimmung gegen das Coelibat, dessen Einführung im 11. Jahrhundert durch Gregor VII. schon damals unter den verheiratheten Geistlichen Böhmens starke Proteste hervorrief.

Ein förmlicher Widerspruch gegenüber Rom herrscht auch bei einem Theil der national gesinnten Geistlichkeit in Bezug auf die lateinische Liturgie, und der Wiedereinführung der slavischen ist einer der Lieblingswünsche vieler jüngeren Cleriker. Wenn auch die Böhmen das Christenthum zuerst von den Deutschen (im Jahre 845 wurden bereits 14 böhmische Herzoge oder Lechen am Hofe König Ludwigs zu Regensburg getauft) erhielten, so ist doch die eigentliche Ausbreitung der christlichen Lehre den beiden aus Konstantinopel abgesandten Brüdern Cyrill und Methud zuzuschreiben, welche im Jahre 873 den böhmischen Herzog Bořiwoj in Mähren tauften. Von da an wurden alle heidnischen Hindernisse in Böhmen überwunden und man erkannte den Papst als das Oberhaupt der katholischen Kirche an. Aber ein wesentlicher Unterschied bestand zwischen der deutschen und der böhmischen Kirche, erstere besaß die lateinische, letztere die slavische Liturgie, welche von Cyrill und Methud mit Genehmigung des Papstes in den östlichen Ländern

eingeführt worden war. Als aber Böhmen dem Regensburger Sprengel zugetheilt wurde, fand bereits lateinische Liturgie Eingang und eine Zeit lang bestanden beide nebeneinander, namentlich zur Zeit Wratislaws. Je mehr der Einfluß der Deutschen auf Böhmen sich entwickelte und die Wirksamkeit der Regensburger Bischöfe eine größere wurde, desto mehr breitete sich auch die lateinische Liturgie aus, deren gänzliche Durchführung in Böhmen nur im Interesse der Kirchengewalt und der Päpste sein konnte. Als daher das Prager Bisthum errichtet wurde, ordnete eine Bulle Johanns XIII. ausdrücklich die Erhaltung der lateinischen Liturgie an.

Ein Hauptcultusort des slavischen Gottesdienstes blieb jedoch noch für einige Zeit das Kloster an der Sazawa, das zur Zeit Herzog Udalrichs errichtet wurde. Die Mönche wurden daraus verdrängt, aber auch wieder (1064) von Wratislaw II. zurückgerufen, bis dreißig Jahre darauf ihre gänzliche Ausweisung erfolgte. In diesem Kloster war der heilige Procop († 1053) erster Abt, von dem das glagolitisch geschriebene Evangelium herrühren soll, welches als Texte du sacre in Rheims aufbewahrt wurde und auf das die französischen Könige den Krönungseid ablegten. In Frankreich selbst gab man diesem Manuscript ein weit höheres Alterthum und knüpfte daran fabelhafte Sagen; auch bedurfte es langer Zeit, ehe man erkannte, in welcher Sprache dieses Evangelium geschrieben war.

Eine zweite, viel später gegründete Stätte des slavischen Gottesdienstes war Kloster Emaus bei Prag. Noch jetzt wallen am Ostermontag Tausende aus Prag dorthin. Der Hügel, auf welchem sich jetzt dieses Stift erhebt, hieß in ältester Zeit na Morani, nach der Todesgöttin. Es war ein großer heidnischer Begräbnißort. Bereits im neunten Jahrhundert stand an der heidnischen Grabstätte eine kleine christliche Kapelle; eine noch größere Weihe erhielt der Hügel, als Karl IV. auf ihr ein Kloster für den slavischen Ritus gründete,

weshalb man ihn seitdem auch na Slovanech, bei den Slaven, nannte. Der Kaiser berief Benediktiner aus Kroatien und Dalmatien, machte ihnen den Gebrauch der slavischen Liturgie zur Bedingung und versorgte sie mit Büchern, indem er theils alte mit großen Kosten aufkaufte, theils sie für das Kloster besonders abschreiben ließ. Papst Clemens VI. bestätigte schon 1345 die Stiftung, obgleich der Bau erst drei Jahre später begann. Er dauerte viele Jahre und soll nach der Tradition noch einige Heller mehr gekostet haben, als die schöne Moldaubrücke. Bei der Einweihung um Ostern 1372 wurde das Evangelium von dem Spaziergang Christi nach Emaus gelesen; daher der Name Emaus für das Stift. Um die Messe in slavischer Sprache zu hören, strömte das Volk haufenweise herbei. Das Baseler Concil, auf welchem die Tschechen darum nachgesucht hatten, den Gottesdienst in der Volkssprache abhalten zu dürfen, verbot dagegen das Absingen aller tschechischen Lieder. In der Hussitenzeit wurde das Kloster utraquistisch; gleichwohl wurde die Zahl der Mönche immer geringer und 1635 mußte der letzte slavische Abt, Adam Benedikt Bavorovský, mit seinen zwei Ordensbrüdern das Kloster räumen.

Von Seiten der Tschechen wird der Untergang des slavischen Gottesdienstes vielfach als ein nationales Unglück betrachtet, und die urslavisch gesinnte Partei unter ihnen beklagt zugleich damit den Untergang der glagolitischen Schrift, deren Beibehaltung sie gerne im Gegensatz zu den abendländischen Völkern gesehen hätte. Es erscheint jedoch noch immer sehr fraglich, ob die Glagolica ursprünglich ein slavisches Alphabet gewesen sei; wenigstens meint Dr. Hanusch (Versammlung der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 16. April 1866), daß diese Schrift aus denselben unslavischen Elementen hervorgegangen sei, die der armenischen und äthiopischen Schrift zu Grunde lagen. Die Prager glagolischen Fragmente, sowie das

Fragment des „Johannes-Evangeliums" weisen hinreichend nach, wie stark der slavische Dialekt, den die christlichen Bekehrer anfangs in Böhmen verbreiteten, von der heimischen tschechischen Sprache abwich. Dies förderte die Ausbreitung des lateinisch-germanischen Christenthums, so daß selbst die Auffrischung der glagolischen Liturgie unter Karl IV. den vollständigen Sieg desselben in religiöser, politischer und privater Hinsicht nicht aufzuhalten im Stande war.

Nichtsdestoweniger erbaut sich ein Theil des jüngeren tschechischen Clerus an dem Gedanken der Wiedererrichtung des slavischen Gottesdienstes und nationale Bestrebungen nach allen Richtungen hin bleiben für den tschechischen Geistlichen characteristisch.*) Er ist daher vermöge seines Einflusses ein wichtiges Werkzeug für die tschechische Bewegung, und seine Wirksamkeit als nationaler Agent auf dem Lande unter den Bauern ist sehr hoch anzuschlagen. So viel auch die deutsche Presse aufklärend gewirkt hat und vor den verkappten Tschechen warnte, hier und da haben diese doch das deutsche Landvolk zu ultramontanen d. i. tschechischen Wahlen veranlaßt. Man unterschätze doch die Macht dieser Leute nicht. Kämpft der Deutsche für und mit dem Fortschritt, so tritt der tschechische Geistliche für die

*) Am 26. September 1869 ward zu Malin ein tschechisches Tabor abgehalten, das in einer Resolution das Verlangen aussprach, daß künftighin der Gottesdienst in der Volkssprache abgehalten, die Religion von dem anheftenden äußerlichen Formenwesen befreit, die Theilnahme der Laien an den kirchlichen Synoden gestattet und die Gebahrung mit dem Kirchenvermögen einer weltlichen Aufsicht unterstellt werde. Diese Beschlüsse wurden den böhmischen Bischöfen vor deren Abreise zum Concil mitgetheilt und um deren Verwirklichung nachgesucht. Würden sie nicht gewährt, dann seien für die kirchlichen Zustände Böhmens große Gefahren zu gewärtigen, insbesondere wird hervorgehoben, daß „selbst eine Entzweiung der tschechischen Geistlichkeit eintreten könnte zum unersetzlichen Schaden nicht allein der Kirche, sondern auch der tschechischen Nation."

Schwächen des Landvolks in die Schranken, die er genau kennt. Er steht seit langem mit den Bauern im Verkehr, er bekümmert sich nicht erst seit gestern um sie wie der Staat oder die Liberalen. Als es dem Bäuerlein schlecht ging auf Erden, als es mit Roboten gequält wurde, da war es nur der Geistliche, der zu ihm stand, bei dem er sich Trost holen konnte, der ihm den Himmel zeigte. So etwas haftet fest und zudem ist der Geistliche aus dem Bauernstande meist selbst hervorgegangen und immer bei seinen Bauern, denen er nicht genug vorpredigen kann, wie gut und ehrlich die Tschechen es mit ihnen und der Kirche im Sinne haben.

Die Hingebung der tschechischen Geistlichkeit an ihre Nationalität kann, so schmerzlich sie uns Deutsche auch berührt, nur als eine Lichtseite aufgefaßt werden, der allerdings auch wieder viele Schattenseiten gegenüberstehen; doch solche, die ihr nicht speciell als böhmischer Clerus zukommen, sondern die wir im allgemeinen an den Geistlichen aussetzen. Der Bildungsgrad ist unter dem geistlichen Stande ein ungemein verschiedener, und man trifft unter den Kaplänen sehr häufig auf Leute, die rein in das bäuerliche Leben zurückgefallen sind, wenn sie als Seminaristen auch je sich über dasselbe emporgeschwungen hatten. Da der Zudrang zum geistlichen Stande in Böhmen ein keineswegs sehr großer ist, im Gegentheil abgenommen hat, so suchte man denselben durch Erlassung der Maturitätsexamina zu heben und als auch dieses nichts half, zog man Klostergeistliche herbei. Man würde übrigens irren, wollte man annehmen, daß der Einfluß der Geistlichkeit sich in Böhmen tiefer in das Privatleben der Landbevölkerung erstrecke, als dies in andern katholischen Ländern der Fall ist. Der Bauer unterscheidet sehr genau zwischen der geistlichen Würde und der Person, und wenn auch die Achtung vor letzterer zuweilen sinkt, so läßt er doch die erstere nicht darunter leiden.

Der böhmische Bauer geht regelmäßig in die Messe, er hält die Fasten, geht häufig zur Beichte und versäumt selten eine Gelegenheit, seine Religiosität an den Tag zu legen. Daß er in seinem Glauben auch leicht aufgestachelt und aus der gewöhnlichen Ruhe herausgerissen werden kann,*) beweisen am besten die Missionspredigten der Jesuiten, die auf den Bauern nicht minder zündend wirken, wie auf den bigotten Adligen. Bei den Kirchen, oder auf freien und erhabenen Orten findet man in den meisten Dörfern ein weithin sichtbares Crux missionis, als Zeichen, daß hier die Jesuiten vor einer ungeheuren Volksmenge ihre tief eingreifenden Predigten hielten, deren Mahnungen, nicht immer der besten Art, mächtig auf die Gemüther wirkten. Zur Zeit dieser Missionspredigten ist die weibliche Bevölkerung namentlich wie toll, sie läuft den frommen Vätern von Ort zu Ort oft meilenweit nach, um die kitzlichsten Dinge und heikelsten Fragen, die sich oft um sexuelle Verhältnisse drehen, wiederholt zu hören. Daß die Missionspredigten auch manchmal gut gewirkt haben, soll durchaus nicht geläugnet werden; Diebstähle waren vielleicht auf acht Tage lang aus dem Kreise der Zuhörer verbannt und Mancher erhielt geraubtes Gut zurück. Dann verschwand jedoch die Wirkung bei den meisten, mit Ausnahme der toll gewordenen Weiber. In früherer Zeit mußten die gefallenen Mädchen längere Zeit bei den Missionskreuzen knieen und Buße thun, nachdem sie vorher in der Kirche öffentlich von der Kanzel beschämt worden waren, wobei man ihnen einen Strohkranz auf das

*) Von jeher war der tschechische Bauer auf dem Gebiete der Religion leicht entzündbar. Schon 1505 schrieb Bohuslaw von Hassenstein: „seine Ungebundenheit in Religionssachen sei ohne Grenze, man streite ohne Unterlaß über Glaubenssachen; Greis und Jüngling, Mann und Weib beschäftige sich mit Bibelauslegung und eine Sekte dürfe sich nur zeigen, um sogleich Anhänger zu finden."

Haupt setzte. Noch heute erhält das Kind einer Gefallenen (Padla) nicht den üblichen Nachsegen nach der Taufe.

Die tschechische nationale Partei arbeitet der Ultramontanen in die Hände und umgekehrt. Beide sind innig verbunden und die höchsten Kirchenfürsten des Landes begünstigen aus diesem Grunde eifrig die Ausbreitung tschechischer Sprache, tschechischer Gesinnung. In den Seminarien, namentlich in jenem zu Budweis, wird eifrig an der Tschechisirung der Zöglinge gearbeitet. Hier ist der durch und durch deutschfeindliche Bischof Valerian Jirsik am Ruder, der die Leitung der geistlichen Bildungsanstalt durchweg fanatischen Tschechen anvertraut. Man stelle sich nun unter diesen deutsche Alumnen vor, denen deutsche Gesinnung zum Verbrechen angerechnet wird! Wie kann es da Wunder nehmen, wenn deren Zahl und damit die Zahl deutscher Geistlicher sich verringert, oder wie andere, den offenbaren Vortheil vor Augen, sich tschechisiren. In der Budweiser Diözese werden in rein deutschen Gegenden sehr viele Pfarrstellen mit Tschechen besetzt, und die Gefahr ist vorhanden, daß die deutschen Geistlichen dort ganz verdrängt werden. Zum Beweise entnehmen wir folgende Stelle der Prager „deutschen Volkszeitung" (Nr. 16. 1871). „Es befinden sich in fast allen größeren deutschen Orten des südlichen Böhmens, mit Ausnahme jener, wo die Stiftsgeistlichen von Hohenfurt die Seelsorge versehen, nur tschechische Geistliche. Die Prälatur von Krummau, die Pfarreien der Städte und Märkte Kaplitz, Gratzen, Kalsching, Beneschau, Oberplan, Zettwing, Böhmisch-Reichenau, Neu-Bistritz, Winterberg und vieler anderer größerer Orte sind ganz oder theilweise mit Tschechen besetzt. — Und wie lange, wird es dauern, so ist die gesammte Geistlichkeit der Budweiser Diözese tschechisch. So befinden sich beispielsweise unter den etlich dreißig Alumnen des I. Jahrganges im Budweiser Klerikal-Seminar heuer zwei, sage zwei

Deutsche, und auch diese zwei dürften aus den oben angeführten Gründen, bevor sie die weiteren drei Jahrgänge bestehen, den Abschied nehmen. Und so geht es fort — zum großen Vergnügen Sr. ultratschechischen Excellenz. Und wie sieht es mit der Wirksamkeit der tschechischen Geistlichen in deutschen Pfarreien aus? Sie können wohl durch die Bank kaum halbwegs richtig deutsch sprechen — aber das schadet nichts."

Und dabei wagen tschechische Heuchler noch über „Germanisirung" zu klagen! Das Element, welches in Böhmen, in Oesterreich systematisch an seinem Volksthum geschädigt wird, ist nur das das deutsche.

Juden und Tschechen.

O hätt' ich eine Zauberruth'
Müßt heraus aus Böhmen mancher Jud'.
Tschechisches Volkslied.

Wie in keiner Beziehung für die Mittelsphäre eignet sich der slavische Geist auch nicht für das bürgerliche Leben und was damit im Zusammenhange steht. Er greift darüber hinaus oder steht darunter.

Von jeher ist es den Slaven schwer geworden, über Contraste hinwegzukommen; sie verstanden die Gegensätze nicht zu vermitteln und auszugleichen und sind deßhalb allzeit zwischen Herren und Bauern umherlavirt, ohne den Uebergang zu finden. Da der dritte Stand ihnen mangelt, so hat es ihrem ganzen Leben stets an Reichthum und Mannichfaltigkeit gefehlt. Auch sind sie als die letzten in die europäische Culturströmung eingetreten und, im allgemeinen genommen, bis auf diesen Tag sehr dürftig. Acht Zehntel mindestens von den 80 Millionen Slaven sind Bauern, bis auf die jüngste Zeit herab meist Leibeigene, oder Hörige oder durch Frohnden niedergedrückte Menschen, denen höhere geistige Regsamkeit fern geblieben ist. Nehmen wir dazu die ungünstige geographische Lage der Slaven, welche sie von dem belebenden Elemente des Oceans größtentheils ausschließt, so erblicken wir auch hierin einen Grund dafür, daß sie so weit zurückstehen. Durch das alles wird der Gang erklärlich, welchen die Geschichte in den slavischen Ländern genommen hat. Die Slaven haben gegenwärtig, wenn man von dem serbischen Fürsten absieht oder von dem Wladika Montenegros, keinen Herrscher aus

slavischem Blute; auch bilden sie nur einen einzigen selbständigen Staat, der seine Gründung dem Waräger Rurik, einem Germanen, verdankt und dessen jetzige Dynastie aus Deutschland stammt. Die übrigen gehorchen dem Sultan, den Habsburgern und Hohenzollern. Das alle diese Verhältnisse einen andern Gang genommen haben würden, wenn die Slaven ein Städtewesen wie die Germanen und Romanen gehabt hätten, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Die Thatsache, daß die westlichsten Slaven die am weitesten vorgeschrittenen sind, und die wir dem deutschen Einflusse zuschreiben, findet wohl an und für sich keinen Widerspruch, aber eine solche Erklärung behagt denjenigen keineswegs, welche ein specifisch slavisches Culturleben in alter Zeit annehmen. Hören wir, was einer der nüchternsten und vorurtheilsfreisten Slaven*) darüber äußert: „Unumwunden wird jeder Fachmann die belebende und veredlende Einwirkung des Christenthums und der in dessen Gebiete aus dem Osten und Westen nach Böhmen gelangten bildenden Elemente anerkennen; offen wird er den wohlthätigen Einfluß der lateinischen Sprache und der durch sie vermittelten Literatur des Mittelalters zugeben; niemals wird er die guten Folgen der im 13. Jahrhundert stattgefundenen deutschen Colonisation in Böhmen unterschätzen: aber eben so offen und unumwunden wird er für die durch unzählige historische Beweise, ja durch die noch heutzutage unter dem böhmischen Volke fortlebenden slavischen Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Poesie, festgestellte Thatsache einstehen, daß unsre Vorfahren, unabhängig von jenen auswärtigen Einflüssen, gleich ihren Stammgenossen im Osten und Süden, alle Eigenheiten eines specifisch slavischen Culturlebens bei sich entwickelt haben. Die Berührungen mit dem Westen haben dem geistigen Leben der alten Böhmen neue Bahnen

*) Jiretschek. Die Echtheit der Königinhofer Handschrift S. 210.

eröffnet, ihnen neue Culturstoffe zugeführt, ja sie haben die geistige Entwicklung im Allgemeinen andern slavischen Stämmen gegenüber beschleunigt und ihr manche Eigenthümlichkeit aufgeprägt: allein der Einfluß des Westens und namentlich Deutschlands hat ein geistiges Leben in Böhmen ebensowenig geschaffen, als die Deutschen des römischen Einflusses bedurften, um ein geistig rühriges Volk zu werden."

Giebt man eine specifische Cultur zu, die ohne einen Mittelstand sich zu entwickeln wußte, so kann man hiermit übereinstimmen. Etwas anderes ist jedoch, wenn man den Bürger als den wesentlichsten Träger der heutigen europäischen Cultur ansieht; diese empfingen die Slaven jedoch erst von außen, und aus fremden Elementen besteht sie auch heute noch bei ihnen. Sie selbst haben an deren Errichtung nicht mit gebaut. Städte sind ihnen auch heute noch ein wesentlich fremdes Ding. Sehen wir doch den Thatsachen ins Gesicht. Böhmen hat heute 355 Städte, darunter nur eine einzige große Stadt, Prag, und diese ist gemischter Nationalität, wesentlich unter deutschem Einflusse groß geworden, wenn sie auch nicht so fortschreitet, wie die Städte Deutschlands, denn die Vermehrung der Bewohner ist eine äußerst geringe, wozu natürlich die nationalen Streitigkeiten das ihrige beitragen. Eine rein tschechische Stadt von Bedeutung existirt nirgends.

Wir müssen dieses Mangeln der Mittelsphäre bei den Tschechen, wie den Slaven überhaupt, hier betonen, um zu zeigen, wie zur Ueberbrückung der Kluft zwischen Hoch und Niedrig der Slave fremder Elemente bedurfte, die er herbeirief, wie die Deutschen, oder die von selbst kamen, wie die Juden. Nirgends in ganz Europa findet sich für das Volk Israel wieder ein so ergiebiger Boden, als in den slavischen Ländern. Diesen sind die Juden zur Nothwendigkeit geworden, eine Thatsache, die sich schon das Sprichwort ausdrückt:

„Wie die Klette an den Kleidern, so hängt der Jude an den Völkern slavischer Nation."

Die Statistik weist uns die bedeutsame Thatsache nach, daß von den mehr als vier Millionen Juden, die über ganz Europa verbreitet leben, der bei weitem größere Theil unter den Völkern slavischer Nationalität seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Im Westen unseres Erdtheils, unter vorherrschend romanischer Bevölkerung, sind die Juden dünn gesäet; sie nehmen schon zu in der Mitte unter den Germanen und erreichen das Maximum ihrer europäischen Verbreitung im Osten unter den Slaven. Eine statistische Uebersicht, die ich hier mit Rücksicht auf das Vorkommen der Juden unter den drei Hauptvölkergruppen Europas aufstellen will, wird dieses sofort klar machen.

Romanische Gruppe.

	Qu.-M.	Einwohner.	Juden.
Frankreich . . .	9,588	36,500,000	50,000
Italien	5,376	26,500,000	40,000
Spanien	9,200	16,300,000	6,000
Portugal . . .	1,622	3,850,000	1,000
	25,786	83,150,000	97,000

Germanische Gruppe.

	Qu.-M.	Einwohner.	Juden.
Deutsches Reich . .	9,901	40,200,000	482,000
Deutsch-Oesterreich	3,588	13,000,000	150,000
Niederlande . .	596	3,700,000	64,000
Schweiz	752	2,600,000	4,000
Dänemark . . .	694	1,800,000	4,000
Schweden, Norwegen	13,771	5,900,000	5,000
Belgien	534	4,900,000	1,000
Britisches Reich .	5,732	31,000,000	45,000
	35,568	103,100,000	755,000

Slavische Gruppe.

	Qu.-M.	Einwohner.	Juden.
Rußland	100,285	70,000,000	2,071,000
Galizien, Bukowina .	1,514	5,000,000	511,000
Ungarische Kronländer	5,205	12,800,000	437,000
Rumänien . . .	2,197	4,700,000	400,000
Türkei	6,300	11,000,000	115,000
Griechenland, Serbien	1,654	2,300,000	9,000
	117,155	105,800,000	3,543,000

Berechnet man die Verhältnisse, so findet man, daß in der romanischen Gruppe noch nicht 4, in der germanischen schon 21,6, in der slavischen dagegen 30,2 Juden auf die Quadratmeile entfallen. Für die lokale Verbreitung der Juden in Europa wird hiermit aber noch nicht die richtige Vorstellung gewonnen, da sie in der germanischen Gruppe wesentlich dichter nach Osten hin — wo das slavische Element zunimmt — sitzen; in der slavischen umgekehrt haben sie mehr den Westrand inne, so daß die Hauptzone ihrer Intensität in einem Striche liegt, welcher sich von der Donau bis an die Ostsee erstreckt und Rumänien, die ungarischen Länder, Galizien und Bukowina, das Königreich Polen und Westrußland, Posen und die Provinz Preußen umfaßt.

Der Procentsatz der Juden zur Einwohnerzahl der drei Gruppen überhaupt zeigt noch weit schlagender, wie sie im slavischen Osten das Maximum ihrer Verbreitung erreichen. Denn, während sie in der romanischen Gruppe wenig über 0,1 Procent, in der germanischen 0,73 Procent ausmachen, erreichen sie in der slavischen 3,3 Procent der Gesammtbevölkerung.

Berücksichtigen wir speciell Oesterreich, so finden wir, daß die Zahl der Juden in Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien und Tirol höchst unbedeutend ist, da gerade dort bis in die jüngste

Zeit Anordnungen gegen das Seßhaftwerden der Juden bestanden. In Galizien und der Bukowina treten die Juden mit 5,1 Procent auf, doch wird diese Durchschnittszahl in einzelnen Kreisen bedeutend noch übertroffen; so in den Kreisen Tarnow, Zolkiew, Tarnopol, Stryj, Stanislawow, Kolomea und Tschortkow, wo sie über ein Zehntel der heimischen Gesammtbevölkerung ausmachen. Im Kreise Zlotschow erreichen sie mit 16 Procent ihr Maximum. In Ungarn sind die Juden besonders zahlreich in den Komitaten, welche an Mähren und an den ruthenischen Theil Galiziens grenzen, die also auch vorwiegend von Slaven bevölkert sind, nämlich in den Komitaten Presburg und Neutra mit 6 und 8 Procent, sowie in Saroſch, Zemplin, Ungh, Marmaroſch, Beregh, wo sie zu 6—11 Procent aufsteigen. Wie rasch hier die jüdische Bevölkerung zunahm, sieht man daraus, daß im Jahre 1785 die Anzahl der Juden in Ungarn, Kroatien und Slavonien 75,089 Köpfe betrug, 1805 aber sich auf 127,816 vermehrt hatte und 1848 bereits 292,000 Seelen betrug.

Sind die Juden nun auch stark über das platte Land in Oesterreich-Ungarn verbreitet, so zeigt sich doch unter ihnen die Tendenz nach den großen Städten zu ziehen, wie in Deutschland auch, indem gerade hier den jüdischen Neigungen für Handel ꝛc. ein weiterer Spielraum als auf dem Lande geboten ist. Es wohnen in Ofen 10, in Prag 11, in Presburg 15, in Großwardein, Pest 17 Procent Juden. In Tschernowitz gar 22, in Krakau 38 und in Lemberg 40 Procent. Die letztere Stadt ist also fast zur Hälfte jüdisch und in der That ist der Handelsverkehr hier fast ausschließlich in jüdischen Händen. Was Wien betrifft, so zählte die eigentliche Stadt, mit Ausschluß der anstoßenden Vorstädte: 1869: 607,514 Seelen, darunter 545,500 Katholiken, 19,400 Protestanten, dagegen 40,200 Juden oder 6,6 Procent. Auch hier ist die Vermehrung eine rapide, die der christlichen Bevölkerung übertreffende.

Ehe ich speciell auf Böhmen übergehe, mag hier der Platz sein, überhaupt einiges über diese starke Vermehrung der Juden gegenüber jener der christlichen Bevölkerung zu sagen, oder setzen wir besser: der unter den europäischen Indogermanen lebenden Semiten. Der wesentliche Grund hierfür liegt im jüdischen Eheleben, das in mancher Beziehung vor dem der heimischen Nationalität, unter welcher der Jude seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, sich vortheilhaft auszeichnet. Daß das jüdische Eheleben als ein sittenreines und lobenswerthes sich auszeichnet, verdankt es zumeist den Lehren und Grundsätzen, welche das mosaische Gesetz und das daraus entwickelte talmudische Recht über die Ehe und über das Verhältniß der Kinder zu den Eltern aufstellt (Vergl. Buchholz, die Familie in rechtlicher und moralischer Beziehung, nach mosaisch-talmüdischer Lehre, Breslau 1867). Echt jüdisch aufgefaßt, wird dieses Eheleben in einer orthodox jüdischen Wochenschrift folgendermaßen charakterisirt (Der Israelit. 7. Dec. 5631 (!) 1870): „Jeder Jehudi, dem noch ein Fünkchen jüdischen Geistes und Sinnes im Herzen glimmt, muß sich der hohen Bedeutung bewußt sein, welche das Haus und die Ehe im Judenthum einnehmen. Schon Jakob hat das Haus als die wahre Stätte der Gottesverehrung gekennzeichnet. Und seit jener Zeit waren Labane, Pharaonen, Bileame, waren Judenfeinde aller Art bemüht, ihren Haß gegen Juden und Judenthum dadurch zu bethätigen, daß sie letzteres in seinen Grundfesten anzutasten suchten, indem sie dem jüdischen, innigen Familienleben den Untergang schwuren (?). Die Ehe- und Familienreinheit ist des Judenthums Lebensnerv, sie zu erhalten ist ihr Lebenszweck. Wer die Heiligkeit der Ehe entweiht und so die jüdische Familienreinheit zu zerstören sucht, hat dem Judenthum den Krieg erklärt und es so dem Untergange geweiht. Vor Jahrhunderten und Jahrtausenden suchten unsre Väter freiwillig das Exil, die Knechtung, ja den Tod auf, um nur die schlüpfrigen

Netze und Schlingen meiden zu können, die ihnen ihre Keuschheit und Reinheit, das heißt, ihren Israel-Beruf rauben wollten u. s. w."

Sicher hängt mit diesem jüdischen Eheleben auch die starke Vermehrung der Juden zusammen und diese ist gegenüber jener der übrigen Bevölkerung so bedeutend, daß es wohl an der Zeit ist, die Folgen derselben in Betracht zu ziehen. Ich glaube nicht, daß die „jüdische Frage" mit der Emancipation abgeschlossen ist; im Gegentheil, sie wird mit dem Ueberwuchern des Judenthums erst recht wieder auftauchen.

Die Vermehrung der Juden ist denn auch schon von den Statistikern aufmerksam beachtet worden, namentlich ihre Anhäufung in den großen Städten. Ihre Zahl in Warschau z. B. betrug 1868 schon 86,672 Seelen, während sie 1863 erst 65,000 ausmachte. Deutsche Städte zeigen auch eine Zunahme.

Nach dem vortrefflichen Werke von Dr. Schwabe, „die Resultate der Berliner Volkszählung" (Berlin 1869 S. LVIII. f.) gab es am 3. December 1867 in Berlin nicht weniger als 3,98 Prozent Juden (27,565 Seelen) und zwar lebten dieselben zumeist in der inneren Stadt, wo Handel und Wandel am stärksten vertreten sind, wo die engsten Gassen sind, während sie auffällig die freien luftigen Vorstädte meiden. Es hängt dieses gewiß in erster Linie damit zusammen, daß die Juden, vorwiegend Handelsleute, dem Centrum des Verkehrs am nächsten sein wollen und müssen; anderseits kann darin aber wohl auch ein orientalischer Anklang gefunden werden, eine Hinneigung zu engen, düstern Quartieren, wie sie im ganzen Orient gang und gebe sind. Die meisten Juden hat das Spandauer Revier, dann folgen Berlin, die Königs- und Friedrichsstadt. Am stärksten gegenüber den anderen Confessionen kommen sie zur Geltung in Berlin mit 17,7, im Spandauer Revier mit 11,7, in Friedrichswerder mit 7,3, in der Königsstadt mit 7,0 und in Alt- und Neu-

Cölln mit je 6 Prozent. In Moabit, Wedding, Tempelhofer Revier, also an der Berliner Peripherie, erreichen sie noch nicht einmal ein Prozent. — Vergleicht man die Religionsverhältnisse von 1864 mit 1867 so haben sich die Israeliten am stärksten vermehrt, nämlich mit 13,53 Prozent, während sich die Evangelischen um 10,81 Prozent, die Katholiken nur um 7,69 Prozent vermehrt haben.

Dr. Schwabe hat dann später in seinen „Betrachtungen über die Volksseele von Berlin" (Abdruck aus dem Städtischen Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik) die Juden der Deutschen Kaiserstadt noch besonders lobend hervorgehoben. Er hat gezeigt, wie der Schulbesuch bei ihnen unendlich viel höher als bei den Christen ist (von 100 katholischen Knaben besuchen 14, von 100 evangelischen 21, von 100 jüdischen aber 56 höhere Lehranstalten) und wie auch die Juden in moralischer Hinsicht den Christen in Berlin voraus zu sein scheinen. „Aufs eifrigste werden von ihnen materieller Besitz, Durchdringung des Lebens mit humanen Ideen, Bildung, kurz eine Reihe echt menschlicher Eigenschaften gepflegt und bereits lassen diese Eigenschaften ihre Wirkungen in statistisch sehr erkennbarer Weise hervortreten und reichen damit ganz von selbst der Bevölkerung, die sie hegt und pflegt, die Krone des Lebens." Indessen statistische Daten sind allein hier nicht ausreichend, um Intelligenz und Moralität festzustellen, auch ist zu berücksichtigen, wie dieses Urtheil sich nur auf die hochcivilisirten Juden Berlins — die zum Theil ihrer Anschauung und Lebensweise nach keine echten Juden mehr sind — beschränkt und keinesfalls auf die überwiegend große Anzahl ihrer Stammesgenossen im Osten paßt, obgleich auch hier von uns vielfach ein Ueberwiegen der Intelligenz auf jüdischer Seite gegenüber der heimischen Bevölkerung nachgewiesen werden kann.

Bei Slaven, Rumänen und anderen auf ähnlicher Bildungs-

stufe stehenden Völkern verbreitet sich nun auch allmählich ein gelinder Schrecken; sie glauben mit der Zeit ganz von den Juden verschlungen zu werden. Lächerlich erscheint diese Angst zumal in Rumänien, dessen auf so tiefer Stufe stehende Bevölkerung den Juden gegenüber noch vollkommen die Anschauungen des Mittelalters hegt. Fürst Karl, der so unendlich sein Volk überragt, soll 1869 gelegentlich einer Reise durch die Wallachei gesagt haben: „Die Israeliten werden in meinem Adoptivvaterland jene Mittelklasse bilden, die dort noch nicht besteht, und deren Abgang ein großes Uebel ist; außerdem bin ich überzeugt, daß wir ohne die Israeliten nicht bestehen können ꝛc.“ „Diese Worte,“ so äußerte sich darauf das Blatt „Democratia“, erwecken in uns die ernsthaftesten Befürchtungen sowohl für unsere politischen Institutionen als für unsere Nationalität. Wer kann nicht ohne Israeliten sein? Die rumänische Nation etwa? Sie hat 700 Jahre ohne Juden gelebt! Oder etwa die Dynastie? Da aber müßte Bukarest „Jerusalem“, Rumänien „Palästina“ und die Familie der Hohenzollern „die Familie der Makkabäer heißen ꝛc.“ In Rumänien genügte ein solches Geschwätz, um eine Interpellation in der Kammer zu begründen, die dann auch wirklich am 29. Dezember von dem Abgeordneten Codrescu gestellt wurde. Wir setzen dieselbe hierher, weil sie das statistische Material über die rasche Vermehrung der Juden in Rumänien enthält.

Codrescu hält die staatliche Existenz Rumäniens durch die massenhafte Einwanderung durch die Juden für bedroht. Er sagt: es handle sich nicht mehr um das Kommen einzelner Individuen die in der Moldau oder Walachei ihren Unterhalt suchen: sondern um die Invasion eines Volkes, welches, bisher heimathlos und zerstreut, Rumänien zu seiner Heimath erkoren habe. Die mächtige Association, in Paris genannt „Alliance Israélite“, beabsichtige die Gründung eines israelitischen Staates (!) und habe dazu den Orient und speciell

Rumänien auserkohren. Dieß gehe hervor aus den Auslassungen der Preßorgane mit welchen die „Alliance" in Verbindung stehe; werde aber auch durch folgende statistische Ziffern bewiesen. Im Jahre 1849 hätten in der Moldau nur etwa 11,000 Juden existirt, so daß auf je 27 Moldauer nur 1 Jude gekommen sei. Im Jahre 1869 habe sich die Zahl der Israeliten in der Moldau bis auf 400,000 Individuen vermehrt, so daß bei einer Einwohnerzahl von 2,000,000 Rumänen in der Moldau auf je 5 Rumänen 1 Jude komme. In Frankreich komme auf 240 Franzosen 1 Jude, in England auf 728 Engländer 1 Jude, und selbst in Oesterreich komme nur auf 33 Christen 1 Jude. Angesichts solcher Verhältnisse müsse jeder Rumäne um seine Nationalität besorgt sein. Nach einer langen Auseinandersetzung über die Gefährlichkeit des jüdischen Elements für die Rumänen stellt Codrescu den Antrag: die Regierung möge den Juden ferner keine Pachtung im Lande gestatten, ihnen nicht mehr erlauben, Grundeigenthum zu erwerben, und das Verbot, keine Schenken auf dem flachen Lande zu halten möge streng durchgeführt werden u. s. w. Was Widersinniges in Codrescus Interpellation enthalten ist, richtet sich von selbst. Unsre Aufgabe ist es nicht, dieses hier zu corrigiren.

Die starke Vermehrung der Juden ist nun auch in Böhmen eine sehr auffällige und von den Tschechen mit feindlichen Augen beobachtete. Sie nehmen nicht nur, wie bei uns, in den Städten zu, sondern auch auf dem platten Lande und zwar ist ihre Intensität in den tschechischen Gegenden eine bedeutendere als in den deutschen. Ficker hat ihre Zahl für 1868 schon auf 100,000 berechnet (2 Prozent). Die Volkszählung von 1857 giebt 86,339 an oder 1,81 Prozent. Ein besonderes Gebiet bewohnen sie nicht, sie sind durch ganz Böhmen zerstreut, wohnen aber am stärksten in Prag (7700 Seelen) beisammen. Auch in tschechischen Städten Jungbunzlau, Tabor, Pilsen,

Kolin, Raudnitz, Jitschin befinden sich starke Judengemeinden. Es entfallen Juden auf den

Prager	Kreis	20,583
Budweiser	„	1,937
Pisecker	„	5,221
Pilsener	„	7,446
Egerer	„	6,833
Saazer	„	5,402
Leitmeritzer	„	4,594
Bunzlauer	„	3,098
Jitschiner	„	2,752
Königgrätzer	„	2,241
Chrudimer	„	3,602
Tschaslauer	„	10,691
Taborer	„	11,939
		86,339

Man gewahrt auf den ersten Blick, wie in den drei fast rein tschechischen Kreisen Prag, Tschaslau und Tabor die Zahl der Juden am stärksten ist und zwar machen sie im ersteren 2,59, im zweiten 2,85 und im dritten gar 3,24 Prozent der Gesammtbevölkerung aus. Daran reihen sich die vorherrschend tschechischen Kreise Pilsen mit 1,89, Pisek mit 1,83, Chrudim mit 1,0 Prozent und die deutschen Kreise Saaz mit 2,28, Eger 1,83 und Leitmeritz 1,14 Prozent Juden. Unter 1 Prozent sinkt die Zahl im Jitschiner Kreis mit 0,80, im Bunzlauer mit 0,75, im Budweiser mit 0,70 und im Königgrätzer mit 0,64 Prozent der ganzen Bevölkerung. Auch wenn man auf die einzelnen Bezirke eingeht, findet man das Ueberwiegen der Juden in den tschechischen Gegenden. Von 5 bis 8,5 Prozent steigt die jüdische Einwohnerschaft in den elf tschechischen Bezirken: Moldautein, Sobĕslau, Patzow, Jung-Woschitz, Wotitz, Unter-Kralowitz, Habern,

Neukolin, Beraun, Jungbunzlau und Raudnitz, ein Verhältniß, welches nur die drei deutschen Bezirke Tuschkau, Kommotau und Teplitz erreichen.

Bekannte Ausnahmen abgerechnet, ist die Emancipation der Juden nun im Großen und Ganzen in West- und Mitteleuropa durchgeführt; sie sind hier, ausgenommen geringe zopfige Unterschiede, die auch noch fallen werden, der einheimischen, oder sagen wir besser nationalen Bevölkerung gleichgestellt. Die Juden thun im Heere ihre Pflicht, sie werden zu Abgeordneten gewählt, sie lehren an den Universitäten, spielen als Advokaten und Aerzte eine Rolle; daß sie als Geld- und Börsenmänner Nummer Eins sind, steht fest. Gut. Damit tritt aber auch an die Juden eine neue Pflicht heran, die sie zu erfüllen haben und diese Pflicht ist nationaler Natur, sie sollen nun nicht mehr einen fremden, sich selbst abschließenden Splitter im Fleische der Nation, unter welcher sie wohnen, bilden, sondern völlig in dieser aufgehen, sich derselben in jeder Beziehung assimiliren. Wir sehen ganz ab vom Glaubensbekenntniß, das wir gar nicht in den Kreis unserer Betrachtung hereinbeziehen, obgleich es schwer sein mag, dieses beim Juden von seiner Volksthümlichkeit sondern zu können; vielmehr scheinen beide miteinander zu stehen und zu fallen. Der jüdische Standpunkt ist noch immer jener, den Shylock ausspricht: J will buy with you, sell with you, talk with you, walk with you and so following, but J will not eat with you, drink with you nor pray with you.

Schon Robert von Mohl (Staatsrecht, Völkerrecht und Politik) hat darauf hingewiesen, daß die Besorgniß nicht unbegründet sei, die Juden würden trotz der Emanzipation in ihrer Besonderheit und dem Bewußtsein ihres Gegensatzes gegen die europäischen Nationen verharren. Man habe wohl gemeint, das Aneinanderschließen der Juden würde mit der Aufhebung der mittelalterlichen

Abschließung aufhören; seien die Fesseln gefallen, so werde jeder Jude mit vollem Bewußtsein ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer werden. Es würden namentlich die Juden, wenn ihnen alle Gewerbe und freien Berufsarten offen stünden, diese Gelegenheit ergreifen und die vorherrschende Beschäftigung mit dem Handel oder Schacher, sowie das specifische Literatenthum aufgeben. Das ist aber keineswegs in Erfüllung gegangen. Geben wir auch zu, daß die Zeit zur Ausführung bisher sehr kurz bemessen war, so ist doch noch nichts geschehen, um diese Aufgabe der Juden — denn nur wenn die volle Assimilirung durchgeführt ist, wird der nationale Gegensatz schwinden — auch nur anzubahnen. So lange man den Juden, den Semiten, noch äußerlich auf hundert Schritt weit zwischen den Indogermanen herauserkennt, so lange wird unter den letzteren das Gefühl herrschend bleiben, daß er einen fremden, einen andern Menschen vor sich habe. Das sehen und fühlen wir, wenn auch der Jude selbst das nicht einsehen mag und unser Auge ist geschärft für diesen Gegensatz. Wie viele Juden möchten äußerlich nicht als solche erscheinen! Mohl bemerkt ganz richtig: der Sprachgebrauch fühle mit feinem Takt heraus, daß die Nationalität neben den Juden zurücktrete, man sage: ein deutscher Jude, ein englischer Jude, nicht ein jüdischer Deutscher, ein jüdischer Engländer. Sie fühlen sich zuerst als Juden, als Genossen eines Stammes und sind, falls sie echte Juden, erst in zweiter Linie Deutsche oder Engländer. Daß dieses fremde, sich nicht ins Ganze einpassende Element nicht ohne Gefahr ist, liegt auf der Hand. Wir hören hier schon wieder das umgekehrte Hep-Hep-Geschrei, wir hören auch den Einwurf von den hundert tapferen Juden, die für ihr Land auf den Schlachtfeldern geblutet, das verschlägt uns aber nichts und wir fahren ruhig in unserer Auseinandersetzung fort, die eben nur ethnographischer Natur ist. Wir wollen mehr und besseres für die Juden, als die Eman-

zipation, die allein den Gegensatz nicht verwischt, sowenig wie die Taufe einen Juden umgestaltet; wir wollen — da eine Aussonderung und Rückwanderung nach Palästina doch wohl außer Frage bleibt — völliges Aufgehen, Assimilation der Juden. Nur auf diesem Wege wird sich der beiden Theilen unleidliche Gegensatz verwischen lassen und die Juden werden dann ein ganz gutes constituirendes Element innerhalb der europäischen Völker bilden, ein verbreiteter Sauerteig, kein klumpenweise angehäufter und das, was uns an ihnen ethnisch zuwider, wird verwischt werden. Zunächst steht hier das engherzige Ehegesetz der Juden im Wege, welches Vermischung mit den Christen für eine Sünde erklärt. Man lese doch die Schriften orthodoxer Juden, oder orthodoxe Judenblätter, und man wird gerade hier ein so zähes Festhalten am Alterthum finden, den Geruch vom „auserwählten" Volke spüren, den nationalen Gegensatz betont sehen, daß man vollkommen sich dessen bewußt werden muß, wie hier ein Volk noch in Jahrtausende alten Anschauungen lebt und webt, das uns doch nur — mittelalterliche Fehler vorzuwerfen vermag. „Das Judenthum und seine Religion", „Unser Volk", Ausdrücke, die von den Juden so häufig gebraucht werden, beweisen allein, wie sie selbst sich im Vollgenusse des nationalen Gegensatzes befinden, der wohl durch tausendjähriges Leben unter einem anderen Volke, Annahme von dessen Sprache, theilweise der Sitten u. s. w. bei einzelnen Individuen verwischt und verdunkelt werden konnte, der aber noch im Ganzen und Großen fortbesteht und fortbestehen wird, so lange das semitische Blut sich rein erhält. Dieses aber rein zu erhalten, ist geradezu eine der Hauptaufgaben des orthodoxen Judenthums, es ist „Israel-Beruf". Der orthodoxe Jude steht aber noch ganz im Alterthum mit seinen Sitten und Anschauungen, und ehe er selbst diese nicht geändert hat, wird an eine Beseitigung des so unerquicklichen Gegensatzes nicht zu denken

sein. Der orthodoxe Jude sieht sich noch immer selbst als ein Fremdling im Abendlande an, wenn auch die Sehnsucht nach dem heiligen Lande seiner Väter nicht mehr in ihm wach ist, wie noch vor Zeiten, oder Gefühle seine Brust durchdringen, gleich jenen des berühmten Rabbi Jehuda Halevi, der im 12. Jahrhundert seiner Sehnsucht nach Kanaan in folgendem schönen Gedichte Ausdruck gab:

Mein Herz im fernen Osten
Und ich im Abendland!
Wie soll mir da wohl munden
Des leckren Mahles Tand?
Wie zahl' ich die Gelübde
Und alle Schwüre mein,
Wenn Zion Edoms Sklavin,
Ich in Arab (in der Fremde) muß sein?

Aber Zion ist heute nicht mehr Edoms, der Christenheit, Sklavin, wenn auch der Gegensatz zwischen beiden noch fortdauert. An den Juden ist es, ihrerseits aufzugeben, was sie noch trennt, auf Mischehen hinzuarbeiten, nicht aber ihr aristokratisches Blut rein zu halten. Nur auf diesem Wege, den wir eifrig wünschen, kommt der Frieden.

Es ist nicht anders möglich, so lange das Blut der Juden rein bleibt, bleibt der Gegensatz, und auch dem aufgeklärtesten unter uns wird er, bei aller persönlichen Freundschaft, bei allem Wohlwollen für das Individuum, sofort klar, wenn er mit einem Juden in Verkehr tritt. Wir denken hierbei durchaus nicht an Uebles, wir wollen nur sagen: der ethnische Gegensatz, das Gefühl des Fremden wird uns momentan klar, das Wort „Blut ist ein ganz besonderer Saft", tritt in seine praktische Bedeutung. Mag mag man dies engherzigen Rassendünkel schelten, die Thatsache bleibt. Und liegt etwa im ganzen Wesen des Semiten und Indogermanen, trotz vieler Berührungspunkte, in ihren Anschauungen, im Gang ihrer Geschichte

nicht ein solcher Unterschied, daß der Abglanz desselben sich bei dem letzten reinblütigen Individuum nicht noch zeigen sollte?

Der Unterschied zwischen Semiten und Indogermanen ist denn auch schon seit längerer Zeit von den Forschern gehörig gewürdigt und festgestellt worden. Neuerdings hat am schroffesten und vielfach sehr weit gehend der Franzose Renan die Gegensätze in geistvoller Weise beleuchtet, während Deutsche wie Pott und Spiegel seine herben Auslassungen modificirten. Renan, in seinen Einzelheiten Recht behaltend, greift in der Zusammenfassung fehl, wenn er geradezu eine niedrigere Begabung der Semiten gegenüber der Indogermanen annimmt. Beide sind überhaupt die am höchsten stehenden Rassen, denen mit Ausnahme der alten Aegypter, Chinesen und Japanesen alle Kulturvölker angehören. Beide ergänzen einander, doch so, daß der Indogermane eine Anzahl Eigenschaften vor dem Semiten voraus hat. Dem Semiten fehlt auf dem Gebiete der Mythologie jene Fülle der Gestalten, welche die indische und griechische Mythologie schon in ihren Anfängen auszeichnet; dadurch ist auch ein Zweig der Literatur, das Epos, von Anfang an bei den Semiten ausgeschlossen; sie besitzen keines; ebenso wenig ein Drama, es bleiben mithin nur Lyrik und Spruchweisheit als Felder der Dichtkunst für den Semiten übrig. Sollte es Zufall sein, daß auch unter uns die Semiten wohl hervorragende Lyriker, wie Heine, aber keinen bedeutenden Dramatiker hervorbrachten? Die schönen Künste in ihrer Beziehung zu den Semiten betrachtend, meint Renan, daß nur die subjectivste aller, die Musik, von ihnen mit Erfolg betrieben worden sei, doch seien sie auch hierin von den Indogermanen übertroffen worden. In Deutschland haben sie wohl Meister zweiten Ranges, wie Mendelssohn-Bartholdy und Meyerbeer, aber keinen Mozart und Beethoven hervorgebracht. „Vollkommen fremd und selbst ein Gegenstand des Abscheues ist den Semiten die Plastik und die

Malerei." Auch heute noch tritt der Jude diesen beiden Künsten weniger gern nahe, als der Musik, gleichsam als ein Nachklang des Gesetzes: daß man von Gott kein Gleichniß oder Bildniß machen solle. Im Staatsleben ebenfalls finden wir eine geringere Entwickelung bei den semitischen Völkern; es mangelt die Mannichfaltigkeit der Indogermanen, „sie sind von Haus aus weder auf die Republik, noch die Monarchie, noch auf feudale Verhältnisse angelegt. Sie schwanken zwischen dem Despotismus und der Anarchie des Beduinenlebens und namentlich das letztere ist dem Semiten das behaglichste. Die Israeliten sind erst spät zu einem monarchischen Staate gekommen und zwar, wie ausdrücklich berichtet wird, nicht aus sich selbst, sondern nach dem Beispiele anderer Völker." In einem aber, und in einem sehr wesentlichen Punkte, sind die Semiten hellleuchtend aus den engen Grenzen ihres Stammlandes hervorgetreten: ihnen verdanken wir die Gründung des Monotheismus und alle damit verknüpften Fortschritte; aus ihrem Schooße sind Judenthum, Christenthum und der Islam hervorgegangen; auch die Religion der Indogermanen hat diesem gegenüber nicht Stand zu halten vermocht. Durch die Religion haben sich die Semiten ihre große Einwirkung auf die ganze cultivirte Welt gesichert. Durchaus wollen wir uns nicht auf Renans Standpunkt von einer niedrigeren Begabung der Semiten stellen — ihre heute unter uns lebenden Vertreter beweisen das Gegentheil — aber die Verschiedenartigkeit darf nicht geleugnet werden, sie besteht so gut unter Völkern, wie unter Individuen.

Wir mußten dieses vorausschicken, da wir nun auf einem Boden anlangen, wo die Gegensätze zwischen einem Zweige der Semiten und einem Zweige der Indogermanen sich zu außerordentlich schroffen gestaltet haben, wo noch eine Menge Einflüsse politischer und socialer Natur sich hinzugesellen, um diese Gegensätze zu verschärfen. Nur

wenn wir auf diese Weise tiefer zurückgehen, können wir die Abneigung zwischen Slaven und Juden begreiflich und mildernde Umstände für eine widerliche Erscheinung finden. —

Wer den Prager Ghetto mit seinen schmutzigen, engen Gassen, seinen Trödelbuden und alten Bauwerken besucht hat, dem wird vom Führer durch all' die Merkwürdigkeiten mit feierlichem Ernste versichert: dies alles sei schon dagewesen, lange bevor Deutsche und Tschechen in Böhmen gewohnt hätten. Wir steigen einige Stufen abwärts in den ehrwürdigen gothischen Bau der „Altneuschul", deren Düster uns schauerlich umfängt. Ernsthaft erklärt uns der Führer, sie sei im Jahre 590 erbaut worden, wie in einer Urkunde der Prager Judenältesten vom Jahre 1690 zu lesen. Jaroslav Schaller, der Topograph, rechnet sogar aus, daß „diese Synagoge 71 Jahre vor der Ankunft der Slaven nach Böhmen aufgeführt worden." Es wird uns unheimlich zu Muthe in diesem frühgothischen Bau, der dem Anfange des 14. Jahrhunderts sein Dasein verdankt und an dessen schwarzen, nie getünchten Wänden noch das Blut ermordeter Juden klebt. Wir eilen hinaus ins Freie. Wenige Schritte weiter und wir stehen auf dem mit tausenden von Leichensteinen bedeckten Friedhofe Beth Chaim, auf dem Denkmal an Denkmal sich drängt, oft halb versunken im Moos und Rasen, überschattet von alten Fliederbäumen. Auch hier wieder tritt uns die Meldung entgegen, daß lange vor Ankunft der Tschechen hier die Juden ihre Todten bestatteten, daß sie die *ersten* in diesem Lande waren. Da steht der Leichenstein der Sarah Katz mit hebräischer Inschrift. Der Führer macht besonders auf ihn aufmerksam, denn die Jahreszahl darauf besagt, daß er um 606 unsrer Zeitrechnung errichtet wurde. Andere Monumente sollen aus dem zehnten Jahrhundert stammen.

In allen diesen Märchen liegt ein Funken Wahrheit; denn das wird selbst von Tschechen, z. B. Tomek, zugegeben, daß die Juden

bereits zur Zeit der Markomannen als Kaufleute nach Böhmen kamen, sicher machten sie sich in den früheſten Zeiten der Tschechenwanderung seßhaft und gelangten zu Wohlstand. Der Chroniſt Cosmas erwähnt zum Jahre 1091 jüdiſche Anſiedelungen im Prager und Wyſchehrader Burgflecken, deren Inſaſſen „überreich an Gold und Silber“ waren. Bald von den Herrſchern beſchützt und bevorzugt, noch mehr aber verfolgt und gequält, gehen die Juden nun ſchlecht und recht in Böhmen durch das Mittelalter hindurch; auch hier haben ſie dieſelben Hetzen zu beſtehen gehabt wie in Deutſchland. Ein Unterſchied iſt kaum zu finden, es ſei denn der, daß der Haß der Tſchechen darum ein intenſiverer war, weil er im Juden gleichzeitig den Bekenner einer fremden Religion und den Anhänger und Verbreiter der deutſchen Sprache ſah. Die Geſchichte der böhmiſchen Judenhetzen zu erzählen, iſt nicht meine Sache. Man ſetze ſtatt Worms oder Deggendorf Prag und man wird ein getreues Bild derſelben haben, wenn man die deutſchen Judenhetzen vergleicht. Ganz wie bei uns. In der tutſch Kronick von Behem Lant (von 1389), welche eine Ueberſetzung der tſchechiſchen Reimchronik des Dalimil iſt, und die Hanka in der Stuttgarter Bibliothek des literariſchen Vereins edirte, finde ich beim Jahre 1134 folgende erbauliche Verſe:

Czu der selbin Zeit aldo
Di Juden der Cristin Kinder
Mit dem tode machtin minder
Vnde des iahin*) sie in irn notin.
Dar vm gebot man si czu totin
Ir huser ouch beraubin.

Dieſes beraubin der Juden liegt den Tſchechen von heute übrigens noch im Blute, und wenn die böhmiſchen Juden auch nicht die Chriſtenkinder mit dem Tode „minder“ gemacht, ſo hatten ſie doch dafür Sorge getragen, das Geld in den Taſchen der Landbevölkerung

*) d. h. geſtanden ſie.

zu verringern — wie wir gleich sehen werden. Tschechen und Juden sind also alte Feinde.

Ausdrücklich wollen wir hervorheben, daß bei dieser Feindschaft, wenigstens heute, der confessionelle Unterschied nur eine geringe Rolle spielt. Gegenüber den wenigen unter ihnen lebenden Protestanten sind die Tschechen im höchsten Grade duldsam und bilden hierdurch einen erfreulichen Gegensatz gegen die Bewohner anderer Länder Oesterreichs, z. B. die Tiroler. Sagt ihnen jemand: ich bin Protestant, so erhält er die Antwort: To jest stejni, das ist einerlei. Doch schreibt sich diese religiöse Duldsamkeit nicht etwa von einer geschichtlichen Erinnerung an das Hussitenthum her, da die Geistlichkeit soviel wie möglich Alles, was noch daran mahnt, auszutilgen bestrebt ist. Spricht der tschechische Bauer aber vom Juden, so ist diesem das schmückende Eigenschaftswort „stinkend" (smradlavy) oder „verflucht" (zatraceny) sicher. Hieran ist aber außer dem religiösen noch der nationale und der politsche Standpunkt des Juden Schuld. Der böhmische Jude ist nämlich meistens ein Propagandist für das Deutschthum resp. die deutsche Sprache. Schon im zwölften Jahrhundert zerstreuten sich die deutschen Juden, gehetzt von den deutschen Rittern, über alle Theile der damals bekannten Welt und trugen Erinnerungen deutscher Nationalität und besonders deutsche Sprache an Orte, wohin selbst der keine Entfernung vom Mutterlande scheuende deutsche Kolonist nicht gedrungen war. Daher kam es, daß fast alle Juden des Abendlandes durch deutsche Mundart sich verständigten und deutsch beteten. Neuerdings haben wir da Aenderungen beobachtet: Die Pesther Juden, die in „National" machen, sangen in ihrer Synagoge den Szozat, im Tempel zu Warschau erklang in den Revolutionsjahren das Boże cos Polske, aber der böhmische, unter den Tschechen lebende Israelit kennt nur deutsche Gesangbücher.

In unseren Tagen hat man — und diese Ansicht ist in Deutsch-

land namentlich durch Richard Böckh vertreten worden — darauf hingewiesen, daß die Nationalität, welche jetzt eine so wichtige Rolle spielt, wesentlich auf der Sprache beruhe. Mit dem Sprachwechsel werde auch die Nationalität eine andere. Bei sehr nahe verwandten Völkern, die aus einem gemeinschaftlichen Stamme hervorgegangen, wollen wir dieses zugeben und doch giebt es auch hier Beispiele, welche das Gegentheil belegen. Die Irländer haben zum größeren Theil heute die englische Sprache angenommen und doch in wie starkem nationalen Gegensatze stehen sie zu den Angelsachsen, nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch jenseit des Oceans. Geht man aber auf Völker über, die ethnographisch ganz verschiedenen Gruppen angehören, so tritt sofort die Hinfälligkeit der Annahme auf, daß die Nationalität nur auf der Sprache beruhe. Der Neger der Vereinigten Staaten spricht heute englisch, der Indianer Mexikos heute spanisch; daß aber jene Engländer, diese Spanier seien, wird wohl schwerlich Jemand behaupten wollen. Mit dem Sprachwechsel geht nicht allemal ein Volk sofort seiner Nationalität verlustig. Wir kennen dafür schon Belege aus dem Alterthum, wie denn die Pelasger, deren Herodot im ersten Buche als „jetzt in ihrer Sprache attische Jonier geworden" erwähnt, trotzdem unter den Griechen charakteristisch genug gekennzeichnet blieben. Die Körperform, das ganze übrige Wesen des Menschen haben doch hierbei auch ein Wort mit zu reden, was freilich rein auf dem linguistischen Standpunkte stehende Gelehrte, wie z. B. Max Müller in Oxford, kaum anerkennen wollen. Die Incongruenz zwischen Sprache und Körperform ist im hohen Grade beachtenswerth, wegen der Schwierigkeiten, die sie dem Ethnographen bei der Klassificirung bereitet, zumal bei Völkern, wo geschichtliche Nachweise über etwaigen Sprachwechsel fehlen. Häufige Beispiele dieser Incongruenz finden sich namentlich in Indien. „Nach meiner Ansicht, sagt Schlagintweit (Hochasien I. 30), ist die Sprache für die

Abstammung nicht nothwendig entscheidend; ich muß in dieser Beziehung auf den in ethnographischen Untersuchungen sehr wichtigen Umstand aufmerksam machen, daß niedere Stämme, eben weil ihre Sprache auf einer nur unvollkommenen Stufe der Ausbildung steht, um so leichter in Berührung mit höheren Rassen ihre Sprache verlieren. Es bedarf dazu nur des Verkehrs, etwa noch eines gewissen Grades socialer Abhängigkeit; sexuelle Mischung aber ist nicht nothwendig. (Trifft alles bei den Juden zu!) Die letztere könnte bei vergleichenden Messungen nicht unbemerkt bleiben und doch finden sich ganz bestimmte Beispiele auch im centralen Indien, daß Stämme ihre Körperformen nicht verändert haben und dennoch ihre Sprache wechselten."

Bei uns nun sind die Juden das beste Beispiel dieser Incongruenz. Sie bleiben allemal Juden, gleichviel ob sie hier deutsch, dort polnisch oder russisch sprechen, und wollte man sie in Böhmen nur nach der Sprache classificiren, man würde wahrlich in Verlegenheit gerathen, da sie dort zum großen Theile zweisprachig sind. Sie sind eben die dritte Nationalität im Lande, weder Deutsche noch Tschechen, gleichviel ob ihre Sympathien sie nach der einen oder anderen Seite hinüberleiten und die deutsche Sprache von ihnen stark bevorzugt wird.

Für die Verbreitung der deutschen Sprache unter den böhmischen Juden waren namentlich auch Kaiser Joseph II. und seine Mutter Maria Theresia thätig, wobei sie allerdings auf Mittel verfielen, die nicht immer unsere Billigung finden können. So durfte z. B. kein Jude eine Jüdin heirathen, es sei denn, daß er zuvor eine Prüfung in der deutschen Sprache und Rechtschreibung gut bestanden hätte!

Deutsch ist nun die Sprache der Juden durch den ganzen Osten geworden, ohne daß wir auf dieses Deutsch gerade stolz zu sein brauchten. Wer in Galizien oder Polen eine Polemik in diesem Deutsch gehört, wer auf der Leipziger Messe an Brühl und Ritter-

straßenecke sich unter die Söhne Abrahams aus dem Osten gemischt und dort sie „deutsch" sprechen hörte, dem dreht sich auch das Herz im Leibe um, ob dieser Mißhandlung unsrer Muttersprache. Nichtsdestoweniger ist schon allein durch die Juden deutsch bis nach Ostsibirien hinein ein wichtiges Verständigungsmittel geworden. Als der norwegische Professor Hansteen im Jahre 1829 sich bei Irkutsk in einer Barke einschiffte, um die Angara hinab nach dem Jenissei zu gelangen, schmuggelte sich als blinder Passagier ein Jude Namens Hirschowitz ein. Oberst Murawiew, welcher den europäischen Reisenden bis ans Schiff begleitete, sah dort den Juden und bemerkte ihm auf deutsch: „Höre Schmul! wenn Du dem Herrn Professor Unruhe machst, läßt er Dich einen Strick um den Hals ziehen und Dir in den Fluß werfen!" Was kann beide, den Slaven und den Juden, besser charakterisiren? Der Slave redet mitten in Sibirien deutsch, weil er einen Juden sieht, von dem er selbstverständlich voraussetzt, daß er dieser Sprache mächtig sein müsse. Und wie slavisch ist auch dem Sinne nach seine Rede!

Wie alle seine Glaubensgenossen, ist auch der böhmische Jude ein praktischer Mensch. Er weiß, daß er mit der Kenntniß der deutschen Sprache in ein großes Culturgebiet eintritt, während er mit dem tschechischen Idiom nur wenige Meilen von der Landeshauptstadt sich entfernen darf, um an einer unübersteiglichen Sprachgrenze anzulangen; er bedient sich daher der Sprache Lessings lieber, als der einer ihm feindlichen Minderheit. Zu Hause spricht der Jude nur deutsch. Und dann ist der Handel, in dem sich vorzugsweise die Thätigkeit des Juden bewegt, in Böhmen fast rein deutsch zu nennen. Auch übersieht der Jude nicht, daß, wenn eine Klärung der nationalen Streitigkeiten eintreten wird, das Uebergewicht schließlich doch den Deutschen bleibt. Vermöge seiner Bildung steht der Jude auf dem platten Lande auch bedeutend höher als die tschechische Landbevölkerung,

denn jeder von ihnen kann lesen und schreiben, was bekanntlich bei den tschechischen Bauern und Arbeitern nicht überall der Fall ist.

Gleicht der Jude in Prag und den wenigen größeren Städten Böhmens im allgemeinen seinen Stammesgenossen in den Städten Deutschlands, so ist der Dorfjude, oder derjenige, welcher den Handel in den kleinen Orten Tschechiens betreibt, ein ganz anderer Typus. Bei uns vermindert sich der Jude auf dem platten Lande, in Böhmen nimmt er schnell zu. Bekannt wegen einer zahlreichen Judenschaft waren z. B. ehedem die hohenlohischen und deutsch-herrischen Gebiete im Taubergrunde in Schwaben. In Rotenburg, der ehemaligen Reichsstadt, giebt es zwar eine Judengasse, aber keine Juden mehr darin. Der moderne freie Verkehr führt dort überall das Volk Israel massenhaft in die größeren Städte, und während engherzige Köpfe von der Emancipation der Juden den Ruin des Bauernstandes befürchteten, ward umgekehrt der Bauer durch dieselbe des kleinen jüdischen Schacherers ledig. So wie hier gestalten sich auch die Verhältnisse in den übrigen Theilen Deutschlands, nur bei den Slaven bleibt der Jude auf dem platten Lande mit Vorliebe ansässig und vermehrt sich.

Als der Jude einzog in das Dorf und seinen mit tausenderlei Sachen wohlbesetzten Kramladen eröffnete, nannte er außer diesem noch nicht viel sein eigen. Seine Thätigkeit ist eine vielseitige, denn er speculirt auf alle Bedürfnisse der Bewohner. Er liefert ihnen das Mehl zum Brodbacken, die Kleider und bunten Tücher für die Weiber, den unentbehrlichen Schnaps, die eisernen Geräthe zum Handwerksbedarf, die Seife, die Lichter, die Kolonialwaaren, kurz alles, was der Landmann zum Lebensunterhalt bedarf. Fleiß, Ausdauer, Nüchternheit, Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, Freude am Gelde, diese Erbtheile seines Stammes, brachte er mit. Im Dorfe entstand Aufregung, als er sich niederließ; der christliche Concurrent, der in ihm

einen höchst gefährlichen Nebenbuhler sah, unterließ es nicht, die Menge mit den geläufigen Schlagworten aufzuhetzen und auch der Geistliche glaubte seine Unduldsamkeit dadurch ausdrücken zu müssen, daß er gegen die, so Christum gekreuziget, donnernd von der Kanzel loszog. Die laute offene Feindseligkeit geht vorüber, aber der anfangs künstlich erregte Haß gegen den Mann, dessen Werth oder Unwerth noch keiner kennt, hält an und glimmt wie das Feuer unter der Asche fort, um bei günstiger Gelegenheit als helllodernde, verzehrende Flamme zum Ausbruch zu kommen. Der Jude harrt aus. Schon mit Tagesanbruch füllt sich der kunterbunte Laden, über dessen Thüre ein Kranz gelber, aus Holz geschnitzter Citronen, verziert mit grünen Blättern, hängt. Der Branntwein des Juden ist stärker und besser, als der im Wirthshause, und der tschechische Bauer oder Arbeiter muß schon in der Frühe sein Gläschen von dem berauschenden Getränke zu sich nehmen. Immer weiter dehnt sich der Geschäftskreis des Juden aus. Der bisherige Tabaksverkäufer besorgt sein Geschäft nicht zur Zufriedenheit der Steuerbehörde (der Tabak ist in Oesterreich Monopol) oder er stirbt. Bald darauf sieht man den Doppeladler mit der Umschrift: „K. K. Tabakstraffik" am Hause des Juden angebracht und nun kann er die Bauern mit „drei König", „Ordinärem", oder Kreuzercigarren versorgen. Diesem gesellt sich noch ein Adler bei, denn auch die verderbliche Lottokollectur erlangt der Unermüdliche. Allmonatlich, wenn in Prag die Ziehung stattfindet, ist sein Laden förmlich belagert; das Volk stürzt heran und zieht die Nummern aus einem Beutelchen, die leidenschaftlich mit den sauer ersparten oder förmlich abgedarbten Kreuzern als Ambo oder Terno secco besetzt werden. Wenn dann die Ziehung stattgefunden hat und der Culturvermittler jener abgelegenen Dörfer, der Postbote, das Resultat überbringt, dann prangen die in der kleinen Lotterie gezogenen Nummern auf einer Glastafel an des Juden Hause und

das im Gewinn enttäuschte Volk flucht — auf diesen. Die Mauteinnahme der benachbarten Bezirksstraße ist meistbietend zu verpachten; kein christlicher Bieter findet sich, der Jude aber ersteht sie billig, findet seine Rechnung dabei und ist nun K. K. Mauteinnehmer. In dem Maße jedoch, als sein Wohlstand steigt durch Unternehmungen, welche die christlichen Bewohner des Dorfes ebensogut wie er machen könnten, in dem Maße wird er verhaßter.

Es unterliegt keinem Zweifel und wir haben uns oft genug durch den Augenschein von der Wahrheit überzeugen können, daß die Juden auf dem platten Lande in Böhmen in gewisser Beziehung demoralisirend auf das Volk einwirken. Durch weitausgedehntes Borgen und Aufschwatzen oft schlechter Waaren begünstigten sie häufig das Schuldenmachen und den Hang zur Putzsucht; sie wissen, daß sie an Zinsen häufig das nicht sicher stehende Kapital hereinbringen. Ganze Dörfer sind ihnen oft verschuldet und der Reingewinn der Landleute findet seinen Weg in des Juden Tasche. Auch befördern sie wie in Polen und Rußland das Branntweintrinken. Aber ich mag das bekannte Klaglied nicht singen, es ist mit seinem für und wider ja hinlänglich bekannt und, wie die Juden sagen, „widerlegt". Anderseits finden wir beim böhmischen Dorfjuden eine Anzahl vortrefflicher Eigenschaften, die uns wieder mit jenem „Blutsaugen" aussöhnen.

Ueber allem Zweifel erhaben und wahrhaft großartig steht namentlich ihr Wohlthätigkeitssinn da und bekannt ist es, daß die Juden hierin bezüglich der Confession keinen Unterschied machen. So selten der Jude, der ruhigste Bürger, vor Gericht steht und sich wegen grober Verbrechen zu verantworten hat, so selten sieht man jüdische Bettler in Böhmen. Ihre Krankenhäuser, Wohlthätigkeitsanstalten, Schulvereine, Armenhäuser und Beerdigungsbrüderschaften sind über ganz Böhmen zerstreut und entsprechen, wohl fundirt, trefflich ihrem Zwecke. Hoch und musterhaft steht der böhmische Jude

aber namentlich auch in seinem Familienleben da. Der ihnen namentlich oft vorgeworfene Schmutz, die Vernachlässigung des Aeußeren, die geringe Willigkeit, sich den Forderungen der Gesellschaft in dieser Beziehung zu accommodiren, trifft sie allerdings in der Prager Judenstadt noch, keineswegs jedoch auf dem platten Lande, wo sie in Bezug auf ihr Aeußeres entschieden über den christlichen Bewohnern stehen. Von langen Kaftanen, Spitzbärten und Peielöckchen, wie in Polen, ist keine Rede mehr. Diese Seite des Judenthums in Böhmen ist abgelegt; in religiöser Beziehung hängen die meisten dem orthodoxen Glauben an, während in Prag eine ziemlich bedeutende Reformgemeinde mit einem Tempel besteht. Geflissentlich sperrt der Dorfjude in Böhmen sich von der Bevölkerung in socialer Beziehung ab; er versucht auch die Annäherung gar nicht, da er gewiß ist, Abstoßung zu finden, und so befolgt er denn streng die Worte des Talmuds, welche im gebieten, sich rein im Blut und Wesen zu erhalten, bis der Messias ihn zu einem neuen Reiche beruft. Die Isolirung geht in alle gesellschaftlichen Verhältnisse über; in der Faschingszeit z. B. vereinigen sich die Juden auf dem Lande und in den kleinen Städtchen zu höchst exclusiven „israelitischen Bällen", auf denen nur echt orientalisches Blut tanzen darf.

Meiner Ansicht nach gleicht sich das Soll und Haben der Tschechen und Juden aus. Doch sind die Judenhetzen der letzten Jahre noch speciell in das Schuldbuch der Tschechen zu notiren. Wesentlich sind aber auch in Böhmen die Gegensätze zwischen Tschechen und Juden nationaler Natur, der Slave und der Semite stehen einander gegenüber, wobei außerdem zu berücksichtigen und, was als das schlimmste erscheint, der Jude hält zur deutschen Partei. Daher zum Theil die Judenhetzen, daher, was noch schlimmer ist, als diese tschechischen Mordbrennereien, die Vernichtung der Ehre, mindestens nach außen hin. Diese sittliche Verstümmelung zertrümmert die

edleren Beziehungen zu dem Allgemeinen, zum Staate, zur Gesellschaft und die ganze Fülle humaner Empfindung wird dadurch gezwungen, sich auf den innersten Kreis, die Familie, zu beschränken. Es ist kaum möglich, all' die albernen Erdichtungen aufzuführen, die den böhmischen Juden noch heute vom tschechischen Landvolke zum Vorwurfe gemacht werden; auch das alte Osterblutmärchen, die geschlachteten Kinder und entweihten Hostien spielen dabei eine Rolle. Man verspottet die Juden auf alle mögliche Weise, sogar durch einen eigenen Tanz, welcher den Namen Žid, der Jude, führt; durch unfläthige Geberden sollen die Kinder Israel da nachgeahmt werden, und die dazu gesungenen Worte sind nicht minder gemein.

Nach Schlan die alte Jüdin schritt,
Trug den be . . . Juden mit,
Der Jud lacht toll,
Und spuckt sich voll.

Die Jüdin schritt am Dornenplatz
Zerriß sich dort den Untersatz,
Der Jude gar
Das Hosenpaar.*)

Daß unter solchen Umständen an ein politisches Zusammengehen der Juden und Tschechen nicht zu denken war, liegt auf der Hand. Ihre tüchtigsten und besten Männer sind im Gegentheil kräftige Stützen des Deutschthums geworden, oder haben sich auf dem Gebiete deutscher Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Nur aus der neuesten Zeit erwähne ich hier die Dichter Moritz Hartmann und L. A. Frankl, den Musiker Moscheles und den durch seine Reisen und Studien in Persien bekannt gewordenen Arzt Polak. Trotz enormer Anstrengungen ist es den Tschechen nicht gelungen,

*) Waldau: Böhmische Nationaltänze I. S. 32.

die Juden in ihr Lager hinüberzuziehen und dieselben zu Wahlen im tschechischen Sinne zu veranlassen.*)

Als im Jahre 1860 das tschechische Programm aufgestellt wurde, befaßte man sich darin auch mit den Juden. Großmüthig wurde denselben volle Gleichberechtigung zugesichert, wenn sie ihre Bestrebungen der (tschechischen) Nation widmen wollten, im entgegengesetzten Falle jedoch, so heißt es, schreibe nicht einmal das Gesetz Christi vor, daß man die Juden achten solle. Es folgten die Landtagswahlen und als nun für die Prager Judenstadt in David Kuh ein deutscher Kandidat aufgestellt wurde, da erhob sich ein wüstes Getobe der tschechischen Patrioten, man bedrohte die Juden thätlich,

*) Da die Juden in manchen Bezirken bei den Wahlen den Ausschlag geben, so befassen bei jeder neuen Wahl die Tschechen sich speciell mit ihnen. Sehr heftig war die Wahlagitation im September 1869. Damals nannte das tschechische Blatt „Politik" die Juden „liebe mosaische Brüder!" In der tschechischen Zeitschrift „Pokrok" dagegen war damals folgender Aufruf zu lesen: „Nach Pisek und Umgebung! Mitbürger! Es geht das Gerücht, daß unsere Israeliten sich fest an den Regierungscandidaten gegen den nationalen Candidaten halten werden! Nun es sei! Unsere Sache ist es aber, ihnen zu beweisen, daß wir ihre Handlungsweise zu würdigen wissen. Es sind der Mehrzahl nach Handelsleute, die aus dem Schweiße unseres Volkes Gewinn ziehen — verbinden wir uns also mit einem heiligen Eide, vom 24. d. angefangen, bei keinem von ihnen, der sich unterfängt, im Wahlkampfe gegen uns zu stehen, auch nur um einen Kreuzer mehr zu kaufen. Euch wackere Landleute bitten wir, einen solchen Verräther mit Verachtung zu verlassen und sich lieber an patriotische Firmen, deren Ihr in Pisek genug finden werdet, zu wenden. Zeiget ihnen, daß ihr es eigentlich seid, von denen diese Menschenklasse sich bereichert. Verweisen wir sie einzig auf jene Hand voll Deutschthümler, die mögen sie erhalten! Und wenn wir so einmüthig handeln werden, werden wir gewiß diese Spreu aus unserer Gesellschaft schaffen, diesen Blutegel, der nur unser Blut zu saugen versteht — und bei jeder Gelegenheit gegen uns und unsere heiligen Interessen handelt." Der Pokrok ist das Organ Riegers.

schleuderte Brandbriefe gegen sie und schüchterte sie dermaßen ein, daß der deutsche Kandidat nicht die Stimmenmehrheit erhielt, sondern ein indifferenter Geldmann gewählt wurde. Nur ein kleines Vorspiel zu den kommenden Judenhetzen, an die man übrigens in Böhmen von Altersher gewohnt war und die einzuleiten die tschechische Presse sich vorzüglich Mühe gab. Als Dr. Jan Palažky im Jahre 1860 seine „Böhmischen Skizzen" schrieb, sagte er mit nicht zu verkennender Sehergabe: „Man kann nicht behaupten, daß die Juden irgendwo beliebt wären, auch sind sie die ärgsten Feinde alles Nationalen und jeder Bewegung, aus lauter Angst, die Judenhetzen des Jahres 1848 möchten sich nicht unverdienter (!!) Weise im größeren Maßstabe und folgenschwerer wiederholen." Wie gut kannte der Herr seine Tschechen! Freilich später als das Unheil hereingebrochen war und der tschechische Schlammerguß sich nicht mehr bewältigen ließ, da bekreuzigten sich die Führer und sprachen: wir sind unschuldig, das Uebel ist nur ein sociales, es hat mit der Nation nichts zu schaffen. Doch ich will der Reihe nach verfahren.

In der tschechischen Presse war das Wort Žid, Jude, längst zum Schlagworte geworden. Die Narodni listy, der Narod, die Politik, die Humoristicke listy und alle die andern nationalen Blätter brachten in fast jeder Nummer versteckte oder offene Angriffe gegen die Juden. Was sie ihren Lesern als verächtlich und hassenswerth bezeichnen wollten, nannten sie „jüdisch". Es ist von Wichtigkeit, bei der in Rede stehenden Frage auf die Ausdrücke hinzuweisen, mit denen die tschechische Presse die Juden traktirte. Da redete z. B. das in deutscher Sprache geschriebene Tschechenblatt „Politik" von dem „exotischen Stamme", „der bis ins vorige Jahrhundert hinein in Deutschland unter dem Titel der Reichskammerknechte eine schmähliche Duldung genoß," der in Böhmen mit „infamen Lügen", aus „schmutzigen Ursachen" den „nationalen Hader

anstachelt" und sein „schmutziges Ziel" mit dem „erborgten, um nicht zu sagen gestohlenen Ehrenmantel des Deutschthums zu bedecken."

Nachdem die tschechische Presse den ohnehin günstigen Boden noch mehr gedüngt hatte, bedurfte es nur eines Anstoßes, um die Saat zur Entfaltung zu bringen. Diesen Anstoß gab der großartige Přibramer Silberdiebstahl, bei dem einige jüdische Händler als Hehler behilflich gewesen waren, während die That selbst von tschechischen Christen begangen wurde.

Der Silberdiebstahl selbst wirft ein zu grelles Licht auf gewisse böhmische Verhältnisse, als daß wir ihn hier nicht kurz betrachten sollten. Er ist ein eklatantes Beispiel einer tief gehenden Entsittlichung, die sich nicht nur auf Přibram erstreckte, sondern unter verwandten Verhältnissen auch an anderen Orten spielte und spielt. Die ganzen Beamtenverhältnisse waren bis 1866 in Přibram ungesunde; die Regie war eine so weitläufige, daß von einer Werthserzeugung von $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden nur $\frac{1}{2}$ Million als Reingewinn an den Staat und einzelne Kuxinhaber abgeliefert wurde. Als Hauptursache hierfür aber mußte eine großartig betriebene Unterschlagung betrachtet werden, die mit dem niedrigsten Pochjungen begann und in höheren Kreisen erst aufhörte. Die Untersuchung stellte heraus, daß nicht nur Silber und Silbererz in natura von hoch und gering gestohlen wurde, sondern daß durch die ganze Verwaltung hindurch eine bedenkliche Fäulniß sich hindurchzog. Arbeiter, die längst verstorben waren, wurden im gemeinschaftlichen Verständniß der Betheiligten in den Registern als lebend weiter geführt, der Lohn aber von den Betrügern eingestrichen. Daß für einzelne Bergleute monatlich fünf oder sechs Schichten mehr verrechnet wurden, als sie gethan, verstand sich von selbst; und wie die Bergleute wanderten auch Zimmerleute, Tischler, Schlosser, Maurer dieselbe schlüpfrige Bahn. Material wurde, selbst wenn es noch gut war, als unbrauch-

bar bei Seite geschafft, oder erschien doppelt in Rechnung. Die Beamten hielten sich Diener, Gärtner, Kutscher, die sie keinen Kreuzer kosteten, die als Bergleute in den Registern verrechnet wurden. Nur wer dem betreffenden Beamten zahlte, durfte Lieferungen für die Werke machen. Darunter litt natürlich die Qualität der gelieferten Waare oder der Preis wurde auf Kosten des Staats erhöht. Das alles war aber nur möglich bei allgemeiner sittlicher Fäulniß, wenn Jeder über das Thun und Treiben des andern ein Auge zudrückte. Es war im kleinen derselbe Schmutz, wie 1859 in Wien in der berüchtigten Affaire Richter-Eynatten-Bruck im großen. Leben und leben lassen, hieß es da. Wer ja einmal sich aufbäumte, wem das Gewissen schlug, wer nicht mit in das unsaubere Horn blasen wollte, den wußte man zu beseitigen. Auch die Revisoren fanden alles in trefflicher Ordnung. Am empfindlichsten war der Schaden, welcher direkt durch Diebstahl in der Schmelzhütte an dem hergestellten Silber verursacht wurde. Hier wirkte ein Rattenkönig von Dieben zusammen, und das gestohlene Gut nahmen jüdische Händler und Hehler in Empfang, die es über die Grenze transportirten. Eine solche Ladung Přibramer Silbers im Betrag von 6000 Gulden wurde in Bodenbach an der Grenze angehalten, und nun kam die ganze saubere Geschichte — die doch längst bekannt war — an das Tageslicht. Die Untersuchung enthüllte eine grauenvolle Demoralisation unter Beamten und Arbeitern, sie zeigte auch, daß in den letzten zwanzig Jahren mindestens für 3 Millionen Gulden Werth unterschlagen und gestohlen worden war!

Juden waren bei der Sache betheiligt gewesen, und das genügte, um gegen diese die schönste Hetze loszulassen. Wir wissen ja, wie gut für eine solche der Boden in Böhmen, zumal durch die tschechische Presse vorbereitet war. Nirgends aber entstand eine größere Aufregung als unter der armseligen Bevölkerung auf den kurfürstlich

hessischen Domänen zwischen Prag und Pilsen, wo elende Nagelschmiede kümmerlich ihr Dasein fristen und vollständig in den Händen der jüdischen Händler waren, die sie sicher aussaugten, von denen sie nicht nur das Material zu ihrer Arbeit, die Werkzeuge, sondern Brot und Mehl, Kartoffeln und Salz, ja die Kleider bezogen, denen sie gleichsam mit Haut und Haar verpfändet waren. Die Juden hatten sich vom Schweiße dieser armseligen Bevölkerung gemästet, die Juden hatten die Hehler in Přibram gemacht. Die Aufregung wuchs mehr und mehr.

Das Spottwort Stříbro (Silber) wurde den Juden auf Schritt und Tritt nachgerufen und als in dem kleinen Städtchen Hostomitz an der Litawa im Prager Kreise ein unbedeutender Zank zwischen einem jüdischen Händler und einem Nagelschmied entstand, da war der Anlaß gegeben, die wilde Furie über die Juden loszulassen. Hostomitz, Hořowitz, Tmaň, Suchomast, Beraun, Praskoles, Lochowitz, Pilsen, Wosow, Mauth, Cerhowitz und namentlich Schüttenhofen erlebten nach und nach größere oder geringere Judenverfolgungen, bei denen für hunderttausende von Gulden Werth zerstört und das Leben vieler Israeliten bedroht wurde. Viele Häuser wurden gänzlich ausgeplündert, die Synagogen geschändet, die Frauen und Kinder der Juden geprügelt und nach Herzenslust gestohlen, bis die bewaffnete Macht dem Treiben, nicht ohne Blutvergießen, ein Ende machte. Das waren die Judenhetzen im Februar und März 1866, welche durch die Publicirung des Standrechtes im Prager, Pilsener, Pisecker und Taborer Kreise erst ihren Abschluß erlangten, mažte Židi, Haut die Juden, und Stříbro, das waren die Schlagworte, unter denen sich der tschechische Pöbel zusammenfand, den, was wenigstens die Hostomitzer Gegend betrifft, ein Bericht an die Prager Handelskammer im Jahre 1865 folgendermaßen schildert, als „eine vollständig demoralisirte, verarmte, an Geist und Körper kranke Menschenclasse,

der man an die Stirn geschrieben liest, daß ihre Uhr bald abgelaufen ist."

Die böhmischen Juden sind keineswegs davor sicher, daß auch in der Zukunft sich dieselben Scenen wiederholen werden und je mehr die Tschechen in Böhmen ans Ruder gelangen, desto mehr wird die Stellung der Juden eine ungemüthliche, ja gefahrvolle werden. So wie die Leute ein wenig Luft bekommen, wenden sie sich gegen ihr beliebtes Hetzwild. Der tschechische Pöbel in Hořowitz und Rakonitz hat die Zeit während der preußischen Besetzung Böhmens im Juli 1866 nicht besser zu verwerthen gewußt, als daß er sich aufs neue seinem lieben Privatvergnügen, den Judenhetzen, hingab.

Die Beweggründe, welche das tschechische Landvolk zu den Judenhetzen trieben, die Ansichten, welche gebildete Tschechen darüber hatten, wie sie dabei eher Oel ins Feuer gossen, als löschten, erkennen wir am besten, wenn wir den Prozeßverhandlungen, die im Oktober und Dezember 1866 in Pilsen und Prag geführt wurden, folgen. Die Aussage des Kaplans Vilim aus Bezdeditz vor dem Prager Gericht ist zu charakteristisch, als daß wir sie hier übergehen dürften. Er berichtet: „Ich ging Montags früh nach Hostomitz, auf dem Wege kam mir viel Volk aus Hostomitz entgegen. Die erregten Massen riefen mir zu: „Die Himmel stehen offen" („nebesa jsou otevřena"); ich frage nach der Bedeutung dieser Worte, und man erwidert mir: „Auf die Juden gehts los." Ich verdopple meine Schritte und eile nach Hostomitz. In der Stadt sammeln sich Menschenhaufen, die alle dem Hause des Israeliten Brunner zuströmen. Ich wollte wissen, was es gäbe und suchte die Gemeinderäthe auf, fand aber keinen zu Hause. Ich kehrte nach Bezdeditz zurück, und kam dann mit dem Pfarrer selbst wieder in die Stadt, um zu versuchen, ob die Wiederherstellung der Ordnung gelänge. Wir treten ins Rathhaus, der Israelite Lövitus folgt uns dahin todtenbleich und

am ganzen Leibe zitternd. Er bittet jammernd, man solle ihm Weib und Kinder retten, und bei der Menge Schonung ihres Lebens erwirken. Er ruft händeringend: „Nehmt unser ganzes Vermögen, aber laßt uns am Leben.“ Wir gingen nun in Begleitung einiger Bürger unter die Menge. Dieselbe hatte sich vor dem Hause Brunner's angesammelt. Die Fensterscheiben und Rahmen waren ausgebrochen, die Läden zertrümmert, auf die von innen verrammelte Hausthüre folgte Schlag auf Schlag, und sie begann bereits zu weichen; da redete der Pfarrer die Menge an mit den Worten: „Erzählt mir, wodurch Euch der Jude gekränkt hat. Ihr sollt Unterstützung und väterlichen Rath bei mir finden.“ — „O seht, ehrwürdiger Herr!“ rief Einer aus der Menge, „wie uns der Jude bestiehlt. Tag und Nacht sind wir nun seit zehn Wochen für ihn thätig, und jetzt will er uns einen Gulden vom Lohne abreißen.“ Ein Zweiter meinte: „Ein Brief aus Hluboſch ist dem Bürgermeister zugekommen, in dem heißt es, daß es mit den Juden zu Ende geht, und daß man uns aus ihren Händen befreien wird.“ — „Und wissen Sie wohl Hochwürden,“ schrie ein Dritter, „daß der Jude hier Christenblut vergossen hat, und es jetzt büßen wird?“ Dem muß ich beifügen, daß wirklich ein Christenknabe blutend das Haus Brunner's verlassen hat, und daß sich Brunner immer ausnehmend hart und stolz den armen Leuten gegenüber benommen hat. Er ließ sich „gnädiger Herr“ heißen, und sich und seiner Frau die Hand küssen. Vor ungefähr zwölf Jahren ist er ohne Vermögen nach Hostomitz gekommen und hat sich dort bereichert. Diese Umstände sind im Munde aller Einwohner der Stadt. Die Volksmenge rief: „diesem Elenden sollen wir dienen! Wir sind Sklaven in den Händen des verruchten Juden, er nährt sich von unserem Blute, indem wir ihm umsonst arbeiten; „umsonst, umsonst, umsonst,“ tönte es im Chorus wieder. Darauf sagte ihnen der Pfarrer: „Ihr habt jetzt Euern Zorn

an dem Juden ausgelassen, geht nun nach Hause, Ihr könntet sonst in schlimme Verwicklungen kommen. Morgen früh aber kommt aufs Rathhaus, dort wird Euch der Jude Euren vollen Lohn auszahlen und sich schriftlich verpflichten müssen, Euch einen der Arbeit entsprechenden Lohn zu zahlen." — „Das wäre uns ganz recht, rief einer, aber versprecht uns auch, daß wir wegen des Juden nicht in Strafe kommen. Wird einer unser Christenbrüder eingesperrt, so reißen wir das Rathhaus zusammen." Der Pfarrer antwortete: „Ich will bei Gericht für Euch sprechen;" aber einer aus der Menge rief: „Nichts da, glaubt dem Pfarrer kein Wort," worauf das Volk mit aller Macht auf das Haus losstürmt. Einigen Bürgern war es mittlerweile gelungen, die Familie des Brunner in Sicherheit zu bringen. Ich sah ein, daß unsere Anwesenheit zu keinem Ziele führe und eilte daher zur Frau Bürgermeisterin, um diese zu beruhigen, denn ihr Gatte war als Landtagsabgeordneter in Prag, und sie mit den Kindern ohne allen Schutz im Hause. Bald folgte mir auch der Pfarrer dahin. Was weiter vorgegangen ist, kann ich nicht mehr sagen. Ich besorgte am anderen Tage den Gottesdienst, allein der Lärm drang von der Gasse aus in die Kirche, so daß ich dieselbe verlassen mußte. Draußen sah ich, wie der Volkshaufe sich gegen Bezdeditz zu wälzte. An der Spitze des Haufens fuhr ein Wagen, auf demselben stand ein Mann, dem die Menge „General Radetzky" zujohlte. Ich begab mich ebenfalls nach Bezdeditz und sah dort den Excedenten von der Ferne zu. Und jetzt erlaube ich mir noch für die armen Verirrten ein Wort einzulegen. Sie sind unglücklich, ihr Haß gegen die Juden wurde durch die Silber-Defraudationen in Přibram, wie durch das Benehmen Brunner's noch genährt, ich bitte also um ein mildes und nachsichtiges Verfahren mit den Unglücklichen."

Die Spaltung zwischen Juden und Tschechen schreitet nur fort;

der Riß scheint unheilbar und die Gegensätze werden bleiben. Wenn die Tschechen von den unter ihnen lebenden Juden verlangen, daß sie mit ihnen in nationaler Beziehung gehen sollen, so vermögen wir dieses ihnen nicht zu verdenken. Aber der Jude findet auf deutscher Seite in jeder Beziehung besser seine Rechnung und wird in jenem zweisprachigen Lande wohl das Recht haben zu wählen, auf welche Seite er sich stellen will. Den Deutschen ist er sicher ein schätzbarer Bundesgenosse und diese haben alle Ursache sich mit ihm gut zu stellen. Möchten auch die letzten Unterschiede fallen, möchten die Juden selbst dahin streben völlig aufzugehen in der Nation, welcher geistig sie sich am nächsten verwandt fühlen, möchten sie nun ihrerseits die Absperrung fallen lassen, die sich bei ihnen im Streben nach „Erhaltung des Judenthums" zusammenfaßt. Der Ausgleich, die völlige Versöhnung ist nur möglich auf dem Wege der Blutvermischung.

Der Adel und seine Herrschaften.

Wechselvoller ist die Geschichte kaum irgend eines Adels gewesen, als die des böhmischen. Bald national mit dem Volke gehend, bald gegen dasselbe auftretend, bald sich germanisirend, bald sich tschechisirend, fast ganz als nationaler Adel untergehend und durch fremde Geschlechter ersetzt, hat Böhmens Adel stets einen bedeutenden Einfluß auf das Land genommen, dabei jedoch im Wesentlichen und großen Ganzen immer nur das eigene Interesse im Auge gehabt. Während in Großbritannien aus sächsischem und normännischem Adel allmählich eine einige starke Aristokratie mit specifischem Gepräge erwuchs, kam der böhmische Adel nicht aus den nationalen Gegensätzen heraus und schwankte zwischen deutschen und tschechischen Interessen, je nachdem diese oder jene Richtung die Oberhand hatte, und es den Herren ersprießlich schien, deutsch oder tschechisch zu sein.

Zum ersten Male germanisirte sich der tschechische Adel im Anfang des 13. Jahrhunderts, als Wenzel I. (1230—1253) auf dem Throne saß. Nach deutschem Beispiele begannen die tschechischen Herren ihren Burgen deutsche Namen zu geben, die sie dann als Familiennamen auf ihre Nachkommen vererbten. So entstanden um diese Zeit die Herren von Rosenberg, Riesenburg, Lichtenburg; später die von Schwamberg, Riesenberg, Waldek, Wartenberg, Waldstein, Falkenstein, Landstein, Hasenburg, Talmberg, Gutenstein, Riechenburg u. s. w. Klingenberg, am Zusammenflusse der Moldau und Wotawa, kommt urkundlich 1229 zuerst mit dem tschechischen Namen

Zvikov vor. Doch als es Krongut und Jagdschloß Wenzel I. wurde, tritt bereits 1250 der deutsche Namen Klingenberg auf. Dasselbe ist mit Sternberg an der Sazawa der Fall, wo das alte noch jetzt blühende Geschlecht der Sternberge saß, das den achteckigen goldenen Stern auf blauem Grunde im Wappen führt. Ihr ursprünglicher tschechischer Name ist Diwisch und in ununterbrochener Reihe vermögen sie ihren Stammbaum bis zum Jahre 1218 auf Diwisch von Diwischow (in der Kaurimer Župe) zurückzuführen. Böhmens mächtigstes Geschlecht waren die Witkowitz mit dem Wappen der fünfblättrigen Rose, welche in die zwei Stämme der Neuhaus (nova domus) und Rosenberg zerfielen. Mit Peter Wok von Rosenberg starb im Beginnen des 17. Jahrhunderts dies alte Adelsgeschlecht aus, das namentlich um der „weißen Frau" willen berühmt wurde, die aus ihrem Geschlechte stammte. Es war die 1424 geborene Perchta von Rosenberg, die unglückliche Gemahlin Johanns von Liechtenstein. So läßt sich bei den meisten altböhmischen Adelsfamilien eine Germanisirung des Namens nachweisen. Diese Umänderung konnte um so leichter vor sich gehen, als die alttschechischen Familien überhaupt keine erblichen Zunamen ursprünglich führten, dagegen waren in jeder gewisse Vornamen beliebt, welche bei mehreren Generationen immer wieder kehren. So bei den Tschernin (Černin) Držislav, bei den Rosenbergen Vok und Vitek, bei den Sternbergen Zdislav und Jaroslaw. Die Waldsteine, zu denen der berühmteste Feldherr des dreißigjährigen Krieges, Albrecht Wallenstein, gehört, kommen zuerst (Ende des 12. Jahrhunderts) als Markwartitz im nördlichen Böhmen vor, wo sie der Jungbunzlauer und Tetschener Župe vorstanden.

Zugleich rückte der erste Schub deutscher Adelsgeschlechter in Böhmen ein. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts finden wir bereits das sächsische Geschlecht der Schönburge (tschechisch Šumburk) im

Egerthale angesessen. Hintereinander erwarben sie Pirschenstein (1343), Hassenstein (1350), Trautenau (1470) und tragen nicht wenig zur Germanisirung der Gegend bei. Zu ihnen gesellen sich die Herren von Dohna, Seeberg, Biberstein (welche die Bevölkerung um Friedland und Reichenberg ansiedeln); später die Reuß von Plauen, Kolditz, Lobdeburg, Illburg, Turgau und Harbeck. Ihnen strebte der heimische tschechische Adel in Sitten und Gebräuchen nach, und bediente sich der deutschen Sprache im Privatverkehr und zu Urkunden. Schon 1300 stellt Heinrich von Rosenberg eine deutsche Urkunde aus. Auf Schloß Neuhaus finden wir Malereien aus dem Jahre 1338 mit deutschen Inschriften, und Klingenberg zeigt einen ornamentirten Backsteinfußboden mit deutschen Sprüchlein, z. B. bei einem Löwen: Leb. pin. ich. kenant. mich. treit. der. conenc. von pehemlant. (Aus der nachotokarischen Zeit.) Wenn nun auch dieser Adel sich germanisirte, deutsch sprach und deutsch sich kleidete, so trat er doch feindlich gegen das deutsche Element des Landes auf, gegen den Bürger, welchen die Könige in das Land berufen hatten und deren wachsende Macht, deren Reichthum und Ansehen er mit scheelen Blicken betrachtete. Feudale Standesinteressen gaben den Ausschlag und so sehen wir den Adel des 13. Jahrhunderts schon dieselbe Politik in Böhmen befolgen, wie jenen des neunzehnten. Hier selbstsüchtige Barone und tschechische Bauern — dort freie deutsche Bürger und die Herrscher des Landes. Oft zogen die Junker plündernd und zerstörend gegen die deutschen Städter, wie im Reiche auch, und der Sieg schwankte herüber, hinüber, wenn auch die Landesherren, zumal jene aus dem echt tschechischen Geschlechte der Přemysliden, auf Seiten der Städter standen. Verdrängung der verhaßten Bürger aus ihren Rechten, ausschließliche Besetzung der höchsten Landesämter durch Barone und Beschränkung der Krone, das war das Streben der böhmischen Junker und das ist es noch heute.

Mit der nationalen Revolution des fünfzehnten Jahrhunderts sehen wir auch einen Umschwung in der Nationalität des böhmischen Adels eintreten. Das Deutsche wurde wieder abgeworfen und der Adel ging mit dem Volke. Žižka war ein tschechischer Adliger und aus dem Geschlechte der Kunstate entsproß der nationalste und thatkräftigste König Böhmens, Georg von Podjebrad. Auch die eingewanderten Adelsfamilien tschechisirten sich; so die Herren von Schlick, von Stampach, Dohna, Zedlitz, Schönfeld u. a. Aus der hussitischen Revolution zog der Adel nach Herstellung des Friedens allein Nutzen. Die königliche Gewalt war geschwächt, die deutschen Städte waren durch die hussitischen Mordbrenner tschechisirt worden, ein freier Bürgerstand existirte nicht mehr und so konnten denn die Barone die reinste feudale Aristokratie aufbauen. Alle Landeswürden und hohe Stellen waren in ihrer Hand, sie gaben allein Gesetze und das stets im deutschfeindlichen Sinne. Wie es mit der Sittlichkeit jenes böhmischen Adels im fünfzehnten Jahrhundert bestellt war, darüber hat uns der Moralprediger Peter Cheltschitzky (geboren 1390) ein interessantes Spiegelbild hinterlassen. Der Mann, welcher der tschechische Abraham a Sancta Clara genannt werden kann, schreibt von den Adligen: „Alles schlimme scheuen und fliehen sie und streben nur nach Wohlleben. Sie wollen sich keiner schweren Arbeit unterziehen, keinen Tadel, keine gewöhnliche Behandlung ertragen, sich zu Niemandem herablassen, Niemandem Dienste leisten, sondern nur ein freies, müheloses, leichtes, angenehmes Leben führen und nett und zierlich, in schönen, vom Teufel selbst ersonnenen höfischen Trachten, in theuren prachtvollen Kleidern gleich Göttern und Göttinen voll Glanz und Herrlichkeit einherstolzieren. Sie lieben auch reichbesetzte Tafeln und schmucke, weiche Lager, begehren süß und schmeichlerisch mit dem Titel: „Geruhen Euer Gnaden“ angesprochen zu werden und möchten nur immer die Zeit in warmen Bädern mit Waschen

und Putzen hinbringen zur Last für ihre Diener. Nur durch die Leiden und den Schweiß ihrer Knechte und Tröpfe, wie sie heißen, könnten sie solch' Wohlleben erzielen."

„Es ziemt sich nicht für Euch, fährt Chelčitzky fort, den ganzen Tag nichts zu thun, zu sitzen, herumzuschlendern, Schach, Dame, Karte zu spielen, lange zu schlafen, Unzucht zu treiben gleich dem Viehe, Euch fortwährend vollzustopfen und Wein und Bier wie in Fässer, in Euch hineinzuschütten und niemals nüchtern zu sein. Es ziemt sich auch nicht für Euch, die armen Leute zu schinden, sie mit Frohnden, Jagden, zugemutheten Nachtwachen zu plagen und mit anderen Lasten zu drücken." — „Sprich nicht von Mitleid mit den Armen, heißt es an einer andern Stelle, sie haben es mehr mit den Hunden als mit den Armen. Daran haben sie genug, Windhunde, Spürhunde, Leithunde und füttern sie reichlich mit Brot. Auch haarige Hündchen haben sie und legen sie auf Polster neben sich, tragen sie in Bäder, waschen sie, kämmen sie, kaufen und kochen ihnen Fleisch. Der arme Lazarus aber hat keinen Zutritt zu ihrem Tisch, denn er könnte übel riechen."

Die große Katastrophe ereilte den böhmischen Adel im Jahre 1620 nach der Weißenberger Schlacht, in welcher er das Schicksal des Volkes redlich theilte. Unter Führung eines deutschen, erst seit Kurzem in Böhmen ansässigen Adligen, des Grafen Heinrich Mathias von Thurn, hatte der Adel allerdings wesentlich jenen Fall Böhmens herbeigeführt. Von je neigte der tschechische Adel zu rohen Gewaltthätigkeiten, mehr als der Adel anderer Länder, wie dies überhaupt in der Art des slavischen Adels lag, der selbst solche Dinge besorgte, die man anderwärts den Knappen überließ. Man kennt die Scenen aus den polnischen Reichstagen und die Verschwörungen und Mordthaten des russischen Adels gegen die Kaiser. Eine schöne Zeit das, als die rohen Burschen überall mit dem Schwert drein fuhren, aber

eine Zeit, die dem tschechischen Historiographen Palacky, ganz nach dem Sinne ist, wäre es auch nur, um sich wissenschaftlicher Gegner durch jene Buschklepper zu entledigen. Hetzt doch der „Vater der Nation", der Schleppträger des heutigen böhmischen Adels, der Erfinder des deutschen Räuber- oder Raubvolks folgendermaßen: „Gäb' es noch einen Repräsentanten des alten böhmischen Adels unter uns, er würde keinen Augenblick zögern, Herrn Höfler zur Verantwortung zu ziehen, nicht nur vor der oft irre geführten öffentlichen Meinung, sondern auch noch vor anderem Gerichte." Welch prächtiger Geschichtsschreiber, der die Entscheidung über wissenschaftliche Dinge in die Hände von Raubrittern legt! Ein Lobkowitz und ein Kinsky waren es, die am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Räthe Martinitz und Slavata aus den Fenstern der Burg auf dem Hradschin höchsteigenhändig „auf alttschechisch" (po staročesku) hinausstürzten und es war wohl nicht mehr als recht und billig, daß der Adel nach dem Sturze des Winterkönigs auch die Leiden Böhmens theilte. Damals sollen 1088 Geschlechter vertrieben worden sein und der zweite große deutsche Adelsschub fand nach Böhmen statt. Die confiscirten Güter geriethen in andere, der kaiserlichen Partei freundliche Hände. So erhielt Wallenstein, der, wenngleich ein Böhme, doch in der Schlacht am weißen Berge auf Seiten der Kaiserlichen focht, allein sechzig Herrschaften um einen Spottpreis. Die Gallas, Trautmannsdorf, Thun, Hoißenstein, Goltsch, Lichtenstein, Aldringen, Morzin, Dietrichstein, Pötting, Eggenberg, Clam, Schwarzenberg, Oettingen, Auersperg, Windischgrätz, Khevenhiller, Fürstenberg, Thurn und Taxis rückten aus Deutschland nach und nach ein. Aus Frankreich kamen die Desfours, Lamboy, Rohan und Bucquoy. Letztere nahmen die Besitzungen der Schwamberge im südlichen Böhmen mit der Burg Gratzen ein und verfügten noch zu Ende des 17. Jahrhunderts über ihr Erbe in einem Testamente

in französischer Sprache. Auch spanische und italienische Familien siedelten sich an und ertheilten so dem böhmischen Adel im Verein mit den übrig gebliebenen alten Familien, ein sehr kosmopolitisches Gepräge.

Wie und mit welchem Interesse dieser buntscheckige Adel nach Böhmen kam, davon ein Beispiel.

Die Schwarzenberg, aus dem altfränkischen Hause der Seinsheim stammend, haben sich nun auch durchweg bohemisirt und zum Theil gründlich tschechisirt. Freilich, als Johann Adolf von Schwarzenberg im 17. Jahrhunderte seine großen Gütererwerbungen in Böhmen (Wittingau, Frauenberg, Pürglitz, Wildschütz, Kornhaus u. s. w.) machte, da wußte er nur zu gut, welcher Gegensatz zwischen einem echten deutschen Adligen und einem Tschechen bestehe. Von Brüssel aus schrieb er 1652 an den Grafen Leslie: „In denen kaiserl. Erblanden, absunderlich aber in Böhmen, wollte ich mich gerne stabiliren, ich fürchte mich aber für den St. Wencislav, welcher, dem gemeinen Ruf nach, keine Ausländer alldar leiden thut." Die Furcht vor den St. Wencislav ist nun bei den Schwarzenbergen seit langem verschwunden, im Gegentheil, sie gehören zu den eifrigsten Verehrern und Anhängern des Landespatrons. Das materielle Interesse hat dabei seine große Rolle gespielt, denn von Anfang an haben die Schwarzenberge auf die Ausnützung der böhmischen Güter scharf ihr Augenmerk gerichtet gehabt. Der Erwerber derselben, jener Johann Adolf, äußerte sich im Jahre 1663: „In Franken ist das Stammhaus, die Reichs-Immediätät und der äußerliche Schein einer immaginirten Grandezza, in Böhmen ist die Nutzbarkeit, in Oesterreich eine mehrere Satisfaction." (Berger, das Fürstenhaus Schwarzenberg II. 41). Mit Bezug auf Grundbesitz sind die Schwarzenberge nun die Ersten in Böhmen, ihre Hausmacht daselbst umfaßt 297,000 österreichische Joch, was ungefähr einem

Flächeninhalt von 29 1/2 Quadratmeilen und dem dreißigsten Theile des Flächenraumes von ganz Böhmen gleichkommt, oder, um den Vergleich noch schlagender zu machen, der fürstlich schwarzenbergische Besitzstand in Böhmen ist noch um fünf Quadratmeilen größer als das souveräne Herzogthum Gotha. Er zerfällt indessen in eine große, obere Herrschaft, die sich, im vollen Zusammenhange, mitten vom Böhmerwalde und den Grenzen Bayerns, Ober- und Niederösterreichs, weit ins Flachland hinein erstreckt, und eine kleine, untere Herrschaft in den fruchtbarsten Gegenden des Leitmeritzer und Saazer Kreises. Die bedeutenste Domäne der Schwarzenberge in Böhmen ist Krummau, von der sie den Herzogstitel führen.

Von Interesse am Lande und Volke konnte natürlicherweise bei diesem buntscheckigen zusammengelaufenen Adel anfangs nicht viel die Rede sein. Er war dem Kaiserhaus gegenüber treu gesinnt und vertrat sonst in den Ständen wie stets und wie heute nur sein eigenes Heil. Die Zahl der erhaltenen alten, mit der Geschichte des Landes verwachsenen Familien blieb nur eine geringe; in ihrer Hand ist jetzt noch nicht einmal der dritte Theil des adligen Grundbesitzes. Zu ihnen gehören die Kaunitz, Kolowrat, Tschernin, Sternberge, Lobkowitz, Waldstein, Wratislaw, Dobřensky, Wrbna, Harrach, Chanowsky, Kinsky u. a. Diese Adligen redeten unter sich nur deutsch, italienisch oder französisch und selten fand man einen, der die tschechische Sprache verstand. Prag war längst nicht mehr ihr Ziel, dort verfielen ihre Paläste und in Wien erblicken wir die Kaunitze, Lobkowitze u. s. w. als Stützen der Habsburger Politik.

Leise Anklänge und Sympathien für das Tschechenthum zeigen sich bereits wieder zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als auf den Haustheatern des Prager Adels einige tschechische Singspiele aufgeführt wurden. Graf Franz Kinsky trat 1774 in der Schrift „Erinnerungen eines Böhmen über einen wichtigen Gegenstand" für

die Pflege der tschechischen Sprache und gegen die Germanisirung der Schulen auf, und der berühmte Naturforscher Graf Kaspar von Sternberg gründete im Verein mit dem Grafen Franz Kolowrat-Liebsteinsky im Jahre 1820 das böhmische Nationalmuseum, das allmählich zu einer rein tschechischen Anstalt wurde.

Schon 1848 hatten wieder einige Adlige sich zu der tschechischen Partei geschlagen, doch im allgemeinen spielte der böhmische Adel bis zum Jahre 1860 im politischen Leben eine weniger bedeutende Rolle. Erst seit jener Zeit ist er im Wiener Reichsrathe und im böhmischen Landtage als ein wichtiger und maßgebender Factor aufgetreten. In nationaler und politischer Beziehung trat jetzt unter ihm eine Spaltung ein und während die Minderzahl, ihrer deutschen Abstammung eingedenk, zur deutschen Partei hielt, trat ein großer Theil des Adels deutscher Abstammung in ein offenes Bündniß mit den Tschechen und schädigte das Deutschthum durch seine Haltung im Landtage vielfach auf die empfindlichste Weise, nur im Interesse der feudalen Standesinteressen, denen sich die Tschechen in freiheitsfeindlicher Weise gefällig und günstig erwiesen. Das Compagniegeschäft mit der feudalen Adelspartei charakterisirt die Tschechen jedenfalls am besten, denn gegenüber jenen Herren, mit denen sie durch dünn und dick gehen, sind sie in einen argen Servilismus verfallen. Naše šlechta, unser Adel, so apostrophirt man jetzt die Adligen aus deutschem Blute, welche mit den Tschechen Haus halten. Schon im tschechischen Programm von 1860 heißt es: „Politische Privilegien auf Grundlage der bloßen Geburt können dem Adel niemals zuerkannt werden; aber wenn der Adel seine Thätigkeit der Verherrlichung der Nation widmen will, dann sollen seine Söhne als die ersten Söhne der Nation anerkannt werden und sie sollen die Führung erhalten.“

Solche aus deutschen Geschlechtern stammende Adlige, deren Vorfahren in der Geschichte unseres Volkes vielfach mit Ruhm ge-

nannt werden, und die jetzt im antideutschen Sinne in Böhmen vorgehen, bilden nun die Majorität des böhmischen Adels.*)

Sind auch Macht und Einfluß des grundbesitzenden Adels in Böhmen größer als in Deutschland, so ist der „Kavalier" doch weit entfernt die große Rolle einzunehmen, welche der begüterte englische oder ungarische Aristokrat spielt. Mit Ausnahme von einem halben Dutzend Wortführern findet man unter den hohen Herren keine Talente und der hohe Posten unter den Staatsstellen, die Virilstimme im Reichsrathe, decken Armuth an Kenntnissen keineswegs zu. Manche Großgrundbesitzer Böhmens benutzen jedoch ihre Stellung und ihren Reichthum zur Unterstützung der Künste und Wissenschaften, sowie zur Förderung gemeinnütziger Werke und erhöhen dadurch den Glanz ihrer Geschlechter. Ein eigentlicher Zusammenhang mit dem Volke findet bei dem böhmischen Adel nur ausnahmsweise statt; sein Ver-

*) Die Grafen Thun zeichnen sich ganz besonders als eifrige Tschechen aus. Graf Leo Thun, ein Helfershelfer am Concordat, war früher ein eifriger Germanisator in Böhmen und spielt jetzt den Tschechen! Wo diese Adligen Schulpatrone sind, begünstigen sie die Anstellung tschechischer Lehrer in deutschen Schulen. Wie Hohn klingt es dann, wenn ein solcher Adliger noch die Stirn hat sich als „Deutscher" aufzuspielen, wie z. B. der von feudalen Großgrundbesitzern in den böhmischen Landtag geschickte Graf Kurt von Zedtwitz, zu behaupten wagte: „auch er sei ein Deutscher, kenne die Deutschen und wisse, daß sie mit der Erklärung ihrer (verfassungstreuen) Vertreter nicht übereinstimmten." Der Mann mußte sich von den Vorstehern sämmtlicher Gemeinden, die in seinem Dominialbesitz liegen, sagen lassen: „Wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß Herr Kurt Graf Zedtwitz den besten Willen und große Fähigkeit besitzt, seine eigenen Standesinteressen zu wahren; daß er jedoch die Interessen des Volks im allgemeinen und speciell unsere deutschen Interessen zu vertreten und zu vertheidigen auch nur Willens sei, ist uns nicht im entferntesten in den Sinn gekommen." Aehnlich erging es 1866 dem Grafen Franz Thun, der als Abgeordneter des deutschen Wahlbezirks Tetschen-Bensen-Böhmisch-Kamnitz mit den Tschechen stimmte.

halten ist im Großen und Ganzen höchst exclusiv und eine ganz außerordentliche hohe Meinung vom „blauen Blute" und „höherer Organisation" wird in sehr vielen Kavalieren wach, die häufig durch die kriechende Ergebenheit der ehemaligen, noch jetzt ganz von ihnen abhängigen „Unterthanen" noch vermehrt wird. Dazu trägt auch die Sprache wesentlich mit bei. Ordentlich deutsch lernen manche der Herren gar nicht; sie begnügen sich mit dem Wiener Jargon, wenn sie überhaupt in die unangenehme Lage versetzt werden, deutsch zu sprechen. Unter sich redet man viel französisch. Die Kinder werden oft von französischen Hofmeistern und Gouvernanten erzogen, damit sie frühzeitig der allein seligmachenden Sprache mächtig werden. Bei den Knaben vollendet die militairische Carrière gewöhnlich die höhere Bildung. Was das Tschechische betrifft, so ist dasselbe neuerdings in Mode gekommen. Da man jedoch diese Sprache, von der man in der Jugend nur wenige Brocken erlernte, nicht so leicht in den Kopf bekommt, so begnügt man sich damit im Landtage bei den Abstimmungen mit ne (nein) und ano (ja) zu antworten, oder der Kavalier redet seine Bauern wohlwollend tschechisch mit Wiener Accent an, so daß diese schließlich nicht verstehen, was der Herr gewollt hat. Aber die Kinder lernen jetzt tschechisch und werden dadurch einer vierten Sprache kundig, doch keiner recht mächtig. Der ganze Zuschnitt wird gerne auf das Aeußere gestellt und schon der hohe Rang, die alte Abkunft, der enorme Reichthum befähigt den Kavalier, das Protectorat einer milden oder wissenschaftlichen Stiftung zu übernehmen, wo er dann als Sachkenner glänzt. Der Ankauf einiger Oelgemälde und einiger Bücher stempelt ihn zum Mäcen. Gegenüber diesem Durchschnittsgut ragen mehrere böhmische Kavaliere durch gediegene, allseitige Bildung, humanes Wesen und charaktervolle Gesinnung leuchtend aus der dunklen Masse hervor. Den von Seiten der Tschechen gemachten Vorwurf, daß der böhmische Adel das nationale Element vernachlässige, hat der

größere Theil nun wenigstens äußerlich beseitigt; auf wie lange wird sich zeigen, da man mit der Geschichte des böhmischen Adels vor Augen auf keine dauernde politische oder nationale Haltung desselben rechnen kann. Ob die andern Vorwürfe, welche ihm ein national-gesinnter Tscheche*) machte, auch schon entkräftet sind, können wir nicht wissen. Er sagt vom böhmischen Adel: „Auch bemerken seine Beobachter bereits in der jüngeren Generation des Adels den Mangel an jenen vielseitigen Kenntnissen, an jener humanen Urbanität, an jener welt- und staatsmännischen Begabung, an jenem wahrhaft noblen Betragen, welches den Kavalier der guten alten Zeit nicht blos zum gentilhomme, sondern auch zum homme gentil machte, und welches dem Adel den unbestrittenen Vortritt in allen Kreisen verschaffte." In Prag, weniger in Wien, hat der böhmische Kavalier seinen Wohnsitz, aber sein rechtes Leben beginnt erst draußen auf der Herrschaft.

Es ist wirklich überraschend, welch' ungeheurer Grundbesitz noch in der Hand des böhmischen Adels liegt. Der gesammte land- und lehentäfliche Besitz in Böhmen umfaßt 1269 Besitzstände mit einem Flächenmaß von 5,058,088 Joch, d. h. mehr als ein Drittel des ganzen Landes. Die durchschnittliche Größe eines Besitzstandes beträgt 2816 Joch, die größte ist die Schwarzenberg'sche Herrschaft Krummau mit $8^6/_{10}$ Quadratmeilen; das ist mehr als Reuß älterer Linie, mehr als Schaumburg-Lippe und fast so viel wie das Herzogthum Koburg. Und der ganze große Besitz in der Hand eines Herrn, dem jeder Zoll Grund und Boden gehört! Der größere Theil der Waldfläche Böhmens ist bei den landtäflichen Besitzern, während die dem Feldbau gewidmete Bodenfläche zum größeren Theil nicht landtäflicher Besitz ist. Fragen wir nun nach dem Bodenwerth, so stellt

*) Böhmische Skizzen von Dr. J. Palacky. Leitomischl 1860. p. 49.

sich die niederschlagende Thatsache heraus, daß er beim Großgrundbesitz weit niedriger als beim Kleingrundbesitz ist, so daß beim erstern der Preis eines Jochs productiven Bodens nur 178 fl., beim zweiten dagegen 353 fl. beträgt. Damit in Zusammenhang steht die Grundsteuer; von dieser, deren Gesammtsumme beinahe 14 Millionen Gulden beträgt, zahlt der land- und lehentäfliche Besitz nur 29 Proc. oder 4 Millionen Gulden. Es zahlt somit ein Joch productiven Bodens des land- und lehentäflichen Besitzes an Grundsteuer 1 fl. 39 kr., ein Joch des nicht landtäflichen Besitzes aber 1 fl. 70 kr.*) Daß hier ungesunde Verhältnisse vorliegen, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Weit über die Hälfte des landtäflichen Besitzes ist in den Händen von etwa 150 adligen Familien, bei denen sonach das Uebergewicht ist. Ihre Güter sind die größten und zum Theil durch Fideicommiß sicher gestellt.**)

Auf der Domäne ist der Kavalier fast unbeschränkter Alleinherrscher. Freilich sind die Patrimonialgerichte und das Robotten, wie noch manche andere Privilegien aufgehoben, doch bleibt noch immer genug an Machtsphäre für den Kavalier übrig, um sich auf der Herrschaft als „Herr" zu geberden. An den Grenzen der Domäne

*) Näheres in J. Jechel: Statistische Nachweisungen über den land- und lehentäflichen Grundbesitz in Böhmen. Prag. Calve 1868.

**) Die adligen Familien welche mit dem Fideicommißbande behaftete land- oder lehentäfliche Güter in Böhmen besitzen, sind folgende: Der Herzog von Beaufort-Spontin; die Fürsten Clary-Aldringen, Colloredo-Mansfeld, Fürstenberg, Khevenhüller-Metsch, Kinsky, Lamberg, Liechtenstein, Lobkowitz, Löwenstein-Werthheim, Metternich, Rohan, Schaumburg-Lippe, Schwarzenberg, Thurn und Taxis und Windischgrätz; die Grafen Althann, Bouquoi-Longueval, Bubna, Chotek, Tschernin, Harrach, Kaunitz, Kinsky, Kokořowa, Kolowrat-Krakowsky, Khünburg, Mensdorf, Nostiz-Rhinek, Salm-Reifferscheid, Schönborn, Stadion, Sternberg, Thun-Hohenstein, Waldstein, Wallis und Wratislaw-Netolitzky; die Freiherrn von Chanowsky, Kaiserstein, Lanquet, Löwenthal, Reisky und Sternbach.

erheben sich neben den schwarzgelben kaiserlichen Schlagbäumen Schranken in seinen Hausfarben; besucht er die Besitzung, so tönt ihm eine eigene „Hymne" entgegen; jedes Stückchen Feld, jeder Forst liefert die Erträgnisse in seine Kasse. Kurz alles weist auf einen kleinen Staat im Staate hin, an dessen Spitze ein wenig beschränkter Herrscher steht.

Auf diesen großen Gütern beruht die Existenz des böhmischen Adels und er sucht dieselben nach drei Richtungen hin auszubeuten. Einmal durch die Landwirthschaft, dann durch das Forstwesen und endlich durch industrielle Unternehmungen, wie Bier- und Branntweinbrennerei, Zuckerfabriken, Berg- und Hüttenwerke.

Ein Hauptreichthum der Kavaliere liegt noch immer in den Waldungen. Die „böhmischen Wälder" von einst mit ihren Schrecken und Grausen, aber auch mit ihrem unerschöpflich scheinenden Holzvorrath sind freilich geschwunden; trotzdem ist noch über ein Viertel des Landes (260 Quadratmeilen) mit Wald bedeckt und von dieser großen Waldfläche entfallen wieder 200 Quadratmeilen auf den Großgrundbesitz. Um auch hier das nationale Gebiet zu berühren, muß erwähnt werden, daß von Seiten der Tschechen in der Forstwirthschaft bisher gar nichts geleistet wurde. Sie stehen hier rein auf deutschen Füßen und können sich nur unsere Erfolge zu eigen machen. Natürlich waren die technischen Ausdrücke erst noch zu überwinden, was mit vieler Kunst vollbracht wurde. Wie der Bergbau allzeit in Böhmen in wissenschaftlicher Beziehung von den Deutschen abhängig bleiben wird, so auch das Forstwesen. Die erste ausführlichere Forstlehre in tschechischer Sprache erschien im Jahre 1866 (K. Schindler, Beskeré nauky lesnické.)

Sind die Wälder auch meistens eine ergiebige Quelle für den Beutel des Kavaliers, so sind sie diesem doch fast noch lieber als Stätte der großartigen Jagdliebhaberei. Denn die Jagd geht

sehr vielen Kavalieren über alles, die darin so eifrig sind, wie nur jemals ein englischer Lord. Dem edlen Waidwerk scheint die Herrschaft vor allem Andern gewidmet zu sein, und Böhmens Jagden erscheinen als die bedeutendsten Mitteleuropas. In den Wäldern zerstreut, auf hübschen bergigen Punkten, meist an rauschenden Strömen, liegen alte Burgen, die oft erneuert und ausgebessert worden sind, um als Jagdsitz des Kavaliers zu dienen. Büchsenspanner, allerlei Jägersleute, große Koppel der schönsten Jagdhunde umschwärmen das Schloß, dessen Aeußeres und Inneres mit Hirsch- und Rehgeweihen, Büchsen, Hirschfängern, Jagdbildern und ähnlichen Sachen vollgestopft ist. Von Altersher wurden die Jagden in Böhmen vom Adel mit großem Prunk betrieben, und mag der Wildstand jetzt auch etwas abgenommen haben, so ist er doch noch ein sehr bedeutender. So weit die Jagdleidenschaft Privatvergnügen ist und nicht zum Schaden anderer gereicht, kann man sich jedes Urtheils enthalten. Da mag es einerlei sein, ob die Auerhähne dem Besitzer ganze junge Kiefernpflanzungen zerstören, oder Hirsche und Hasen ihre Verwüstungen anrichten, wenn auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkte sich viel dagegen einwenden ließe. Aber die Sache geht in Böhmen weiter, und das neue Jagdgesetz ist keineswegs dazu angethan, die angrenzenden Kleingrundbesitzer vor Schaden zu schützen, wenn auch alljährlich viele tausend Gulden an Schadenersatz von den Großgrundbesitzern und Jagdinhabern bezahlt werden.

Als das neue Jagdgesetz für Böhmen im Frühjahre 1866 im Landtage berathen wurde, kamen gar seltsame Dinge zur Sprache, die ein keineswegs günstiges Licht auf die hier einschlägigen böhmischen Zustände warfen. Bei einem so rein praktischen Gegenstande, wie einem Jagdgesetze, spielten trotzdem die nationalen Zwistigkeiten im Landtage wieder eine Rolle. Der Feudaladel, welcher sein Privat-

vergnügen gefährdet sah, erfreute sich der eifrigen Unterstützung der Tschechen, während die gesammten Deutschen für das Wohl des Landvolkes eintraten und sich gegen den großen Schaden erhoben, welche die Jagdliebhaberei über das Land bringt.

Bei der ungeheuren Menge von Wild, die von jeher und noch jetzt in Böhmen gehegt wird, kann es nicht Wunder nehmen, daß dasselbe durch den verursachten großen Schaden den Landmann zur Wilddieberei geradezu herausfordert. Gegen das überhandnehmende Raubschützenwesen erschienen schon im 16. Jahrhundert eine ganze Reihe von Verordnungen, die mit schweren Strafen drohten, deren Giltigkeit jedoch mit der allgemeinen Jagdordnung vom Jahre 1786 ein Ende fand. Selbst Todesstrafen waren nichts seltenes, wofür folgender Vorfall aus dem Jahre 1581 als Beleg gelten mag. Ein gewisser Jacob Krtschin, Oberverwalter der Rosenbergschen Güter, ertappte einige Bauern beim Wilddiebstahl; da diese jedoch nur „unterthänige" Menschen waren, so machte er mit ihnen kurzen Proceß, ließ sie an den Galgen hängen und um den Thiergarten zur Abschreckung drei Galgen errichten. Wilddieberei ist noch heute im besten Schwange, und es geschieht nicht selten, daß um der elenden Hirsche und Hasen willen Menschen ihr Leben lassen müssen, bald Förster und Heger, bald die Wilddiebe selbst. Ich bin selbst oft genug Nachts in böhmischen Wäldern auf Raubschützen getroffen, die ziemlich offen ihr Gewerbe trotz des strengen Jagdgesetzes betrieben. Die Wilddieberei wird in Böhmen wohl erst mit dem letzten im Freien gehaltenen Hirsche aufhören; nicht so einige andere Frevel, wie der Holzdiebstahl, das Streurechen und das Halten der Ziegen, die dem Walde unendlichen Schaden thun.

Außer in seinen Wäldern beruht der Reichthum des Adels noch in seinem übrigen Grundbesitz. Da jedoch der Kavalier in den seltensten Fällen etwas von der Landwirthschaft versteht, so läßt er

den Feldbau durch ein Beamtenheer ausführen, denn zum Pachtsystem schreitet man nur ungern, da die Pächter den Boden gewöhnlich zu sehr aussaugen. Die stete Verminderung des Ertrages auf vielen Domänen, und die kostspielige Verwaltungsweise verleiden manchem Adligen seinen großen Besitz.

Es läßt sich in Böhmen nicht allzuschwer nachweisen, wie diese bedeutenden Grundcomplexe, die in einer Hand liegen, eine große Menge volkswirthschaftlicher Nachtheile mit sich bringen. Leicht wäre an Beispielen zu zeigen, wie ihr Erträgniß, was wenigstens die Felder betrifft, das doppelte und dreifache sein könnte, wenn sie in kleinere, mittelgroße Theile zerlegt wären, denen ein tüchtiger Landwirth, als eigener Besitzer, oder in der Art der britischen Pächter, vorstände. Die schädlichste Seite des Großgrundbesitzes in Böhmen ist jedoch der durch diesen herbeigeführte Pauperismus, das auf den Dominien üppig wuchernde Proletariat, welches schon Jahrhunderte alt ist und das sich schwerlich ausrotten lassen wird, soviel auch in anerkennenswerther Weise von vielen Großgrundbesitzern dahin gestrebt wird, dem Jammer ein Ende zu machen. Im 17. und 18. Jahrhundert belastete der Adel das unterthänige Volk mit einem ganz unmenschlichen Drucke, er steigerte nach Gutdünken den Robot und schuf neue Lasten, gegen welche der arme Mann keinen Schutz fand, so daß Bauernaufstände ausbrachen. Darum war und ist Böhmen auch an der Auswanderung bedeutender betheiligt, als andere Länder Oesterreichs. Die Emigration ist in Oesterreich überhaupt nicht stark und in den östlichen Ländern fast Null, aber in Böhmen ist sie stark in der Zunahme begriffen, besonders auch seit dem Kriege von 1866. Namentlich waren es Südböhmen und die flachen Landestheile mit tschechischer Bevölkerung, welche das größte Contingent stellten, während die Auswanderung im industriereichen Nordböhmen kaum sich vermehrte. Außer nach Nordamerika wandte

sich der Strom tschechischer Auswanderung nach Rußland und den Amurländern, wo die Leute jedoch traurige Erfahrungen machten.

Wer wohnt jetzt auf den großen Herrschaften, die einen so bedeutenden Theil des Landes einnehmen? Zur Verwaltung der Wälder, der Landwirthschaft und der industriellen Unternehmungen bedarf der Großgrundbesitzer eine Menge von Beamten, von ihm in jeder Beziehung abhängige Menschen, die nebst den Arbeitern die Bevölkerung der Herrschaft ausmachen. An die Stelle des Bauern, der in andern Ländern wesentlich der Besitzer des Feldes ist, treten Wirthschaftsverwalter, Maierhofsknechte und Taglöhner, willige Werkzeuge in der Hand ihres Herrn. Nach den neuesten statistischen Daten sind beinahe 24 Procent, also ein Viertel der erwerbsfähigen Bevölkerung Böhmens, Dienstboten und Taglöhner (95,652 Dienstboten und 373,510 Taglöhner), ein Verhältniß, wie es schwerlich noch einmal in Mitteleuropa vorkommt. Diese arme Bevölkerung hat vornehmlich ihren Sitz auf den großen Herrschaften, auf denen die wenigen selbständigen Einwohner, die Krämer, Juden und Handwerker, auch noch indirect von der Herrschaft abhängig sind, weil sie mit ihrem Verdienst wieder auf diese angewiesen sind. Außer dem Beamten und Arbeiter bleibt noch der Geistliche und der Schullehrer übrig. Da jedoch der Großgrundbesitzer gewöhnlich auch der Patron von Kirche und Schule ist, so haben auch diese ihre Stellen von jenem. Der den Junkern wohlgesinnte Tscheche erhält dann meistens auch bei Stellenbesetzungen den Vorzug.

Die Zahl der böhmischen Beamten ist eine ganz enorme; fast ganz Oesterreich ist mit ihnen versorgt und es gilt der Spruch, daß man ein Böhme sein muß, um als Beamter Carrière zu machen. Wie es um die Verwaltung Oesterreichs aussieht, wohin dieselbe das Reich gebracht hat, braucht gar nicht auseinandergesetzt zu werden, daß jedoch diese böhmische Bureaukratie einen Haupttheil der Schuld

trägt, dürfte kaum zu läugnen sein. Die meisten Werkzeuge der Willkürherrschaft waren zweisprachige Tschechen, die in der Unterwürfigkeit und Willenlosigkeit ein gutes Stück leisteten und deßhalb im ganzen Kaiserstaate überall leicht Verwendung fanden. Jene verhaßten Germanisatoren in Böhmen und Ungarn waren geborne Tschechen und sie sind es namentlich gewesen, die dem deutschen Namen unverdienten Schimpf einbrachten, da ihre Handlungen auf Rechnung der deutschen Nation geschoben wurden. Ganz richtig bemerkt im Jahre 1866 Dr. A. Fischhof in seiner Schrift „Ein Blick auf die Lage Oesterreichs": „Kein das deutsche Selbstgefühl verletzenderes Schauspiel gab es, als wenn Herr v. Bach und Herr v. Schmerling die Sprache Luthers und Goethes mit ihrer hohen Gönnerschaft beglückten und den Völkern deutsche Kultur auf dem Präsentirteller des Belagerungszustandes durch tschechische Beamte serviren ließen!" Das Volk in Ungarn machte, wenn es auf den „Német" loszog, keinen Unterschied zwischen den Deutschen, und zwischen dem schändlichen System und seinen Trägern, den herrschsüchtigen, verknöcherten und schonungslosen tschechischen Beamten. Wo der größte Theil dieser Leute in der Noth war, das hat der Krieg von 1866 gezeigt, in welchem böhmische Beamte häufig ihre Stellen verließen und die Bürger überall selbst eintreten mußten. Nach der Rückkehr begann jedoch gleich wieder das bureaukratische Reglementiren, das über Böhmen und ganz Oesterreich bereits soviel Unglück brachte.

Ein hartes Urtheil über die böhmische Beamtenwirthschaft fällt auch G. Steinmann, welcher während der preußischen Occupation im Jahre 1866 in Prag die oberste Civilverwaltungsstelle bekleidete und Gelegenheit hatte, die Zustände des Landes genau kennen zu lernen. „An was liegt die Unfähigkeit des Beamtenthums inmitten von Volksstämmen von unzweifelhaft reicher Begabung? Wie ist

eine so auffallende Erscheinung zu erklären? In Wirklichkeit ohne große Mühe und Umschweife: Sie beruht in dem Staatsprincipe Oesterreichs! Geistiger Druck und wirthschaftliche Absperrung mußten die Völker niederhalten — sie zu bewachen, galt es eine zahlreiche Armee und ein noch stärkeres Heer willenloser Beamten in Bereitschaft zu halten. Das Talent, an sich verdächtig, fand in diesem Beamtenheere keine Stelle. Auch die höhere, allgemein menschliche und wissenschaftliche Bildung vermißte die Regierung sehr gern. Begünstigt wurde, abgesehen von den wenigen Hochgeborenen, denen die hohen Aemter vorbehalten waren (ohne daß diese Herren einer Staatsprüfung unterworfen sind), nur die Nullität, die den kleinen schikanösen Dienst der Volksüberwachung besser auszuüben wußte, als jeder andere, und die ihn heute noch mit loyaler Begeisterung thut — so lange die Dinge eben gut gehen."*)

Eine Hauptgeburtsstätte des Beamtenthums sind die Herrschaften der Kavaliere; das ist die wahre Vagina, aus der sie hervorquellen. Da die Söhne der dort ansässigen Beamten meist kein anderes Ziel kennen, als wieder Beamte zu werden, und da daheim nicht genügend Platz war, überschwemmten sie die ganze Monarchie und trugen das halbschlächtige Tschechenthum bis in die Bukowina und an den rothen Thurm-Paß. Brauchbar ist der tschechische Beamte ganz entschieden, auch ist er fleißig und pünktlich. Die Corruption früherer Zeiten, das nicht allzugenaue Umgehen mit dem Eigenthum des Herrn, das System des Bestechens (der tschechische Kunstausdruck lautet masati, schmieren) ist gewiß sehr in der Abnahme begriffen. Häufige Processe, Anklagen, Beamtenentlassungen fanden statt und finden auch noch statt, mehr als in andern Ländern,

*) Streifzüge preußischer Verwaltung durch Böhmen, von G. Steinmann. Berlin 1866.

Rußland ausgenommen. Die vielen Niederlagen, die Oesterreich auf diesem Gebiete erlitt, haben sicherlich sehr viel zur Besserung dieser verrotteten Zustände beigetragen, und jemehr auch in Böhmen die Selbstverwaltung Platz greift, desto mehr wird dieser Krebsschaden schwinden. Böhmen hat anderseits wieder sehr viel tüchtige und hochachtbare Beamte geliefert, eine Thatsache, die vom Wiener Reichsrathe wie vom Landtage des Königreichs in neuester Zeit ausdrücklich anerkannt wurde.

Die Beamten auf den Herrschaften, die vereinzelt über das ganze Land auf den Dörfern und Einschichten zwischen Arbeitern und Bauern ihre ganze Lebenszeit zubringen, sind begreiflicherweise eine ganz eigene Menschenklasse. Ihre Besoldungen an baarem Gelde sind meistens sehr gering, dagegen beziehen sie oft Deputate an Holz, Bier, Getreide und was sonst noch die Herrschaft hervorbringt. In ihrem gesellschaftlichen Wesen kommen sie dem Kleinstädter am nächsten, und alle über eine Domäne zerstreuten Beamten würden, auf einen Punkt zusammengedrängt, ein ganz herrliches Krähwinkel vorstellen. Ihre Thätigkeit dreht sich um die Arbeit und um den allergnädigsten Herrn, den „Brotherrn", der pflichtschuldigst ihnen als anderer Herrgott dasteht und dessen Eigenthum „hochfürstlich", „hochgräflich" u. s. w. ist, wenn es auch nur einige Pferde betrifft. Abstufungen und Titel werden in der schwerfälligen Beamtenmaschine gewissenhaft beobachtet und aus der Amtsthätigkeit in das Privatleben übertragen. Auf einer ordentlichen Herrschaft giebt es Directoren, Hofräthe (!), Forsträthe, Wirthschaftsräthe, Rechnungsräthe, Verwalter, Controlleure, Assistenten, Revisoren u. s. w.

Eben so gut wie die Arbeiter auf den Herrschaften sind auch die Beamten meist Proletarier und zwar recht conservative Proletarier, denn die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die auf einer Herrschaft Angestellten untereinander vielfach verwandt und

verschwägert sind, und in geschlossener Phalanx Alle für Einen und Einer für Alle stehen, damit ja keine neue Ordnung der Dinge die alten Bräuche oder Mißbräuche ändere. Sie halten fest am Hergebrachten; manche sind im höchsten Grade servil gegen ihre Vorgesetzten und erkennen in jedem Fremden einen gefährlichen Eindringling und Neuerungssüchtigen. Thatkräftige, aus andern Ländern herbeigerufene Directoren, welche reformirend auftreten, haben oft einen harten Stand und vermögen selten durchzudringen. Dieses ganze ausgedehnte Beamtenthum, das uns vielfach als Mischung von Servilismus, Armuth und Halbbildung entgegentritt, ist eine natürliche Folge des kolossalen Großgrundbesitzes mit seinen vielen volkswirthschaftlichen Nachtheilen, die nur mit der Ursache zu ändern sind.

Anerkannt muß werden, daß manche Großgrundbesitzer ein reges Interesse an der Hebung ihres Beamtenstandes haben. Die Gehaltsbezüge derselben reguliren sich natürlich nach den Einkünften der Domänen, und da diese durchschnittlich nicht den Ertrag liefern, den sie geben könnten, so fallen natürlich auch die Besoldungen verhältnißmäßig gering aus. Durch Pensionsstatute haben manche Adlige für ihre Beamten in lobenswerther Weise auch für deren Alter gesorgt.

Man findet es in Böhmen ganz natürlich, daß soviel hunderttausend Menschen, welche auf den Domänen wohnen, vollständig von ein paar hundert Adligen abhängig sind, denen ihr Wohl und Wehe anheim gegeben ist. Daß bei den armen Menschen hierdurch Zustände entstehen, welche viele Nachtheile der Leibeigenschaft, aber keinen ihrer Vortheile haben, brauche ich nach allem gesagten wohl kaum näher auszuführen. Der Arbeiter muß gehorchen, er muß mit dem zufrieden sein, was ihm der Beamte des Domänenbesitzers als Lohn anweist, und er muß verhungern oder auswandern, wenn er aus der

Arbeit entlassen wird. Diese beiden ehrlichen Alternativen bleiben ihm alsdann allein übrig. Wählt er keine von beiden, so wird er zum Dieb oder Strolch. Alles dreies kommt vor. Ich wiederhole nochmals: Im Großgrundbesitz Böhmens wurzeln die meisten socialen Schäden des Landes. Die Beseitigung derselben ist jedoch nur mit der Beseitigung der großen Herrschaften zu erwarten, allein wie dieses anstreben, ohne nicht deren Besitzern großes Unrecht zuzufügen?

In Mitteleuropa hängt der ungeheure Großgrundbesitz, die geringe Anzahl der freien Bauerngüter und die Uebermasse der armseligen Tagelöhner ganz entschieden wieder mit dem „slavischen Genius" zusammen. Das zeigt uns heute noch ein Blick auf Mecklenburg, auf die ehemals oder theilweise noch jetzt slavischen Lande Preußens. In den ursprünglich deutschen Provinzen, in Rheinpreußen, Westfalen und Sachsen überwiegt der freie Bauernstand und dessen Grundbesitz ganz bedeutend, die Rittergüter nehmen erst rechts von der Elbe an Zahl und Größe zu und steigern sich, jemehr wir nach dem slavischen Osten vordringen. Zugleich vermehren sich die Tagelöhner. In der noch halb slavischen Provinz Posen erreichen die Rittergüter mit $55\frac{1}{2}$ Procent aller ländlichen Besitzungen endlich den Höhepunkt. Vollkommen richtig bemerkt der sonst uns keineswegs mustergiltige Moritz Mohl*): „Jeder, der die Verhältnisse der ganz oder doch größtentheils von ursprünglich deutschen Stämmen bewohnten Länder Bayern, Schwaben, Franken, mit den Rheinlanden, Thüringen, Ober- (?) und Niedersachsen, Westfalen kennt, weiß, daß die Zahl der Rittergüter in den meisten derselben, besonders aber in den süd- und westdeutschen ohne alle Vergleichung kleiner, als in den preußischen Provinzen rechts der Elbe ist; daß der Bauernstand jener urdeutschen Stämme von Altersher bis auf den heutigen Tag im

*) Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 298. 1866.

Besitz des Landes in allergrößter Ausdehnung geblieben, die Zahl der Tagelöhner und des Gesindes daselbst verhältnißmäßig klein, und daß in Folge dieser für die Unabhängigkeit und den Wohlstand der großen Masse des Volks weit günstigern gesellschaftlichen Verhältnisse auch der Boden für die politische Freiheit in den ursprünglich deutschen Ländern ein ungleich geeigneter ist, als in jenen, wo das deutsche Element bekanntlich in sehr großer Ausdehnung ein durch Eroberung und Colonisation eingebürgertes ist." Die ungünstigen Verhältnisse und gerügten Mängel treten in Böhmen jedoch in noch weit höherem Maße zu Tage und produciren sich auch hier als Ausfluß des Slaventhums.

Die Unsicherheit und die fahrenden Leute in Böhmen.

Man erzählt viel von den Räuberbanden in Ungarn, und diese „arbeiten" allerdings im großartigen Styl; in Böhmen aber herrscht die kleine Beutelschneiderei, und man kann kaum umhin, hier unwillkürlich einen Vergleich zwischen dem politischen Auftreten der Magyaren und Tschechen zu ziehen. Indessen das politische Gebiet wollen wir heute nicht betreten. Einige sociale und und culturhistorische Streiflichter werden uns zeigen, daß in dem schönen Lande, welches die Tschechen als „irdisches Paradies" (zemské raj) in ihrem Nationalliede bezeichnen, gerade keine paradiesischen Zustände herrschen, soweit sie die Sicherheit der Person und des Eigenthums betreffen.

Uns selbst ist auf den vielfachen Kreuz- und Querzügen durch das „irdische Paradies" keinerlei Unbill widerfahren, und die beinahe zur Handgreiflichkeit ausgearteten Drohungen nationaler Heißsporne abgerechnet, die in uns den Deutschen witterten, haben wir wenigstens über das niedere Volk nicht zu klagen gehabt, nichtsdestoweniger aber die Zustände höchst bedenklich gefunden. Daß man sich die Augen darüber verschlossen habe, läßt sich nicht sagen, und Regierung wie Landtag waren mit der Ausrottung des Uebels beschäftigt, leider aber erfolglos, denn die Schäden, in denen es wurzelt, liegen tief, und lassen sich mit bloßem Reglementiren oder Gendarmeriepatrouillen nicht beseitigen.

Schon am 25. Januar 1866 kam im Prager Landtag ein Antrag des Grafen Clam-Martinitz zur Berathung, betreffend die

Sicherheit auf dem flachen Lande, „wo das Vagabundenthum und Landstreicherthum von Tag zu Tag zunähme, Diebstähle, ja sogar Raubanfälle immer zahlreicher werden.“ Unter dem Ansuchen an die Regierung, eine Gesetzvorlage zur Regelung des Sicherheitsdienstes auf dem flachen Lande zur verfassungsmäßigen Erledigung zu übergeben, beschloß dann der Landtag: „Der Zustand der Sicherheit der Person und des Eigenthums ist auf dem flachen Land im Königreich Böhmen unbefriedigend, zum Theil sogar gefahrdrohend, deßhalb ist eine dringende Abhülfe höchst nothwendig.“ Der damalige Statthalterei-Vicepräsident Graf Lažansky erklärte dann: der Zustand der öffentlichen Sicherheit sei allerdings sehr herabgekommen, die allgemeine Erwerblosigkeit sei die Ursache, und die Militärurlauber seien die schlimmsten Vagabunden, die den Sicherheitsorganen gegenüber beim Publikum noch immer Schutz fänden. Dann kamen die Judenhetzen und der Krieg von 1866, wodurch natürlich eine Besserung des Uebels nicht herbeigeführt wurde, so daß am 22. Sept. 1868 der Abgeordnete v. Weidenheim im Landtage abermals einen Antrag stellen mußte: „Da die Unsicherheit und das Vagabundiren auf dem Lande in so erschreckender Weise zunehme, daß die Person und das Eigenthum bedroht erscheint, so sei eine Commission einzusetzen zur schleunigsten Berathung der Vorschläge für eine dringende Abhilfe.“

Man hat die Ursache des Gebrechens außer in der Erwerblosigkeit auch in dem fehlenden oder mangelnden Schulunterricht gesucht, der erst in der allerneuesten Zeit einigermaßen verbessert wird. Ein sehr wesentlicher Grund liegt aber unserer Ansicht nach in der ungleichen Vertheilung des Grundes und Bodens, in dem überwiegenden Großgrundbesitz und dem mit ihm zusammenhängenden ländlichen Proletariat.

Wir wollen uns einmal hineinwagen in das Herz des Tschechenlandes und Umschau halten bei den Strolchen und fahrenden Leuten,

die demjenigen, der nicht in Böhmen geboren ist, alsbald auffallen müssen, wenn er die Grenze überschreitet, die von den Einheimischen aber aus Gewohnheit weniger beachtet werden. Fragt einmal in den deutschen Grenzgegenden nach den „Stockböhmen" drüben über den Bergen und ihr werdet euer Wunder haben über die abfälligen Urtheile. Manches dabei ist wohl übertrieben und schrumpft zu einem kleinen Fehler zusammen, wenn ihr an Ort und Stelle euch durch den Augenschein überzeugt; aber vieles, sehr vieles stellt sich leider als wahr heraus. Schlagen wir gar alte Schriften auf, dann sträuben sich leicht die Haare zu Berge und wir sind schier verwundert ob der uralten Verleumdungen, die man den unschuldigen Söhnen der Libuscha nachredet, wobei natürlich nationales Gezänk den Ausschlag giebt — vor alters so gut wie heute. Da klagt der Abt von Königssaal über die rixae veteres Bohemorum quas semper habere videntur contra Theutonicos und der große Bohuslaus von Lobkowitz, den sie doch gerne als den ihrigen betrachten möchten, äußert einmal von ihnen: erga hospites benigni sunt, solis tamen his qui lingua germanica utuntur offensi. Das gilt auch heute und die Rechtsunsicherheit der Deutschen in der Landeshauptstadt ist gefahrdrohend genug geworden. Unabhängig von Bohuslaus Lobkowitz spricht merkwürdigerweise der alte Sebastian Franck dieselbe Meinung in seinem Weltbuch 1534 aus, wo es heißt: „Behem ein reich habhafftig volk, doch mit untrew und feyndtschafft gegen den Teutschen — deren freundt herrschafft halb sy sein sollten — berüchtiget." Es ist auch nicht gut möglich, daß die Fremden, die ins Böhmerland kamen, von den Tschechen eine gute Meinung mit nach Hause nahmen. Wenn man einen Bruder Straubinger gelegentlich dort prügelte, aus Eifersucht, Handwerksneid oder auch wegen der deutschen Sprache — so mag dieses angehen.

Die Tschechen aber, deren Adlige „auf alttschechisch", (po staročesku, wie der Ausdruck lautete), gelegentlich ihre Widersacher aus den Fenstern stürzten, wandten ihre Aufmerksamkeit auch fremden Gelehrten in handgreiflicher Weise zu, früher, wie jetzt. Da kam z. B. der Humanist Konrad Celtes auf einer seiner vielen Wanderfahrten nach Prag. Der große Mann hatte polnisch und tschechisch gelernt und war mit den slavischen Verhältnissen innig vertraut. Das exclusiv nationale Treiben der Tschechen, ihre utraquistische Tendenz, ihre „Ausschreitungen in nationaler Richtung", alles dieses forderte Celtes zu einigen Spottgedichten heraus und einige beißende Epigramme gelangten in die Oeffentlichkeit. Anderwärts wäre ihm wohl mit gleicher Münze gedient worden. Nicht so in Prag. Man hetzte den Pöbel gegen ihn auf, es entstand ein Volksauflauf und nur schleunige Flucht nach Bayern rettete Celtes vor der Lynchjustiz. „Unsre Volksseele ist unsterblich" — so haben oft die Tschechen gesagt. In ihrer Rohheit gewiß, füge ich hinzu. Genau was dem Celtes passirt, haben in unseren Tagen Professoren der Prager Universität, freilich auch gelehrte Ausländer, vom tschechischen Studentenpöbel zu erdulden gehabt. Prof. Höfler hatte es gewagt, über Hus abweichend von den Ansichten jenes Pöbels zu urtheilen. „Haut ihn!" schrie man und der Professor wird thätlich im Colleg von Studenten insultirt. Prof. Linker erkühnt sich im Freundeskreise eine lateinische Ode über die Siege der Deutschen zu verbreiten. „Haut ihn!" schreit wieder der Studentenpöbel und so geschieht es. Wohlgefällig blicken Presse und Führer der Tschechen auf die „Blüthe der Nation" und das Hauptblatt der Tschechen schreibt: „ein jeder Mensch müsse sich wundern, wie Prof. Höfler auf die Straße heraustreten könne, ohne zu fürchten, daß der tschechische Boden ihn verschlinge."

Ja, die Rohheit der tschechischen Volksseele ist unsterblich, sie ist heute noch dieselbe wie im sechzehnten Jahrhundert, als Konrad

Celtes nach Prag kam. Und da wundern sich die Tschechen, wenn Fremde ungünstig über sie urtheilen.

So hat auch ein feiner Menschenkenner, wie Abraham a Sancta Clara keine gute Meinung von ihnen. In Wien, das stets eine ethnographische Musterkarte darbietet, hatte er vollkommen Gelegenheit, Oesterreichs Völker kennen zu lernen. So schreibt er denn im „Centifolium stultorum", S. 347, sein Urtheil nieder:

Einen Juden vom Betrügen,
Einen Böhm vom Lügen,
Einen Krainer vom Klauben,
Einen Polaken vom Rauben,
Einen Wälschen von Buhlerei,
Einen Franzosen von der Untreu
Zu bekehren:
Den lass ich seyn einen Biedermann,
Der solche Leute bekehren kann.

Das ist nun alles wenig hübsch und um des lieben Friedens willen hätten wir solche schlimme Urtheile gar nicht anführen sollen; da indessen die Tschechen uns keineswegs mit Glanzhandschuhen anfassen und wir dem obigen gegenüber leicht einen sehr wenig duftenden Strauß tschechischer Aeußerungen über uns auftischen könnten, so hielten wir uns berechtigt, obige Meinungen längst dahin geschiedener Männer, die bei ihren Zeitgenossen in gutem Ansehen standen, hier mitzutheilen, um so mehr, als dieselben heutzutage noch volle Geltung haben dürften und an den Tschechen, wie Figura zeigen wird, sich wenig geändert hat.

Mit solcherlei Vorstellungen und Erinnerungen beschäftigt, mag der Fremdling der goldnen Stadt Prag näher rücken, ohne gerade viel vom Tschechenthum zu merken, wenn er nämlich in der zweiten Klasse der Eisenbahn sitzt, er wird aber ohne Kenntniß des slavischen Zukunftidioms sich in der dritten Wagenklasse zeitweilig verrathen

und verkauft fühlen und genöthigt sein, bei den streng „gleichberechtigten", d. i. zweisprachigen, Schaffnern Rettung zu suchen.

Wir sind also in Prag und entzückt von den historischen Denkmälern, die uns auf Schritt und Tritt entgegentreten; aber man warnt uns vor den „Flamendrn", und wir müssen gestehen: diese gefallen uns nicht. Flamendr? Was haben diese ehrlichen Germanen in Prag zu schaffen, sind sie von der Schelde nach der Moldau geeilt, um hier den nationalen Kampf zu unterstützen, um die deutschen Brüder mit dem Fransquillon zu verwechseln? Nichts von alledem! Mit Flamendr bezeichnet man in Prag den Pöbel, er ist das, was der „Klüngel" in Köln, der „Lerchenfelder" in Wien ist, und nur über die Ableitung des Worts können Zweifel aufkommen. Angenommen wird, daß es eine Reminiscenz an das lustige und lockere Treiben der flämischen Künstler enthalte die zur Zeit Rudolfs II. schaarenweise in Prag lebten. Diese Flamendr nun repräsentiren den schlimmsten Pöbel der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie. Nicht leicht lassen sie die Gelegenheit vorübergehen, ihre unbezähmbaren Sympathien für fremden Besitz an den Tag zu legen, und diese Vergehen gegen das Eigenthum werden gelegentlich in der Form großer Razzias betrieben, wie z. B. im September 1866, als die von den abziehenden Preußen verkauften Vorräthe geplündert und geraubt wurden, wobei natürlich auch die Juden ihre Gelegenheitshiebe bekamen. Im Verlaufe von zwei Jahren haben sich die biedern Kämpen nicht gebessert, nur wurden die Gewaltacte auf das „politische" Gebiet hinübergespielt, wie die Vorfälle im October 1868 beweisen.

Die tschechische Presse billigt allemal derlei Ausschreitungen oder hat wenigstens für die ärgsten Bubenstücke entschuldigende Worte. Als beispielsweise im Juni 1869 die bekannte Petardengeschichte in Prag sich ereignete, schrieb das tschechische Blatt Pokrok: „die Petardenfeuertaufe ist bereits vollzogen; wir gehen einer erfreulichen Zu-

kunft entgegen." Als in Prag das tschechische Nationaltheater begründet worden und Besorgnisse laut wurden, es möge zu Excessen gegen die Deutschen kommen, schrieb das tschechische Hauptblatt „Narodni listy" wörtlich: „Nein, wenn wir unser Nationalfest feiern, haben wir etwas saubereres im Auge, als die Deutschen; an ihnen kühlen wir unser Müthchen ein andermal." Den deutschen Journalisten drohte dasselbe Blatt 1871 mit dem Galgen! Im gleich pöbelhaftem Tone erging sich die mündliche Agitation. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür führte der deutsch-böhmische Abgeordnete Dr. Hanisch im Wiener Abgeordnetenhause von einem tschechischen Dekan an, der in einer landwirthschaftlichen Kreisversammlung, angesichts des kaiserlichen Commissars, die Deutsch-Böhmen als Fremdlinge bezeichnete und hinzufügte: „Und dieses deutsche Proletariat hat sich über unsre Grenze gezogen gleich den Läusen und der Krätze." Neben ihm steht der Historiograph Franz Palazky, der uns schlechtweg „Räubervolk" nennt, was er später in Raubvolk verbesserte.

Unzweifelhaft besteht ein inniger Zusammenhang zwischen den Prager Flamendrn und den tschechischen Journalisten. Der Ton ist hier wie da derselbe. Der böhmische Stadthaltereileiter, Feldmarschall-Leutnant v. Koller, erkannte in der Proclamation vom 11. October 1868, mit welcher er über Prag den Ausnahmézustand verhängte, ausdrücklich an, daß die tschechische Presse die rohen Zustände begünstige: „Seit längerer Zeit anhaltend und eifrig genährte Agitationen gegen die bestehenden Staatsgrundgesetze und gegen die Regierung Seiner Majestät haben nach und nach, von einer fanatischen Presse aufgestachelt, unter Mißbrauch des Verfassungsmäßigen Vereins- und Versammlungsrechts in der Hauptstadt des Landes zu Ausschreitungen der bedenklichsten Art geführt u. s. w."

Aber, so könnte man einwerfen, es waren abnorme Zeiten; der

Krieg, die politische Umgestaltung Oesterreichs, hatten Einfluß auf die erregte Stimmung. Mag sein, und wir wollen uns deßhalb nach einem Normaljahr umsehen, als welches wir 1865 herausgreifen, während dessen bekanntlich die tschechische Partei obenauf war und von der Regierung gehätschelt wurde. Da lesen wir denn die Statistik der Verhaftungen in Prag, und finden, daß in dem genannten Jahr in der Hauptstadt und dem dazu gehörigen Polizeirayon im ganzen 20,141 Individuen verhaftet wurden. Unter dieser erklecklichen Zahl (auf etwa 200,000 Menschen entfallend) befanden sich 1115 wegen Diebstahls, 2163 wegen Bettelns, 814 wegen Excessen, 593 wegen Trunkenheit, 4361 wegen öffentlicher Unsittlichkeit (!), 5374 wegen Bestimmungslosigkeit verhaftete Personen. So sieht es in der Hauptstadt aus, der es an Sicherheitsorganen nicht fehlt. Daß letztere aber vom Publicum bei den Verhaftungen unterstützt würden, ist nicht der Fall, und hierüber mußte sogar Graf Lažansky, der Freund der Tschechen, klagen: es sei, so ließ sich der ehemalige Statthalterei-Vicepräsident im Landtage vernehmen, keine Kleinigkeit für die Sicherheitsorgane in Prag, die Verhaftung eines Bettlers, der oft der Spion eines Diebs ist, vorzunehmen; auch zeige die Gemeindepolizei geringe Energie. Das Jahr 1865 habe z. B. die Stadt Prag mit 4900 Schüblingen beglückt, und es könne mit Sicherheit behauptet werden, daß die Hälfte davon Rückfällige seien. In der Umgebung Prags könne man die Orte genau angeben, wo am dritten Tage die Abgeschobenen wieder regelmäßig erscheinen. Dieß gelte namentlich von den Lustdirnen, die nicht bloß ihr schändliches Gewerbe ausüben, sondern auch die Helferinnen von Dieben und andern Verbrechern sind. In Prag sei es leider in letzter Zeit zu ernsten Auftritten, sogar zu Kämpfen zwischen Polizei und Gaunern, gekommen u. s. w.

Sehen wir uns weiter auf dem platten Lande um. Von all'

den Strolchen und Gaunern höheren und niederen Grades zu reden, welche das Land noch unsicher machen, überlassen wir gerne einem Polizeimann. Sie gleichen mehr oder minder ihren Collegen in anderen Ländern und zeichnen sich nur durch die große Zahl und eine eigene Gaunersprache, die Hantyrka, aus. Was wir aber betonen wollen, das ist die Unsicherheit und Sittenlosigkeit, die sich im Gefolge der Wallfahrten kundgiebt, wenn von nah und fern Pilger nach den heiligen Orten gezogen kommen. Wer die Scenen gesehen hat, welche in der Nacht nach dem Johannisfest (16. Mai) in Prag stattfinden, der wird seine eigenen Gedanken über den Nutzen der Wallfahrten haben. Und im kleinen wiederholt sich das am heiligen Berge bei Přibram, zu St. Anna bei Frauenthal an der mährischen Grenze, zu Kremaschek bei Pilgram, am Muttergottesberg bei Grulich, zu Tabor bei Lomnitz, zu Heindorf, Maria-Scheune, Maria-Ratschitz, Hajek, Maria-Sorg, Maria-Kulm u. s. w. Und wo ein Wallfahrtsort ist, da findet sich in aller Welt auch die Messe dabei, sei es nun Hardiwar in Indien oder Nürnberg; das der Verehrung des heiligen Sebaldus das Emporkommen seiner Märkte verdankt. Man kann sie dutzendweise beisammen sehen an den böhmischen Wallfahrtsorten, jene famosen Beutelschneider und Vaganten, die sich zwischen die frommen Pilger mit ehrlicher Miene mischen, und wie Autolycus im Wintermärchen den Leuten bange machen: there are cozeners abroad, und dabei lauern sie selbst auf den Fang. Man sehe sich nur einmal die fahrenden Leute und vacirenden Künstler alle an, welche Böhmen überschwemmen, und man wird sofort bemerken, daß diese Leute mit elender Existenz und sehr bedingter Sittlichkeit die Sicherheit auf dem Lande gefährden müssen, zumal sie oft mit Gaunern und Strolchen unter einer Decke spielen.

Da kommen zunächst schaarenweise die Zigeuner angezogen, noch gerade so, wie Münster sie im 16. Jahrhundert schildert: „ein

schwarz, wüst, unfläthig Volk, das sonderlich gerne stiehlt.“ Auf den mit kleinen Pferden bespannten Wagen sitzt die Familie; der Mann kutschirt, Hunde und sonstiges Hausvieh laufen nebenher. Was die Kleidung betrifft, so ist sie aus allen Fetzen und abgelegten Stücken der Landbevölkerung zusammengesetzt, schmutzig, zerrissen, liederlich, und zeigt keine Spur von Originalität, man müßte denn den ungarischen, mit künstlichen Blumen geschmückten Hut der Männer dahin rechnen. Die Weiber laufen barfuß und die Kinder sind meistens halb nackt. Vor dem Dorfe stellen sie ihre Wagenburg auf; ein Feuer wird angezündet und das Braten und Schmausen beginnt, wobei allerlei gestohlenes und gefangenes Vieh, ein Igel, in den Topf wandert. Würdevoll ertheilt der Hauptmann seine Befehle. Vor mir sehe ich noch einen schönen, schlank gewachsenen Mann mit langem rabenschwarzen Haare, der als Zeichen seiner Würde eine Art Tambourmajorstock mit großem silbernen Knopfe trug und souverän über das Lager herrschte. Nun wurden die Weiber ausgeschickt, um im Dorfe zu wahrsagen oder kupferne Kessel — für welche sie Einsatz leisteten — zum Flicken zu holen. Während einer die Ziehharmonika spielt, beginnen die anderen die Arbeit; die Handwerkszeuge, ein kleiner Ambos, Blasebalg und Zangen werden vom Wagen genommen und lustig ertönt das Tiktak der Hämmer.

Der böhmische Zigeuner soll der Zahl nach sehr abnehmen. Das ist natürlich, denn je schärfer die Polizei auf ihn ein Auge hat, je mehr die Kultur ihren Einzug hält, desto mehr wird der braune Mann, der in unser Leben sich nicht einfügen will, verdrängt. Spielt der Zigeuner oder Cikán, wie die Tschechen ihn nennen, auch in Böhmen nicht die Rolle, wie in Ungarn, so ist er doch noch häufig genug als Staffage auf dem platten Lande anzutreffen. Allen Versuchen, ihn ansässig zu machen, ist er beharrlich ausgewichen. So versuchte man ihn auf der Tschernin'schen Herrschaft im Saazer

Kreise in Dörfer zu bannen — umsonst. Unter sich reden die Zigeuner Böhmens, die sich selbst Rom (Mensch) oder Kalo (der Schwarze) nennen, nur das Zigeunerische; aber in deutschen Gegenden sind sie der deutschen, in tschechischen der tschechischen Sprache mächtig. Böhmen heißt bei ihnen Lallero temm, das stumme Land. Aus welchem Grunde aber? Die deutsch-böhmischen Zigeuner führen alle den Namen Bernard und leiten ihren Ursprung von dem Orte Scheles im Saazer Kreise ab; die tschechischen sind hauptsächlich im Osten des Landes verbreitet und streifen hier bis an den Fuß des Riesengebirges. Aber es geht bergab mit diesem zuchtlosen Volke, das faktisch in Polygamie lebt, wenn es auch äußerlich zu den Geboten der katholischen Kirche sich bekennt; die frühzeitig eingegangenen wilden Ehen sind wenig fruchtbar und die Zigeuner, die sich selbst nicht einordnen wollen in unsere Gesellschaft, stehen in Böhmen wenigstens auf dem Aussterbeetat. Uebrigens habe ich statistische Nachweise über sie nicht finden können. Der Zigeuner will bleiben, was er stets war, seit er Indien verlassen: ein wilder, freier Mann. Schon Maria Theresia und Kaiser Joseph II. gaben sich alle mögliche Mühe, ihrem unstäten Lebenswandel und ihrer Vermehrung entgegenzuwirken; man verbot die Ehen unter Zigeunern, das Leben in Zelten, ja ihre Sprache wurde untersagt, aber das alles half nichts. Ihren größten Feind finden sie in der vorschreitenden Kultur, der sie doch endlich erliegen müssen.

Auch aus einem fernen, wenngleich den Tschechen nicht fremden Lande stammt ein fahrendes Völkchen, das, noch zahlreicher als die Zigeuner und in seinem Aeußeren fast noch fremdartiger als diese, in großen Massen Böhmen durchzieht, ja seine Züge bis an die Nordsee ausdehnt. Ich meine die den Tschechen stammverwandten Slowaken, die ich übrigens mit den Zigeunern keineswegs auf dieselbe Stufe gestellt sehen will. Wenn auch ihre einfache Lebensweise,

ihre Wandernatur ihnen in mancher Beziehung neben jenen einen Platz anweist, so sind sie doch Menschen, die nach Vollendung ihrer weiten Reise sich wieder zu einem seßhaften Leben bekehren und darin sich wohl fühlen. Obgleich in Böhmen viele arme Menschen wohnen, bei denen nichts zu holen ist, so wenden die Slowaken ihre Schritte doch am liebsten dorthin, denn dort fühlen sie sich wegen der geringen dialektischen Verschiedenheit ihrer Sprache heimisch, dort treffen sie auf Sympathien und vielfach gleiche Lebensweise. Man kann den Slowaken als den unverfälschten Typus des tschecho-slavischen Stammes betrachten, während der Tscheche selbst schon zu sehr vom abendländischen Wesen durchdrungen oder geradezu theilweise germanisirt ist, trotz aller Widerborstigkeit. Lobt man auch die Slowaken im allgemeinen wegen ihrer Ehrlichkeit, so sind sie doch Vaganten und tragen dazu bei, dem platten Lande in Böhmen eine Physiognomie aufzudrücken, die bei uns abnorm genannt werden würde. Vom „slavischen Standpunkte aus" sind sie gern gesehene Gäste in Böhmen, mit denen man gelegentlich Cultus treibt. Mußten sie doch in der Prozession eine Rolle spielen, die Prags Straßen durchwanderte, als der Grundstein zum tschechischen Nationaltheater gelegt wurde! Wohl nur als Vertreter eines slavischen Stammes sind sie hier vorgeführt worden, gleich Bären auf dem Jahrmarkt, während böse Zungen behaupteten, sie hätten als Vertreter slavischer Großindustrie Theil am Zuge genommen. Das Geschäft, welches die Slowaken in Mausefallen und Drahtarbeiten durch Böhmen und ganz Deutschland betreiben, ist in der That nicht zu verachten! Neben Juchtenleder und Turgeniews Romanen sind jene Mausefallen in der That die wichtigsten slavischen Erzeugnisse, die nach Westen wandern.

Unter den Slowaken des Trentschiner Comitats habe ich viele kräftige schön gewachsene Leute, wahre Modelle gefunden. Ihre alte praktische Tracht bewahren sie ungemein treu. Auf dem Kopfe sitzt

der breitkrämpige Filzhut, die in der Mitte gescheitelten meist schwarzen Haare, welche das ausdrucksvolle, gebräunte Gesicht einrahmen, fallen bis auf die Schultern herab. Nur der lange Schnurrbart bleibt stehen, der übrige Bartwuchs wird abgeschoren. Das eine Hemd aus grober Leinwand, welches die ganze weite Reise aushalten muß, ist mit Fett getränkt; die eng anliegende, einst weiße Hose aus einem dicken Wollstoffe wird unten von Bundschuhen zusammengehalten. Als Mantel, als Decke, als einziges Kleidungsstück, welches den Oberkörper schützt, dient im Sommer wie im Winter die grobe wollene Bunda, welche über die Schultern geworfen wird und deren einer Aermel unten zugenäht ist und so einen Sack bildet, in dem allerlei Kleinigkeiten aufbewahrt werden. Das wenige Handwerkszeug, die Drahtzange u. s. w., befindet sich in einer ledernen, umgehängten Tasche, deren Gurt mit einem kleinen Christusbildchen (Panbitschek) aus Messing geziert ist. Einige Rollen Draht, ein Paar fertige Mausefallen und einige Pfeifenräumer vollenden die Ausrüstung des Slowaken.

Der Slowake in der Fremde lebt merkwürdig genügsam, es sei denn, daß er hier und da dem Branntwein etwas zu sehr zuspricht. Gern nimmt er vorlieb mit den Resten einer ihm dargebotenen Mahlzeit, unbemerkt bereitet er sich im Walde ein wahres Indianeressen. Wo ihrer mehrere zusammen rasten, da wird oft ein kleines Feuer angezündet; Pilze, im Walde gesammelt, werden dann, mit Salz bestreut, in den Kohlen geröstet und das schwarze in Scheiben geschnittene Brot auf Stäben über die Kohlen gehalten und so gebraten; ist etwas Speck vorhanden, so wird er gleichfalls an ein Holz angespießt und mit dem schmelzenden Fett die Brodkruste getränkt. Das ist ein echtes und nicht unschmackhaftes Slowakenmahl.

Rückt der Slowake in ein böhmisches Dorf ein, dann läßt er sein dratowat (Draht binden) erschallen. Er flickt Siebe und Gitter,

umstrickt alte Töpfe und arbeitet zierlich und geschickt kleine Ketten aus Draht. Der platte Boden vor der Hausthür ist seine Werkstatt, die kurze, mit Glöckchen verzierte, ungarische Pfeife mit dem braunen Schemnitzer Thonkopfe sein treuer Gefährte bei der Arbeit, wenige Kreuzer sind sein Lohn. Wohin er auch in Böhmen kommt, er ist beliebt und gern gesehen: selten ist er zu Excessen geneigt, denn die große Sparsamkeit, welche dem Slowaken im allgemeinen eigen ist, bewahrt ihn meistens vor unnützen Ausgaben. Namentlich zur Weihnachtszeit, wenn der deutsche Tannenbaum auch in der niedrigsten tschechischen Chalupe seinen Lichterglanz durch den engen Raum verbreitet, und der Dorfhirt durch Blasen auf der Schalmei die Geburt des Christkindes verkündet, blüht der Waizen der Slowaken. Dann zieht er von Hütte zu Hütte mit seinen Gefährten und singt geistliche Quartette (Koledagesänge), die ihm ein Almosen eintragen. Hat er auf seiner Wanderschaft funfzig, oder wenn es hoch kommt, hundert Gulden verdient, dann wandert er wieder heim in seine rauhe, bergige Karpathenheimat, in die armen Gegenden des Trentschiner Komitates im nordwestlichen Ungarn. Dort reicht das Ersparte hin, um ein Hüttchen zu kaufen und zu heirathen. Geht es ihm in der Folge schlecht oder tritt Miswachs ein, dann zieht er wohl ein zweites und drittes Mal auf die Wanderschaft und läßt Weib und Kind daheim. Aber „zum Stabe" greift er nicht, denn er geht ohne einen solchen in die Welt.

Ist der Zigeuner mit dem kleinen Roß, mit der Geige und den wahrsagenden Weibern durch das Dorf gezogen, hat der Slowake sein „dratowat" (Draht binden) erschallen lassen, dann kommt anderes fahrendes Volk in lichten Haufen herbei. Da ist der Schacherjude, der den Mädchen Bänder und Tüchel aufschwätzt, die später gleich Zunder zerfallen; da ist der „Flaschinettlmann," alias Drehorgelspieler, mit herzzerreißenden tschechischen Nationalliedern; der Got-

schewer aus Krain, der mit Südfrüchten handelt; der Biersiedler und Harfenist, der in der Schenke die Bauern mit wüsten Liedern erfreut, und der christliche Concurrent des Dorfjuden, der „Kastlitschkarsch" (Kastelmann), eine Art Tabuletkrämer, der seine Waaren anzupreisen beginnt, die aus allerhand kleinen Culturbedürfnissen bestehen. Er redet Tschechisch, und doch wird jeder Deutsche verstehen, was er anbietet: Federmesste, Pomadi, Pleiweisi (Bleistifte), Schnupftüchl, Kravatle, Pfeifki, Zahnbürschtle, Bortwichs u. s. w. — lauter gut tschechische Wörter!

Wenn auch der Kastelmann wieder seines Weges gezogen ist, dann erscheinen die „Komedianti" um ihre „Kunsti" aufzuführen. Equilibristen kennt man auch bei uns zu Genüge: die Marionettenspieler jedoch sind in Deutschland selten geworden, und ich glaube, daß dies zu beklagen ist, denn gut aufgeführte, heitere oder ernste Stücke können, auch durch Puppen dargestellt, in gewisser Beziehung dieselbe Wirkung auf das Volk erzielen, wie die große Bühne. In Böhmen aber ist der Marionettenspieler noch ein gesuchter und gern gesehener Mann.

Ein als Bajazzo verkleideter Mann durchschritt mit einer großen Trommel die Straße des Dorfes und theilte nach rechts und links Zettel aus, die mit rother Farbe auf graues Papier schablonirt folgende Unterschrift hatten: České Diwadlo s Figurama! „Tschechisches Theater mit Figuren," und dann hieß es weiter in böhmischer Sprache: „Heute wird der Unterzeichnete die Ehre haben, nachstehendes Schauspiel aufzuführen: Doktor Faust, Drama in 5 Akten. Der Schauplatz ist im Wirthshause. Der Anfang um 7 Uhr. Wozu höflich einladet Josef Winizky."

An ein tschechisches Wirthshaus auf dem Lande darf man keineswegs hohe Ansprüche machen. Die Küche dient gewöhnlich auch als Gastzimmer oder der Kochheerd ist wenigstens so eingerichtet, daß er

ein Nebenzimmer zugleich heizt, welches für die Gäste bestimmt ist. Dann vermischt sich dort der Dampf des gemeinen österreichischen Tabaks mit dem Dunste aus den Töpfen der Frau Wirthin, der im Winter als feuchter Ueberzug sich auf den Wänden niederschlägt oder wohl auch in kleinen Bächen herabrieselt. Geräth ein Fremdling zwischen die Arbeiter und Bauern, die hier mit italienischen Karten das beliebte „Schestadwacet" (Sechsundzwanzig) spielen, so kann ihm wohl bei den slavisch-lebhaft gestikulirenden Gestalten, welche das Trinken und Fluchen gehörig verstehen, etwas ängstlich zu Muthe werden, zumal wenn in irgend einer Ecke des verräucherten Zimmers ein Schwarm Slowaken zusammengekauert liegt, die mit ihren langen schwarzen Haaren, den breitkrempigen Hüten und der grobwollenen Bunda hier Rast von ihrer weiten Wanderung aus den Karpathen machten. Die Hühner des Wirthes laufen gackernd umher und suchen Brosamen unter dem Tische zusammen. Sie sind in Böhmen wirklich Hausthiere, keine Hofthiere.

So war auch das Wirthshaus beschaffen, in dem Winizky die Bretter aufgeschlagen hatte, welche die Welt bedeuten. Der ohnehin enge Raum war dadurch zu einem kleinen Stübchen zusammengequetscht worden, und Kopf an Kopf drängte sich das schaulustige Publikum, welches die „Pimperln", so heißen die Marionetten in Oesterreich, bewundern wollte. Ein „Flaschinettl", Leierkasten, diente als Orchester, und nur nationaltschechische Weisen, wie das dem Liede „Noch ist Polen nicht verloren" nachgebildete Hej Slováne! und das tschechische Fraglied: Kde domov můj? (Wo steht mein Vaterhaus?) ertönten. Auf dem Vorhange war der doppelschwänzige böhmische Leu angebracht und die hochtönende Inschrift „pro vlast' a krali", für König und Vaterland, zierten den Fries der kleinen Bühne. Das war die slavische Außenseite, aber der Kern, das Spiel selbst war deutsch, wie wir bald sehen werden. Die Personen des

allerdings bedeutend mit tschechischen Zuthaten versetzten „Dramas" sind folgende. Der König und die Königin von „Portugalo", Dr. Jan Faust und sein „Lakai" Wagner (gelegentlich auch in der Uebersetzung „Kolař" genannt). Mefistafel und einige andere Teufel. Kasperle. Die schöne Helena. Zwei Rüpel und einige Erscheinungen.

Der Vorhang geht auf. Faust sitzt in mittelalterlicher Rittertracht vor einem großen Buche und studirt; er ist unzufrieden mit sich und der Welt und will sich dem Teufel verschreiben, aber ein guter Engel zur rechten Seite warnt ihn, während links ein böser Geist auftritt und die Oberhand behält.

Nun erscheint der „Lakai" Wagner, um zwei fremde Studenten anzumelden, welche, durch den Ruhm des Doktors angezogen, zu ihm kamen, um ihn zu sehen und zu sprechen. Während Faust abgeht, um sie zu empfangen, tritt Kasperl, die kleine lustige Figur, auf und macht seine schlechten Witze, guckt in das aufgeschlagene Zauberbuch und setzt sich auf dasselbe, um vielleicht durch diese Geberde den Sinn der lateinischen Schrift zu enträthseln. Hierüber geräth er mit dem herbeigekommenen Wagner in Streit. So schließt der erste Akt.

Im zweiten finden wir Faust tief im Walde mit der Bildung eines Zauberkreises beschäftigt, welcher sich etwa so gestaltet, wie jener, den Kaspar in der Wolfsschlucht herstellt. Nun wird der schnellste Teufel zitirt. Der erste, Pick, genügt nicht; dagegen findet Mefistafel, welcher in einer Minute von Persien nach Böhmen durch die Lüfte gesaust ist, den Beifall des Doktors. Er wird auf 36 Jahre als Diener angenommen, wogegen Faust folgende fünf Punkte eingehen muß: Erstens, er darf Niemanden etwas borgen. Zweitens darf er nie in die Kirche gehen. Drittens kein Almosen reichen. Viertens sich nicht verheirathen, und endlich fünftens muß er einen Kontrakt mit seinem Blute unterzeichnen. Das hierzu nöthige Blut

saugt ihm Mesistafel aus der Hand, und auf der dadurch entstandenen wunden Stelle erscheinen die warnenden Worte: homo fuge! Jetzt kommt auch Kasperl in den Wald und erblickt den Zauberkreis, den er für einen Vogelheerd hält. Er steigt hinein und beschließt, Vögel zu fangen. Auf sein Geschrei und sein „Perlicke, Perlocke" erscheinen die Teufel, die er für große Eulen ansieht und auf alle mögliche Art foppt, indem er sie fortwährend durch den Ruf „Perlicke" citirt und durch „Perlocke" wieder verschwinden läßt. Schließlich flüchtet er sich vor den ergrimmten Teufeln, indem er den Zauberkreis auf dem Rücken mit fortnimmt.

Kasperl tritt nun, im dritten Akte, bei Faust in Dienste; dieser ist zum König von Portugalo, dessen Land auf einer großen Insel, dreihundert Meilen von Böhmen entfernt, liegt, gereist. Kasperl setzt ihm nach, indem er auf Mesistafel dahin reitet; dieser läßt ihn in der „Hauptstadt Portugalo" gerade vor dem Könige und dessen versammelten Hofe niederfallen. Faust, der unterdessen als Zauberer berühmt geworden ist, macht nun vor dem Herrscher seine „Kunsti". Unter Anderm muß Alexander der Große und die „krasna Helenoria", die schöne Helena, erscheinen. Beide kommen mit Pferdefüßen, ersterer in der Tracht eines alten böhmischen Herzogs, letztere wie eine Türkin gekleidet. Dann müssen auch noch Goliath und David aus ihren Gräbern erstehen und sich vor dem Könige produciren.

Im vierten Akt spielen Faust und Mesistafel auf der Donau Kegel. Faust wirft stets „olle nein" (alle neun). Noch allerhand Zaubereien werden getrieben, bis Faust, der das Ende seines Kontraktes herannahen sieht, die Reue überkommt. Mit vielem Widerstreben holt ihm Mesistafel das Bild des Heilandes aus Jerusalem, vor dem Faust in langem Gebete niederkniet. Auf alle mögliche Art suchen ihn Teufel aus seiner Andacht zu schrecken, aber ein

guter Engel steht ihm bei. Da endlich holt Mesistafel die schöne Prinzessin von Portugalo, und diese bringt Faust wieder auf die Bahn des Lasters. Er verschwindet mit ihr in einem Nebenzimmer, „um ein Paar Tassen schwarzen Kaffee zu trinken".

Im letzten Akte ist die Dienstzeit Mesistafel's abgelaufen. Achtzehn Jahre sind vorüber, und da der böse Geist auch die Nächte gedient hat, so ist Faust um die Hälfte der Zeit betrogen. Nur wenige Stunden sind ihm noch geblieben, und schauerlich tönt die Glocke, welche anzeigt, wie die Frist allmählich verrinnt. In seiner Herzensangst verschließt sich Faust in sein Studierzimmer und miethet zwei Tagelöhner, kräftige Burschen, die für ihn wachen und durch ihre derben Fäuste den Mesistafel zurücktreiben sollen. Dies sind zwei herrliche Rüpel, die den tschechischen Volkswitz repräsentiren und erst unter sich, dann mit Mesistafel in Streit gerathen. Kasperl ist unterdessen Nachtwächter geworden und ruft die Stunden aus, und als der Ton der Mitternachtsglocke verhallt ist, da ergreift Mesistafel den Doktor, während die Wächter eingeschlafen sind, und führt ihn in die Hölle. Die Wächter, ergrimmt darüber, daß sie um ihre Bezahlung geprellt sind, lassen ihren Zorn an einem Deutschen aus, den sie kräftig durchprügeln.

Dieses tschechische Puppenspiel ist wiederum ein Beleg dafür, wie tief deutscher Einfluß bei den Tschechen Platz gegriffen hat. Man braucht es nur näher anzusehen, und man wird leicht darin ganz den deutschen Faust erkennen, wenige Züge ausgenommen, wohin z. B. das Durchprügeln des Deutschen gehört, das den drastischen Schluß der Komödie bildet. Gerade so populär ist auch Eulenspiegel, oder wie sie sagen „Enschpigel", bei ihnen.

Anders bei den stammverwandten Polen: Sie haben im Edelmann Twardowski einen eigenthümlichen Faust mit durchaus nationalem Charakter; er ist ein Adliger und läßt sich lieber vom

Teufel zur Hölle führen, als daß er sein Wort als Edelmann bräche. Die Worte des Satans: Verbum nobile debet esse stabile, machen den Widerspenstigen zahm. Auch verkehrt der polnische Faust mit Juden, die unter den Stock-Polen die verachtetsten Menschen sind, und dies dient ihm, nach polnischen Begriffen, als würdige Vorbereitung zur Höllenfahrt!

Die „Pimperln" des Marionettenspielers essen und trinken nicht, sie verlangen keine Gage, wie die Besatzung des Thespiskarrens, der zuguterletzt ins Dorf rückt. Die nationale Muse auf dem Lande zu verbreiten, das ist der Zweck der wandernden Schauspielertruppe, aus welcher schließlich das Nationaltheater in Prag sich zu rekrutiren gezwungen ist. Diese „Meerschweinchen", wie sie in der Theatersprache heißen, stehen womöglich noch tiefer als die verwandten Bühnen in Deutschland, sie sind die Krone der fahrenden Leute in Böhmen und wir machen mit ihrer Aufführung den Schluß. Eine Schilderung des Elendes unter diesen Truppen möge man mir erlassen; es ist auch nur eine potenzirte Darstellung dessen, was wir bei ähnlichen deutschen Banden kennen; aber die nationale Muse eines Tyl, Halek, Pfleger oder Neruda hatte stets an Kotzebue, Benedix und Charlotte Birchpfeiffer gefährliche Concurrenten.

Diese umherziehenden Schauspieler in Böhmen, welche in sich den Beruf fühlen, das nationale Drama auch auf dem platten Lande bekannt zu machen, sind sicher die allerelendesten unter den zahlreichen Vaganten. Sie machen auf eine gewisse Bildung Anspruch, versuchen sich in den Formen der besseren Gesellschaft zu bewegen, und thun sich dadurch eine Art Zwang an, welcher ihrem innern Wesen durchaus unangemessen ist. Fortgelaufene Gymnasiasten und Kaufmannsdiener, Mädchen von zweideutigem Rufe und überspannte Seminaristen mit mittelmäßigen Tenorstimmen gesellen sich zu dem eigentlichen Stock, der aus der zahlreichen Familie des Directors

besteht. Gewöhnlich spielt man auf Theilung, fällt der Abend einmal gut aus, dann leben die Leutchen in Saus und Braus, während sie anderseits am Hungertuche nagen.

Der Transport der Gesellschaft und ihrer Habe geschieht meist auf requirirten Bauerwagen von Ort zu Ort. Angelangt, ist gewöhnlich das erste ein Streit mit dem Fuhrwerksbesitzer wegen der Bezahlung der Fahrt. Dann folgen Unterhandlungen mit dem Wirthe, der von den gefürchteten Gästen Vorausbezahlung für die Benutzung seines Tanzsaales verlangt — in Ermanglung dessen manchmal eine Scheuer zur Einrichtung der Bühne benutzt wird. Nun folgen Requisitionen unter den Einwohnern. Hier braucht man einen Stuhl, dort einen alten Frack, oder gar ein Kind, dessen Eltern am Abend, wenn ihr Sprößling auftritt, dafür Freiplätze genießen. Zettel werden ausgetheilt, auf denen sorgsam bemerkt ist, daß sie am andern Tage wieder abgeholt werden. Jedes Mitglied der Truppe ist trotz alles Elendes aber für die theatralische Kunst der Tschechen im höchsten Grade eingenommen, und es hat etwas komisches und rührendes zugleich, wenn man diese Leute für das tschechische Theater in Prag schwärmen hört, bei dem angestellt zu werden, das Ziel ihrer höchsten Wünsche ist.

Wer fern von all diesem Treiben lebt und nicht das platte Land in Böhmen aus eigener Anschauung kennt, wird glauben, hier und da sei Uebertreibung mit untergelaufen. Er gehe und schaue! Der Zustand der öffentlichen Sicherheit, herbeigeführt durch das Zusammenwirken aller oben angeführten Ursachen, ist ein grauenvoller, und Abhilfe dringend geboten. Hic Rhodus, hic salta! möchten wir den Tschechen zurufen. Das ist ein Feld, das auszujäten wäre — eine Arbeit, die mehr Nutzen verspräche, als das Umhertaumeln in der großen Politik, das Aufbauen eines „neuen Factors in der Weltgeschichte."

Nationale Kleinstädter.

Nachhaltig kann eine nationale oder politische Bewegung nur dann wirken, wenn sie bis in die tiefsten Schichten des Volkes dringt, wenn sie das platte Land ergreift, bei dem Kleinstädter und dem Bauern Wurzel faßt. In Böhmen ist dieses im vollendeten Maße der Fall und die tschechische Bewegung hat den gesammten slavischen Theil der Bevölkerung völlig durchdrungen.

Wir haben Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie vor etwa einem Jahrzehnt die systematische Bearbeitung des platten Landes in tschechischem Sinne begonnen wurde und uns später dann von dem großen Fortschritt der nationalen Bewegung in den kleinen Städten und auf den Dörfern überzeugt. Ob man nun nach Rokytzan oder Klattau, nach Pisek, Neuhaus, Jitschin oder Jungbunzlau geht und dort den Fortschritt des nationalen Tschechenthums studirt, man wird überall denselben Erscheinungen begegnen, dieselben Aeußerungen hören: In nationalen Dingen sind die drei Millionen Tschechen einig.

Versuchen wir es, ein Gesammtbild der nationalen Zustände zu geben, wie sie in den kleinen Städten und auf dem Lande sich entwickelt haben. Man erkennt dadurch am besten, wie breit die Basis des heutigen Tschechenthums ist.

Wir haben weiter oben angedeutet, wie die in guter Entwicklung begriffene Blüthe der böhmischen Städte mit einem Schlage durch die nationalen Stürme der Hussiten geknickt wurde. Von jener Zeit an wurde das deutsche Bürgerthum derselben zersetzt und ver-

drängt; von jener Zeit datirt auch der schlimmste Feind alles Städtewesens, die Verarmung, und nur wenigen tschechischen Orten ist es gelungen, durch eine industrielle Thätigkeit sich zu heben.

Mit der Slavisirung sind viele der sittlichen Wurzeln der Bürger abgestorben, aber die ursprünglichen Grundformen des Städtewesens nach deutscher Art, der Rath, die selbstgewählte Gemeinde und der periodische Wechsel der städtischen Aemter sind geblieben. Soweit die Industrie nicht vom Vorkommen der Rohproducte im Lande abhängig ist, hat sie in Böhmen ihren Sitz jetzt in den deutschen Ortschaften und Städtchen aufgeschlagen, während die kleinen tschechischen Städte meist vom Ackerbau leben und eben nur Ackerstädte sind. Bereits S. 148 haben wir auf den Mangel größerer Städte in Böhmen hingewiesen. Hinter Prag, das verhältnißmäßig unbedeutend zunimmt, welche Lücke und dann, wie gering ist die Zahl der Städte überhaupt, die zwischen 10,000 und 20,000 Einwohner haben!*) Schon diese Angaben reichen hin, um ein wenig

*) Die „großen" Städte Böhmens sind folgende; darunter sind Prag, Pilsen, Smichow, Karolinenthal gemischt; Kuttenberg und Kladno ganz tschechisch; Reichenberg, Budweis, Warnsdorf, Eger, Aussig, Teplitz, Leitmeritz deutsch.

	1869:	1857:	Zunahme:
Prag	157,275	142,588	14,687
Pilsen	23,681	14,269	9,412
Reichenberg . .	22,394	18,854	3,540
Budweis . . .	17,465	14,811	2,654
Smichow . . .	15,401	9,147	6,254
Warnsdorf . . .	14,400	11,977	2,423
Eger	13,441	11,012	2,429
Karolinenthal . .	13,387	12,048	1,339
Kuttenberg . . .	12,764	12,727	37
Kladno	11,066	5,499	5,567
Aussig	10,933	6,956	3,977
Teplitz	10,174	6,854	3,320
Leitmeritz . . .	10,023	7,488	2,535

erbauliches Bild von dem Städteweſen eines Landes von über fünf Millionen Einwohner zu machen, und ohne die Deutſchen wäre Böhmen noch nicht einmal ſo weit, es ſtände auf dem Standpunkte der übrigen ſlaviſchen Länder, in denen der ſlaviſche Genius, ungetrübt von germaniſchen Einflüſſen, auf die Schaffung eines Bürgerſtandes und Städteweſens verzichtete. Slaviſche Städte gab es im 13. Jahrhundert in Böhmen gar nicht, dies geſtehen die Tſchechen ſelbſt zu. Jiretſchek (Königinhof. Hndſchr. S. 60) ſagt, daß es im alten ſlaviſchen Böhmen wohl Burgen und Burgleute, aber keine Städte und Städter gegeben habe. Städte im modernen Sinne ſind erſt in jenem Jahrhundert entſtanden; die ſtädtiſchen Gemeinden haben damals durchweg aus Deutſchen beſtanden, neben welchen erſt ſpäter und nur allmählich das „böhmiſche" Element Raum gewann. Die bei alten ſlaviſchen Župenburgen angelegten Städte, Suburbien oder podhradi behielten den tſchechiſchen Namen (ſo Chrudim, Tſchaslau, Leitomiſchl), die an neuen paſſenden Stellen gebauten dagegen führten deutſche oder germaniſirte Namen: Hohenmauth, Köln (Kolin), Bern (Beraun).

Die Phyſiognomie der kleinen tſchechiſchen Städte zeigt bei faſt allen eine auffallende Familienähnlichkeit. Reſte alter Stadtmauern, hier und da mit Thürmen verſehen, umgeben den kleinen Ort, der gewöhnlich nur aus dem Ring*) (dem Marktplatze) und wenigen von dieſem auslaufenden Straßen beſteht, deren Pflaſterung für eine beſſere Zeit aufgeſpart iſt. Das noch ſehr mangelhafte

*) Als Ring (tſch. rink, poln. rynek) bezeichnet man durch ganz Böhmen, Oſtdeutſchland, Schleſien und Polen den meiſt kreisförmigen Marktplatz. Das ſächſiſche Städtchen Königſtein an der Elbe hat auch noch einen „Ring", wohl den nordweſtlichſten in Deutſchland. Wuttke zeigt in ſeinem Städtebuche des Landes Poſen, daß die Marktplätze der deutſchen Städte dort viereckig, die Ringe der Slaven aber rund angelegt waren.

Eisenbahnnetz Böhmens berührt die wenigsten dieser mit der Kultur nur in einem fernen Zusammenhange stehenden Nester, und meist sind es noch die Post oder der Stellwagen, welche den Verkehr mit diesen Städtchen vermitteln. Außer einigen Handelsreisenden, die mit den „Gemischtewaarenhandlungen" des Ortes Geschäfte haben und den Agenten der Lebensversicherungen, kommt selten ein Fremder in die Gassen des Städtchens, dessen schmalbrüstige Häuser mit hinfälligen Giebeln, überhängenden Dachrinnen und alte Kirchen mit schlafmützartigen Thürmen, einen unbeschreiblich beengenden Einfluß auf jeden Ankömmling machen. Abends genügen einige trübe Oellämpchen, gerade um die Finsterniß sichtbar zu machen. Vor den Häusern oder auf deren Hofraume stehen Leiterwagen, Pflügge, Eggen, welche anzeigen, daß die Bewohner eifrig Ackerbau treiben, und im Herbste erklingen mitten im Städtchen lustig die Dreschflegel. Der Name „Ackerbürger" ist für diese Städter trefflich gewählt; sie sind Bauern mit städtischem Anstriche.

„Nicht wenige Ortschaften Böhmens, obgleich sie, weil mit einem Stadtprivilegium begnadigt, den Namen „Stadt" führen, mußten von der Wahlberechtigung für den Bürgerstand, beziehungsweise die ihm zugewiesene Curie, ausgeschlossen werden, weil ihr hauptsächlich in der Landwirthschaft bestehender Erwerb sie dem bäuerlichen Stande näher stellt, als dem bürgerlichen." (Ueber die Vertretung von Handel und Gewerbe im Landtage des Königreichs Böhmen. Denkschrift der Prager Handelskammer 1866. p. 3.)

Ein hartes Urtheil fällt 1860 ein national gesinnter Tscheche, Dr. J. Palazky, in seinen „böhmischen Skizzen" über diese Städtchen und ihre Einwohner. „Böhmen hat eine große Anzahl kleiner, seit drei Jahrhunderten verarmter Städte, die mitunter eine große Vergangenheit haben. Der Bürgerstand ist ihnen aber geblieben, und zwar so, wie er in Europa im Mittelalter (??) war, feig, kriechend,

falsch, philiströs, mit allen Eigenschaften des emancipirten Sclaven, resp. des von der Unterthänigkeit in die Stadt entronnenen Bauers, während die von Kaiser Joseph angebahnte Reform durch die Hauptschulen und die deutschen Gewerbeschulen, so wie die Berührung mit den höheren Ständen in ihm eine Halbbildung, eine Eitelkeit, eine aristokratische Exclusivität erzeugten, die sonst dem Bürgerstande in allen Ländern nicht eigenthümlich sind."

„In ökonomischer Beziehung gehen diese Städtchen zurück, da sie keine Fabriken gründen, und die Manufactur stets abnimmt. Als Beispiel ihres beschränkten Horizontes führen wir an, daß sie sich eher bestreben, die Eisenbahnen sich fern zu halten, als sie in die Nähe zu bekommen. Man begreift, wie solche Orte verfallen müssen, die weder durch besondere Merkwürdigkeiten Reisende anlocken, noch durch lebhaften Handel oder Industrie ihre Bilanz ausgleichen." — Man vergleiche oben (S. 15) Zerotins Schilderung böhmischer Städtchen aus dem Jahre 1590 und man wird keinen allzuauffallenden Unterschied finden.

Außer der Gemeindeverfassung erinnern jetzt nur noch die vielen deutschen Eigennamen der Bürger daran, daß hier einst eine andere Sprache und Nationalität herrschten. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß mindestens ein Drittel der Einwohner dieser Städtchen noch deutsche Eigennamen führt, die dann nach tschechischer Orthographie geschrieben werden; so wird aus Dusel, Schnabel, Schmidt, Singer, Rosenbaum, ein Duzl, Šnobl, Šmid, Cingr, Rosipal. Es ist nirgends schneller mit allen Resten des Deutschthums, die sich durch die Bureaukratie noch erhalten hatten, aufgeräumt worden, als hier, und namentlich war man in Bezug auf alles äußerliche sehr stark, wie denn überhaupt das wichtigste Agitationsmittel, ja man kann sagen manchmal der Zweck der tschechischen Bewegung, in solchen Aeußerlichkeiten und Demonstrationen

besteht. Es kommt bei allem zunächst auf eine möglichst nationale Form an, der Inhalt folgt dann später oder bleibt Nebensache. Das Stadtsiegel führt jetzt eine tschechische Inschrift, die Stadtakten werden in dieser Sprache verfaßt und daß man nur tschechisch redet und vorgibt, das Deutsche nicht zu verstehen, ist selbstverständlich. Der Bürgermeister, früher eine konservative der Regierung ergebene Persönlichkeit, ist nun ein Vollbluttscheche und schreibt sich nicht mehr „Purkmister", sonder Městanosta.

In dem Maße, wie die kleinen Städtchen zum „reinen Tschechenthum" zurückkehren, in dem Maße verändert sich auch manches an ihrer Physiognomie. Die Schilder an den Häusern der ehrsamen Handwerker waren bis vor kurzem in deutscher Sprache abgefaßt, oder sie lauteten in beiden; jetzt gilt es für eine arge Versündigung, ein deutsches Schild auszuhängen, und der Handwerker, welcher dies wagte, würde sich der Gefahr aussetzen, viele Kunden zu verlieren.

Die Gesellschaft in diesen Städtchen zerfällt in zwei scharf getrennte Gruppen. Zu der ersten, an Zahl geringeren Abtheilung, so zu sagen der haute volée, zählen pensionirte und nicht pensionirte Beamte, Ableger des ungeheuren böhmischen Beamtenheeres, mit höchst formellem Tone, Stammsitzen im Wirthshause und konservativer Gesinnung. Viele der wohlhabenderen Insassen und pensionirte Officiere schließen sich ihnen an. Ihrer Nationalität nach betrachten sich diese Leute als „Böhmen", d. h. weder als Deutsche noch als Tschechen, sondern als zweisprachige, meist neutrale Menschen, die aber nach den Umständen, wie gerade der Wind weht, auch dieser oder jener Partei angehören können. Wie die Fledermäuse, flattern sie gesinnungslos zwischen Licht und Finsterniß und ernten deshalb mit Recht selten den Dank irgend eines Theiles. Von der gut tschechischen erbgesessenen Bürgerschaft werden sie spottweise als „Frankfurter" bezeichnet, ein Name, der von den deutschen Parlamentswahlen im

Jahre 1848 her datirt, obgleich diesen Leuten nichts ferner liegt, als der Gedanke an ein deutsches Parlament in Frankfurt.

Der eigentliche Spießbürger aber, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, der Ackerbürger, der ein paar Strich Feld bewirthschaftet, der Geistliche und die Lehrer, das sind die Leute, welche in der hohen Flut des nationalen Getriebes segeln, welche aufmerksam den Stichworten lauschen, die von den Führern in Prag erschallen. Sie verschlingen die Zeitungen, treiben unendlich viel Bierbankpolitik, versammeln sich im Čtenárský spolek, im Leseverein, der Beseda, dem Gesangverein oder im Sokol (Falke), dem Turnverein. Sie sind die leibhaftigen Karrikaturen des Prager Tschechenthums, theilen sich in Jung- und Alttschechen und betrachten das demonstrative Zurschautragen alles specifisch Slavischen als eine ihrer Lebensaufgaben. Von Kindheit an wurde ihre Phantasie mit Bildern einer frühern Größe ihres Volkes und Landes erfüllt, die mit der nackten Prosa der Thatsachen in bedenklichem Widerspruche stehen; der patriotische Haß wurde dadurch genährt, der Glaube an ein entsetzliches ihnen angethanes Unrecht und die Hoffnung auf Wiederherstellung des alten Ruhmes in ihnen befestigt. Sie leben so in einer andern Welt und erstreben Dinge, deren Verwirklichung wohl schwerlich eintreten dürfte. Sie sehen nur das Unrecht, welches ihnen angethan wurde, von den vielfachen Wohlthaten, welche dasselbe hundertfach überbieten, ist keine Rede. Samo und Přemysl, Libuscha und andere halbmythische Personen erhitzen ihr Gehirn und die Vernichtung des deutschen Wesens ist ihr Ziel, damit die große Aera slavischer Gesittung und allgemeiner Wohlstand in Böhmen anbrechen kann. Ein wesentliches Stück in dem nationalen Leben dieser Leute ist die neu eingeführte „tschechische Kleidung".

Im ganzen civilisirten Europa ist man jetzt übereingekommen, die französische Tracht allgemein als diejenige der gebildeten Stände

anzuerkennen. Was in Spanien, Italien oder selbst Griechenland von alten Nationaltrachten noch in höheren Kreisen getragen wird, verschwindet allmählich vor Cylinderhut und Frack, die auch jenseit des Oceans eine unbestrittene Herrschaft errungen haben und so als kosmopolitisches Costume der civilisirten Nationen betrachtet werden können. Daß diese Kleidung darum gerade schön und praktisch sei, wollen wir damit keineswegs behauptet haben. Nur noch fest halten an der alten Tracht in Europa, der Bauer theilweise, und die weniger civilisirten, namentlich die östlichen Völker. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß volksthümliche Trachten, wenn sie durchführbar wären, auch ihre gute Seite haben, wie dies der alte Friedrich Ludwig Jahn in seinem „Deutschen Volksthum" hervorhebt, der seiner Zeit manche Lanze für eine deutsche Nationaltracht gebrochen hat. Doch ist der „deutsche Rock", mit welchem die Studenten 1817 auf die Wartburg zogen, ein todtgeborenes Kind geblieben.

„Der Ungar trägt seinen Attila, der Pole Konföderatka und Tschamarka, und unsere Brüder Serben und Montenegriner gehen in ihren bunten Kleidern, warum sollen wir Tschechen zurückstehen?" So fragte man sich und darum — ein Königreich für eine Nationaltracht! Als natürliches Muster hätte sich den Tschechoslaven am ersten die Hanakentracht dargeboten, sie lag ihnen am nächsten und fiel in ihr Stammesbereich, aber grellroth und ein weiter blauer Mantel darüber, das wäre doch ein wenig zu auffallend gewesen. Man griff daher nach dem polnischen Muster, das nun leider, wie Freiher v. Haxthausen in seinem Werke „Transkaukasia" gezeigt hat, seinerseits den Tataren entlehnt ist. Der ausübende Künstler, welcher nach diesem tatarisch-polnischen Modell im Jahre 1848 die tschechische Nationaltracht ins Leben rief, war nur ein deutsches Schneiderlein aus dem schönen Rheinlande, dessen Namen Hassenteufel den

germanischen Ursprung nicht verleugnet. Die neue „originelle" Kleidung ward in den Zeitungen gehörig ausposaunt, von der Jugend mit Enthusiasmus ergriffen und als Erkennungszeichen gegenüber den verhaßten Deutschen getragen. In der Bach'schen Reactionsperiode ging das Schneiderwerk wieder schlafen, um im Jahre 1860 aufs Neue aufzuerstehen. Zu der „erhabenen" Seite der tschechischen Nationalstrebungen bildet diese Volkstracht gewiß den lächerlichen Revers; denn, umgekehrt wie in allen andern Ländern, trägt das eigentliche Volk sie nicht, sondern nur der tschechische Städter und dieser auch nur zum Theil.

Dem kleinstädtischen Philister, der sich im Copiren Prags übt, kam aber dieses Geschenk sehr willkommen. Der Hauptbestandtheil der Tracht ist die Tschamara, ein mit Schnuren und Litzen besetzter Rock; auf dem Haupte sitzt kühn der „slavische Hut" (slovanský klobouk). Soll die Kleidung vollständig sein, so dürfen Stiefeln, die bis an die halbe Wade reichen, nicht fehlen. Mit grimmigem Blicke schaut ein solcher „Tschmarist" jeden Deutschen an, wenn er auch selbst Huberle oder Müller heißt, und aus seiner Brusttasche schaut unfehlbar die neueste Nummer der „Narodni listy". Den Aufzug vollendet ein dicker Knüppel, als dessen Handhabe ein eiserner Žižkakopf dient. So angeputzt wähnt sich Huberle um mindestens vier Jahrhunderte unter die alten Hussiten zurückversetzt und denkt daran, wie er in einer neuen Schlacht bei Aussig tausend Deutsche erschlagen will. Ergötzlich bleibt, wenn es, wie auch häufig genug vorkommt, bei einem solchen Manne mit der tschechischen Sprache nicht recht fort will und er plötzlich deutsch zu reden anfängt. Denn die nationalen Renegaten sind diejenigen, welche sich in einer derartigen Maskentracht am liebsten zeigen.

Eine besondere Abart dieses Costümes ist dasjenige, welches die tschechischen Turner tragen. Unter dem Namen „Sokol" (der

Falke) haben sich in Prag und vielen kleinen Städten Böhmens Turnvereine gebildet, die, nicht zufrieden mit der einfachen Tracht deutscher Turner, sich eine förmliche Komödiantenkleidung schufen, deren kunterbunte Zusammensetzung: Ungarische Tschikoshüte mit Falkenfedern, rothe Garibaldihemden, Pumphosen und polnische Stiefeln nicht verfehlt, viele Mitglieder anzulocken, denen es weniger um das Turnen, als um diese Uniformirung zu thun ist.

Alle diese Aeußerlichkeiten, wozu sich noch demonstrative Leichenbegängnisse, nationale Todtenmessen u. dergl. gesellen, verfehlen ihren Zweck nicht: des rohen Volkes gedankenlose Masse für die Pläne der nationalen Tschechenführer zu gewinnen. Das wirkungsvollste und interessanteste Mittel zur Hebung des Patriotismus ist jedoch eine Beseda.

Das Recept zu einer solchen ist überall das nämliche. Die Besedi sind rein nach der Schablone gearbeitet, nur mehr oder weniger luxuriös ausgestattet; namentlich in Prag, wo der Schimmer des großstädtischen Lebens sich über dieselben ergießt. Die Bedeutung des Wortes Beseda ist ursprünglich eine vielseitige: Unterhaltung, Schmauserei, Casino, Zusammenkunft, dies alles wird dadurch ausgedrückt, jetzt ist jedoch das nationale Gepräge die Hauptsache geworden und ohne dieses kann eine solche musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung nicht mehr stattfinden. Der streng tschechische Anstrich wird in der Ausschmückung des Lokales, in der Kleidung und Sprache der Anwesenden, in den Tänzen und Vorträgen, kurz in allem festgehalten, und der Geist der Wenzelskrone schwebt über dem Ganzen. In den kleinen Landstädten, wo der Jahrmarkt und die Besedi die einzigen Unterbrechungen im ewigen Einerlei des Lebens sind, nehmen letztere häufig einen karrikirten Anstrich an.

„U českého lva“ — zum böhmischen Leu — so heißt das einstöckige Gasthaus des Städtchens, in dem wir einer Beseda beiwohnen

wollen. Ein gefälliger Bekannter hatte uns gegen einen Papiergulden die Eintrittskarte besorgt, welche uns besagt, daß der Reinertrag des Unternehmens dem tschechischen Nationaltheater in Prag gewidmet ist. An der Thüre des Saales empfingen uns die Leiter der Beseda, Bürgersöhne und Prager Studenten, welche die Ferienzeit dazu benutzten, um hier als nationale Apostel zu wirken. Sie waren alle mit der Tschamara angethan und Schleifen in den Landesfarben bezeichneten ihre Würde. Auch der Saal ist roth und weiß decorirt, die Büsten und Bilder nationaler Vorkämpfer der böhmischen Krone heben sich, von Blumen und „slavischen Tricoloren" umgeben, von der Wand ab.

Die Hauptfront des Saales zeigt eine große Decoration. In der Mitte hängt das böhmische Wappen: der weiße Löwe im rothen Felde. Links davon der roth- und silber-geschachte Adler Mährens, rechts der schwarze Aar Schlesiens. Darunter in Medaillons, nur etwas kleiner, die goldene Mauer der Ober- und der rothe Stier der Niederlausitz, eine Anspielung auf diese Länder der böhmischen Krone, die leider für immer den Tschechen verloren sind. Ueber den Wappen erglänzte die goldene „Wenzelskrone", rings um dieselben bauschten sich mächtige roth-weiße und blau-weiß-rothe Fahnen. Dieser Trophäe gegenüber schaute aus frischem Tannenreisig uns die weiße Gypsbüste des verstorbenen Journalisten Karel Havlitschek-Borowsky entgegen, der einst den denkwürdigen Ausspruch that: „Lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit!" Ihm zu Seiten Rieger und Palazky. Wie sollte in dieser Umgebung das tschechoslavische Herz nicht höher schlagen! Sah es doch seine Vorkämpfer dort stehen, leuchteten ihm doch die roth-weiß-blauen Fahnen entgegen, die aus Gott weiß was für einem Grunde „slavisch" genannt werden! Von nah und fern drängte sich das Publikum heran und opferte seinen Gulden auf dem Altare des Nationaltheaters. Beamte

und kleine Grundbesitzer aus der Umgebung und die Bürger des Städtchens selbst mit Weib und Töchtern eilten herbei. Was eine Tschamara besaß, der hatte sie sicher heute angelegt, und eine rothe Halsbinde dazu, mit einem silbernen Löwen als Busennadel darauf. Die Töchter der nationalgesinnten Väter erschienen im „slavischen Mieder" mit Kränzen von frischem Lindenlaub in den Haaren, denn die Linde ist der heilige Baum der Slaven und „slovánska lipa" wird gern im Gegensatz zu „deutsche Eiche" genannt. Ich brauche nicht hervorzuheben, daß die Unterhaltung fast ausschließlich in tschechischer Sprache geführt wurde; in unbewachten Augenblicken kehrte freilich bei manchem das geschmähte Deutsch zurück, aber er verbesserte sich schnell, wenn ihn der grimmige Blick eines Tschamaristen traf.

Der Gesangverein des Städtchens eröffnete nun mit einem nationalen Chor „Vltava" (die Moldau) die Festlichkeit. Der Strom des Landes ward darin gepriesen, der, mächtig von den Bergen Böhmens herabströmend, am festen Wischehrad vorüber braust, von wo einst Libuschas ruhmreich über das Land herrschte. Jetzt tritt ein Redner auf. Mit „slavische Brüder" redet er die Gesellschaft an. Er preist die Tugenden der alten Slaven und zeigt uns in rosenfarbigem Lichte ihre hohe Kultur zu einer Zeit, als die Deutschen sich noch in Bärenfelle kleideten und Eicheln verzehrten. Er beweist, wie ursprünglich alles Gute, Wahre und Schöne seinen Sitz im Herzen der Tschechen aufgeschlagen hatte und wie das, was am Volke noch fehlerhaft und schlecht sei, einzig dem Einflusse der „cizozemci" (Fremdlinge, worunter natürlich die Deutschen zu verstehen sind) zugeschrieben werden müsse. Mit einem Sláva česko-slovanskému národu, Heil dem tschechoslavischen Volke! schließt er den mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Vortrag. Nun folgt eine junge Dame, entschieden die interessanteste Erscheinung des heutigen Tages. Feuer spricht aus

ihrem ganzen Wesen und die großen Augen glühen von Begeisterung; alle Bewegungen an ihr sind dramatisch und man sieht es ihr an, daß patriotischer Enthusiasmus ihr Nervensystem hebt und aufregt. Die jungen Herren in der Tschamara geleiten sie auf die Bühne und unter rauschendem Applaus singt sie Kajetan Tyls Nationallied: Kde domov můj? Männerchöre und humoristische Vorträge, in denen die dummen Deutschen den Lachstoff abgeben müssen, beschließen den officiellen Theil der Beseda, die entschieden ihren Zweck erfüllte, belebend auf das Nationalgefühl einzuwirken und die Halben und Unschlüssigen zu bekehren.

Die nachfolgende gesellige Unterhaltung trennt die Besedatheilnehmer in verschiedene Gruppen. Während das junge Volk nach nationalen Melodien im Saale tanzt, ziehen sich die älteren Männer und diejenigen, welche politisiren wollen, in die Nebengemächer zurück. Dort sind auch einige Agitatoren aus Prag thätig, welche mit der nationalen Gesinnung des Städtchens noch nicht zufrieden, die Leidenschaften zu einer immer höheren Stufe hinaufzuschrauben bemüht sind. Die tschechische Agitation ist in ein System gebracht, das, wie eine Spinne ihr Netz ausdehnt, sich über das ganze Böhmerland verbreitet, soweit die slavische Zunge klingt.

Jetzt beginnt das Bier seine Hauptrolle zu spielen. Einige tschechische Studenten leisten darin ebenso erkleckliches, wie ihre deutschen Commilitonen. Im Chorus stimmen sie das Volkslied O Velvary! Kde jsou mé tolary! „O Welwarn! Wo sind meine Thaler hin!" an — was fast als freie Uebersetzung des Heine'schen „Meine güldenen Dukaten, sprecht, wo seid ihr hingerathen?" erscheinen könnte. Dann unterhalten sie sich von den neuesten Erfolgen der tschechischen Partei und stoßen auf das Heil Böhmens an.

Merkwürdige Kontraste zeigt die Gesellschaft an einem anderen Tische. Das große Wort führt dort der Wundarzt des Städtchens,

der „pan doktor“. Trügt nicht alles, so ist er ein Jude, auch sein Name hat keinen tschechischen Klang; aber er ißt mit Ostentation Schinken und ich kann mich daher wohl irren. Rabiater als er raisonnirt keiner auf die Deutschen und doch sagt mir der Accent seiner Aussprache, daß er nur ein Ueberläufer ist, einer von den wenigen Israeliten, die in das tschechische Lager gingen. Ein Kaplan secundirt ihm. Als ich mich dem Tisch näherte, lud man mich freundlich zum Niedersetzen ein und es dauerte nicht lange, so wurde das Gespräch auf die Deutschen gelenkt. Man mochte es meinen Mienen angesehen haben, daß ich von vielem, was ich gesehen hatte, nicht sehr erbaut war und suchte daher einzulenken. „Herr College (der gegenseitige Doktortitel berechtigt in Oesterreich zu dieser Ansprache), so wendete sich der Wundarzt zu mir, Sie mögen hier manches harte Wort gegen die Deutschen gehört haben, aber die „aus dem Reiche“ sind damit nicht gemeint, es gilt dies nur unseren Feinden, den Deutsch-Böhmen, unter deren Drucke wir so lange seufzten. Das rechtfertigt und erklärt diesen edlen Haß.“

„Unser Haß ist nicht erst von heute, nahm nun der Kaplan das Wort, er ist uns von den Vätern vererbt, mit der Muttermilch eingetränkt worden und er erwacht immer mehr — ein Ausgleich ist nur dann möglich, wenn uns unser volles Recht wird. Unser Programm bleibt Riegers Wahlspruch: Nedejme se! Ergeben wir uns nicht!“

„Aber wie können Sie mit Ihrem Haß sich nur an die Deutsch-Böhmen allein wenden, die doch ein Theil unserer Nation sind, und wenn er sich äußert, wird doch unter den Deutschen im Allgemeinen kein Unterschied gemacht. Sie treten damit zugleich gegen Deutschland auf, zu dem Böhmen vermöge seiner geographischen Lage stets in Beziehung bleiben muß und wird, worauf die Tschechen schon der Lauf der Elbe hinweist, die nicht etwa in den finnischen Meerbusen, sondern in das deutsche Meer mündet.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie hier unterbreche, fiel mir der Kaplan ins Wort. Sie haben den Ausdruck „die Tschechen" gebraucht; dagegen muß ich protestiren. Wir heißen „Böhmen" und schon auf dem ersten Landtage (1861) wurde entschieden, daß wir so und nicht anders genannt werden sollen."

Ich mußte hier schweigen, wenn ich nicht ungemüthliche Scenen herbeigeführen wollte. Denn an der Echtheit der Königinhofer Handschrift zweifeln, oder einen Tschechen bei seinen wahren Namen nennen (sie selbst nennen sich Čechove), ist in nationaler Gesellschaft nicht gerathen, da das tschechische Protestiren leicht in Handgreiflichkeiten ausartet. Dadurch aber, daß die Tschechen „Böhmen" genannt sein wollen (ein Gefallen, welchen ihnen die Deutschen nicht thun), wünschen sie anzudeuten, daß sie das herrschende Volk des Landes und daß ihre Bestrebungen die des Landes überhaupt sind.

Die Bezeichnung Tschechen für die slavischen Böhmen in der deutschen Sprache ist übrigens keineswegs neu, gebrauchte sie doch selbst Palazky z. B. in seiner Abhandlung über die slavischen Volksstämme in Europa, die in den „Jahrbüchern des böhmischen Museums" abgedruckt ist. Dort heißt es S. 83: „Selbst unsere Czechen hießen bei ihnen (den Deutschen) nur Wenden, bis diesen Namen der eben so unrichtige als gelehrt geographische der Boheimer, Böhmen nach und nach verdrängte." Das war richtig und vorurtheilsfrei.

An dem benachbarten Studententische ging es immer lauter und lustiger zu. Ein junger, in Prag studirender Bulgare, welcher, um an der Beseda Theil zu nehmen, hierher geeilt war, redete in bulgarischer Zunge. Er ging in bulgarischer Nationaltracht und trug die Tschubara, die große Mütze aus Schafpelz. Nur der bulgarische Zopf fehlte ihm, diesen hatte er der Civilisation zum Opfer gebracht. Ob ihn seine tschechischen Commilitonen verstanden, wage ich nicht zu behaupten; jedenfalls thaten sie aber so und der junge

Macedonier, welcher aus weiter Ferne nach Prag geeilt war, um dort sich slavisch auszubilden, war unter ihnen in seiner Eigenschaft als „ferner slavischer Bruder" eine gerne gesehene Erscheinung. Als er das Glas ergriff und auf das Wohl des russischen Zaren trank, da jauchzte der ganze Chorus der Studiosen: At'žije! Er lebe! Nun war ein ergiebiges Thema angeschlagen und dem Panslavismus wurden Opfer in Gestalt wohlgefüllter Bierseidel gebracht. Ein älterer Student behandelte den Gegenstand in würdiger Weise vom literarischen, politischen und historischen Standpunkte. Das Glas hoch erhoben in der Rechten stand er da und deklamirte ein Sonett aus Kollars Slavi dcera (die Tochter des Ruhmes):

O Slavien, Slavien, Namen süßer Klänge
Und voll der schmerzlichsten Erinnerungen.
Zertreten hundertmal, hast aufgerungen
Du stets Dich neu zu höhrer Ehren Menge.

Indem ich darüber nachdachte, wo eigentlich dieses geographisch unbekannte „Slavien" liege, stießen die Studenten auf die Montenegriener, die Serben, die Kroaten, Bulgaren, Ruthenen und andere Kulturvölker an, von denen einst das wahre Heil der Welt zu erwarten steht und feierten Johann Kollar, dessen Ideen bei ihnen tiefe Wurzeln geschlagen zu haben schienen.

Alle diese Aeußerungen sind bezeichnend; sie charakterisiren die Stimmung der tschechischen Kleinbürger und die Richtung, welche sie eingeschlagen haben. Ihre ganze Thätigkeit concentrirt sich in der nationalen Frage und in dem, was damit zusammenhängt. Diesem opfern sie alles oder ordnen ihm alles unter. Nur hierin suchen sie den Fortschritt, weniger in hundert anderen Dingen, die diesen armen, kleinen Städten unendlich viel nothwendiger wären. Das auf die Spitze getriebene Nationalitätsprincip ist ein barbarisches, wenn ihm Civilisation und Freiheit zum Opfer gebracht werden; denn Civili-

sation, Friede und Freiheit sind mehr werth, als jener heuchlerische Nationalismus, der sich über alles andere erhebt, der sich in keinem gebildeten Staate, sondern nur da durchführen läßt, wo der centralisirte Despotismus und die Barberei herrschen. Centralisirter Despotismus in nationalen Dingen wird jedoch von den Tschechen angestrebt und der Schaden, der hieraus entsteht, fällt auf sie eben so wie auf die Deutsch-Böhmen zurück.

Die Zahl der wirklichen Deutschen, welche in Folge des nationalen Treibens in das tschechische Lager übergingen, ist keineswegs gering. Die Schreibung ihrer Eigennamen nach tschechischer Orthographie macht gewöhnlich den Anfang und bereitet so den Deckmantel für den Ueberläufer. Aus einem „Thiersch" ward erst ein „Tirsch" und zuletzt ein „Tyř". Das hat jedenfalls die Einfachheit voraus. Doch ist man, trotz des eifrigen Copirens der Magyaren, in Böhmen noch nicht bis zu der Uebersetzung oder gänzlichen Umänderung des Eigennamens gediehen. In ungarischen Blättern werden dagegen tagtäglich „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung" Namensänderungen angekündigt. Die Lächerlichkeit dieser Art Reißlauferei ist für die Tschechen noch nicht angebrochen, aber es fehlt nicht an zahlreichen Renegaten, die häufig nicht einmal ordentlich tschechisch sprechen können, wenn sie auch auf die Deutschen am lautesten schimpfen. Bei den meisten Völkern werden Renegaten mit einer Mißachtung betrachtet, man bedient sich ihrer, wo man sie gebrauchen kann, allein zu Ansehen gelangen sie selten. Anders bei den Tschechen, die mit offenen Armen die Ueberläufer aufnehmen, glorificiren und diejenigen in ihren Karyphäenhimmel erheben, die bei uns noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehen würden.

Ist dieses für die Tschechen selbst ein arges Armuthszeugniß, daß solche Art Leute bei ihnen zu Ansehen gelangen konnten, so ist der Schimpf für die Deutschen nicht minder groß. Gerade in Oester-

reich finden wir leider den Fall sehr häufig, daß wegen äußerer Umstände, aus Eitelkeit, Gewinnsucht, Modethorheit u. s. w. Deutsche zu den weniger cultivirten Nationalitäten überlaufen.

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß der tschechische Kleinstädter im großen Ganzen auch heute noch ein zweisprachiger Mensch ist. Aus den Zeiten, als noch der Schulunterricht deutsch war, ist ihm die Kenntniß unserer Sprache geblieben, doch wendet er sie jetzt nur ausnahmsweise und ungern an, er heuchelt, was zum nationalen Tone gehört, gerne, daß er dieselbe gar nicht versteht. Mit einer wahren Wuth geht er gegen alle deutschen Wörter zu Felde und merzt sie aus, wo er nur kann; er bürgert auch die neuen in Prag erfundenen Ausdrücke sehr schnell bei sich ein und wird dadurch dem Bauern und niedrigen Manne häufig unverständlich. Da jetzt die Schulen rein tschechisch sind und die Aemter, wie recht und billig, in tschechischen Gegenden mit den Parteien wieder tschechisch verkehren, so gewinnt diese Sprache innerhalb ihres eigenen Gebietes allmählich alle ihr entrissenen Kreise der Gesellschaft zurück. Wie der Flaming denkt auch der Tscheche: „Die Sprache ist das ganze Volk."

Es mag hier der Ort sein, etwas über die gegenseitige Einwirkung der beiden Sprachen in Böhmen zu sagen und diejenigen Deutschen aufzuklären, die immer noch denken, das Tschechische sei ein untergeordnetes Idiom. Untergeordnet, was Bedeutung und Verbreitung betrifft, gewiß; nicht aber was Schönheit und Reichthum der Sprache selbst angeht. Daß sie von geringem praktischen Nutzen für den Deutschen ist, liegt auf der Hand, und freiwillig erlernen nur wenige Deutsche das Tschechische.

In den Sprachgrenzdistrikten, wo die Nothwendigkeit dazu vorliegt, sind die Deutschen von selbst auf das Erlernen des Tschechischen eingegangen, und hier hilft ein sehr praktisches Mittel allen etwa durch Einsprachigkeit hervorgerufenen Uebelständen ab. Man

tauscht nämlich die Kinder auf einige Zeit aus; das tschechische Kind, nachdem es seine Muttersprache erlernt hat, wird zu Deutschen des benachbarten Dorfes gebracht, deren Kind dann wieder bei tschechischen Eltern Unterkommen findet und deren Sprache erlernt. So kommt es denn, daß an den Sprachgrenzlinien sehr viele Leute zweisprachig sind, wenn dies auch in höherem Maße auf der tschechischen Seite der Fall ist. Ob dies nun eine Folge der größeren Nothwendigkeit oder mit der den Slaven überhaupt nachgerühmten Fähigkeit, fremde Sprachen leicht zu erlernen, zusammenhängt, lasse ich dahingestellt.

Wo so die Nationalitäten unter einander gerüttelt worden sind, wie in Böhmen, wo noch heute durch Mischheirathen und Aenderung des Wohnsitzes aus einer deutschen in eine tschechische Gegend eine Vermengung und ein Ineinandergreifen der Idiome stattfindet, konnte es auch nicht ausbleiben, daß beide Sprachen sowohl in Bezug auf die Grammatik als auf den Stoff wechselseitig von einander annahmen, wenn dies auch bei der deutschen Sprache in ungleich geringerem Maße der Fall ist, als bei der tschechischen. Hört man doch oft einzelne Leute ein gar seltsames Gemisch reden; sie beginnen einen Satz tschechisch und vollenden ihn deutsch, aber wiederholen das eben gesagte in der andern Sprache. Häufig stellt man die Frage deutsch und erhält die Antwort tschechisch. Um ein paar Beispiele aus dem Deutschböhmischen anzuführen, die ihren slavischen Ursprung an der Stirne tragen, braucht man bloß in das praktische Bereich der Küche und der Häuslichkeit einzutreten und man wird eine Fülle Slavismen herausfinden.

Die deutschböhmische Hausfrau kennt keinen Meerrettig, sondern Schmetten (smetana), keine Kuchen, sondern Kolatschen (Koláč), keinen Brei, sondern Kasch (kaše), kein Pflaumenmuß, sondern Powillen (powidlo). Sie trägt auch keine Filzschuhe, sondern Batschkoren (bačkor), und steckt nicht etwa etwas in die

Tasche, sondern in die Kapsen (kapsa). Allgemein heißt der Obermälzer in der Brauerei Podstarsch, podstarši, unter dem Aelteren, da der Brauer selbst pan starý, der Herr Alte, genannt wird. Der Deutsche in Prachatitz und Umgebung geht nicht in die Branntweinbrennerei, sondern in die Vinopalen (vinopalna) und die Zeltnergasse in Prag hat nicht etwa von den Zeltmachern ihren Namen, sondern von den Lebzeltnern (caltaři), wie man die Lebkuchenbäcker nennt. Ein gutes Beispiel für solches Kauderwelsch lieferte in den vierziger Jahren ein Berauner Bürgermeister, der, ein Tscheche von Geburt, sich im Deutschsprechen gefiel und einst athemlos in die Gemeinderathssitzung gelaufen kam und ausrief: „Die Kaschen ist gepuckt und ist ganz außer sich!" Er wollte mit diesem unverständlichen Deutsch sagen: Der Röhrbrunnen (kašna) ist geplatzt (pukati) und ist ausgelaufen. Uebersetzungen ganz tschechischer Constructionen sind auch nicht selten; so sagt man „das Kind spielt sich", statt es spielt, „es steht nicht dafür", statt es ist nicht der Mühe werth. Man läßt häufig das Pronomen weg und sagt konsequent „wie meinen?" statt wie meinen Sie? Auch der Artikel bleibt manchmal fort, weil er im tschechischen fehlt. Sonst spricht man unter den gebildeten Deutsch-Böhmen, namentlich in Prag, ein sehr gutes und reines Deutsch, doch mit österreichischem Anstriche.

Bei der Erlernung seiner Sprache kommt der Tscheche dem Deutschen ungemein gefällig entgegen. Es schmeichelt ihm, wenn man sich Mühe giebt, sein von Wenigen gekanntes Idiom sich anzueignen und er versäumt es nie, alle sich einschleichenden Fehler zu verbessern, ohne dabei in eine Unart unsres Volkes zu verfallen: über den Fehlenden zu lachen. Er erklärt dem Deutschen, daß seine geliebte Muttersprache durchaus nicht so hart und mit Zischlauten überladen sei, wie es der Rechtschreibung nach der Fall zu sein scheine und daß, wenn wir Deutschen ihm das berühmte Strč prst

skrz krk (Stecke den Finger durch den Hals), in dem kein Selbstlauter vorkommt, vorwerfen wollten, es ihm nicht schwer fallen würde, in der deutschen Sprache ähnlich lautende Wörter aufzufinden.

Umgekehrt hat aber das Tschechische bei weitem mehr vom Deutschen angenommen und die Maccaronisirung dieser reichen und schönen Sprache erscheint oft grauenvoll. Als ein großer Vorzug des Tschechischen muß zunächst angesehen werden, daß beim Volke sich nur sehr unbedeutende Sprachverschiedenheiten beobachten lassen, am meisten noch bei den Gebirgsbewohnern, im Riesengebirge von Hohenelbe und Starkenbach bis gegen Semil und am Böhmerwald, wo bei Taus ein wenig verschiedener Dialekt geredet wird. In früheren Zeiten, namentlich in der heidnischen Periode, kurz nach der Einwanderung der Tschechen, als diese noch in Daudleber, Netolizen, Domažlizen, Lutschanen, Lemusen, Detschaner, Lutomirizen, Pschowaner, Charwaten u. s. w. zerfielen, und die Nation noch kein Ganzes bildete, besaß jeder dieser Stämme wahrscheinlich seine eigene Aussprache. Allmählich verschmolzen diese Dialekte mit demjenigen des in der Mitte des Landes angesessenen Hauptstammes, der eigentlichen Tschechen und die heutige Sprache bildete sich heraus. Auch diese hat seit ihrem Entstehen natürlich vielerlei Wechsel durchzumachen gehabt und namentlich in der Orthographie viele Revolutionen erlitten, bis sich zuletzt die heutige, ungemein bündige und klare Rechtschreibung herausstellte. Hus war der erste Reformator der tschechischen Orthographie, indem er für jeden Laut ein einfaches Zeichen festsetzte. Seine Methode, die später in die gedruckten Werke überging, ist größtentheils heute noch im Gebrauche. Den Schlußstein machte im Jahre 1842 die sogenannte organische Rechtschreibung, wodurch die tschechische Orthographie zu einem Muster der Einfachheit erhoben wurde. Sprache und Schrift stimmen jetzt vollkommen überein.

Einwirkungen fremder Elemente, namentlich des Lateinischen und Deutschen, finden wir bereits sehr frühe. Mit der Ausbreitung des Christenthums durch deutsche Missionäre, mit Ansiedlung deutscher Gemeinden rückten die fremden Wörter ein und die aus der ältesten Zeit haben sich dermaßen festgesetzt, daß sie trotz aller Reinigungsversuche auch heute nicht aus der Schrift, geschweige denn aus dem Munde des Volkes zu verbannen sind. Der Eigenname Karls des Großen erschien bei den Slaven bald als Bezeichnung der Königswürde selbst. Die Tschechen machten daraus durch Verschiebung des l und r ihren Kral, die Polen Krol, woraus durch Uebertragung bei den Magyaren Kiraly, König, wurde, wie bei uns Deutschen Kaiser aus Caesar entstand. Auch die Slovenen, Kroaten und Rumänen (Krajul) entnehmen die Bezeichnung der Königswürde dem deutschen Namen Karl. Die Ostslaven dagegen, welchen das byzantinische Cäsarenreich näher stand, haben bei sich den Namen Zar eingebürgert.

Aus jener ältesten Periode stammen im Tschechischen Wörter wie jamark (Jahrmarkt), puška (Büchse), maštal (Marstall) u. s. w., die alle jetzt noch im Gebrauche sind. Wie Jan Hus gegen alles Deutsche wetterte, so zog er auch gegen die Einmengung deutscher Wörter zu Felde, indem er sagte: „So wie Nehemias, als er hörte, daß die jüdischen Kinder halb azotisch sprechen und jüdisch nicht sprechen können, diese deshalb geisselte und schlug, so verdienen auch die Prager und andre Tschechen gegeisselt zu werden, daß sie halb tschechisch und halb deutsch reden und hantuch für ubrusec sagen, šorc (Schürze) für zástěrka, knedlik (Knödel) für šiška, rendlik (Reindel) für trenožka, pancíř (Panzer) für krunýř, maštale (Marstall) für konice, trepky (Treppen) für chody, mentlik (Mantel) für plaštík, hausknecht für domovni pacholek, forman (Fuhrmann) für vozataj. Und wer könnte vollständig aufzählen, wie sie die tschechische Sprache verderben, so daß ein ordentlicher Tscheche,

der nicht auf solche Weise spricht, sie gar nicht versteht." Trotz dieses Eifers sind heute noch alle diese Wörter bei den Tschechen gang und gäbe.

Eine wahre Sündfluth deutscher Wörter brach aber über die tschechische Sprache nach der Weißenberger Schlacht herein, die natürlich noch durch die deutschen, unter Joseph II. eingeführten Schulen vermehrt wurde. Das niedere Volk begann ein schauderhaftes Mischmasch zu sprechen und namentlich die Handwerker, die in deutsche Gegenden auf die Wanderschaft zogen und sich aus deutschen Gesellen rekrutirten, nahmen für alle Handwerkzeuge u. s. w. deutsche Benennungen an. Viele Gewerbe waren ohnedies erst von den Deutschen bei den Tschechen eingeführt worden und die deutschen technischen Bezeichnungen blieben daher. Man gehe einmal in eine tschechische Tischler- oder Schlosserwerkstatt und frage, wie heißt dieses oder jenes Werkzeug? Der Tischler hat seine „Hobli" und „Mesliki" (Meisel); er macht „Falzi" und „Kistni" oder behobelt (hoblowat) „Lati". Der Schlosser hat seinen „Schroubstock", seine Klupna (Kluppe) u. s. w. Man giebt sich von Seiten der Tschechen Mühe, auch hier auf die Sprache reinigend einzuwirken und verfaßt kleine technische Wörterbücher, in denen die Wörter aber oft sehr weit hergeholt sind und an einen Campe'schen „Gesichtserker" für Nase erinnern.

So ist es auch in der technischen Sprache der Bergleute der Fall. Der rationelle Bergbau in Böhmen wurde von Deutschen eingeführt und wohin der deutsche Bergmann kam, er brachte sein „Glück auf!" mit. Auch der tschechische Häuer, havíř, abgeleitet von der älteren deutschen Form Hawer (Hauer), grüßt mit Glück auf. Freilich hat man versucht, ihm einen nationalen, aber nicht entsprechenden Gruß (Zdař buh!) aufzudringen. Immer noch trägt der tschechische Bergmann den deutschen Bergkittel und das Leder; er

spricht von Markscheider, Steiger, von Schachten, Stollen, Fahrten, Hunden, vom Liegenden und Hangenden (linti a hanti) mit denselben deutschen Wörtern. Ebenso sind die technischen Ausdrücke im Hüttenwesen fast durchgängig der deutschen Sprache entnommen, nicht minder die Bezeichnungen in der Köhlerei. Die tschechischen Köhler im Walde rücken (rukovat) die Holzklaftern zusammen, schlichten (šlichtovat) den Meiler (milíř) stellen den Quandelpfahl (kvendle) auf und brennen die Kohlen. Ein Fuhrmann (forman) holt diese ab und fährt sie zur Hütte (hut').

Trotz aller Anstrengungen ist es noch nicht gelungen, alles Deutsche zu verbannen. Vom Militär, das in Oesterreich entschieden als eine Bildungsanstalt für viele weniger civilisirte Völker betrachtet werden kann, bringen die heimkehrenden Soldaten stets wieder einen neuen Vorrath deutscher Wörter zurück. Jedes deutsche Zeitwort wird durch ein einfaches Anhängen der Endung owat in ein tschechisches Verbum verwandelt und erregt dann bei den Patrioten und Puristen gerechten Anstoß. In gelinde Aufregung geräth aber jeder nationalgesinnte Tscheche, wenn man ihn mit „Sie" (oni) anredet, eine Unform, die statt der zweiten Person des Plurals Ihr (vy) im vorigen Jahrhundert einriß. Der gemeine Mann glaubt jedoch, daß er unhöflich sei, wenn er einen höher gestellten mit „Ihr" anredet.

Tschechische Dörfer und Bauern.

„Unsere Dörfer sind statt in die Länge meist ringförmig angelegt, daher sehr beengt, nur die schmale Vorderseite des Hauses, die Bauernstube mit ihren stereotypen zwei Fenstern und das Thor gehen auf den Ortsplatz, dahinter kömmt der Stall und Misthaufen, weiter rückwärts die Scheuer; von der freundlichen Umgebung eines Gartens oder stattlich schützender Bäume ist keine Spur. Und erst die Wohnungen der andern Insassen, welche der Name „Chalupen" am besten kennzeichnet! Auf schmale Streifchen und Winkeln des Ortsraumes verbannt, haben sie keinen Raum für die Dünghaufen, der sammt Schweinestall und Abort zur Zierde des Ganzen seinen Platz vor den Fenstern findet, die Lebensluft daher unausgesetzt verpestend. Noch mehr eckelerregend sind die Tagelöhnerwohnungen, sogenannte „Bausken", wo die Menschen schlechter als das liebe Vieh in einem ordentlichen Meierhofstall untergebracht sind, wo sich mehrere Familien in eine Stube theilen und jeder die Grenze mit Kreidestrichen auf dem Fußboden angewiesen ist." Diese, wenn auch ein wenig übertriebene, doch im Ganzen wahrheitsgetreue Schilderung der böhmischen Dörfer, finden wir in Nr. 280 der officiellen Prager Zeitung vom Jahre 1865. Paßt dieses Bild auch nicht auf alle 12,000 Dörfer Böhmens, so trifft es doch bei den meisten, namentlich in den rein tschechischen Gegenden und da, wo der Großgrundbesitz vorherrscht, zu. Jedem, der nur flüchtig und sei es mit der Eisenbahn, Böhmen

durchreist, muß der große Unterschied zwischen deutschen und böhmischen Dörfern auffallen, wenn auch bei uns selbst nach den einzelnen Gauen bedeutende Verschiedenheiten herrschen.

Die Dörfer der böhmischen Bauern liegen zwischen den weit sich hinziehenden Flächen des Großgrundbesitzes. Aber in so ausgedehntem Zusammenhange, wie wir die Felder der Landbewohner z. B. am Rhein, in Franken, in Niedersachsen treffen, wo Dorfschaft an Dorfschaft stößt, finden wir die Ackergründe der Bauern in Böhmen nirgends. Hier und da zeigen sich wohl größere Komplexe, aber im Allgemeinen sind es nur kleine Gemarkungen, welche der vierte Stand sein eigen nennt. Die Wälder, die bei den Dörfern als Gemeindegut sich befanden, oder im Besitze einzelner Bauern waren, sind meistens abgetrieben und zu kahlen Hutweiden oder fruchtbarem Ackerboden gemacht worden. Häufig kaufte sie die benachbarte Gutsherrschaft an, oder tauschte sie gegen ein Stück Wiese aus. So liegt denn das Dorf inmitten baumloser Felder. Ein holperiger Weg, roh aufgeschüttet, dem man es ansieht, daß seit Menschengedenken wenig oder gar nichts für seine Erhaltung gethan worden ist, schlängelt sich zum Dorf. Tiefe Geleise durchfurchen seine Oberfläche: im Sommer bei Regenwetter stehen Wasserlachen auf dem Wege und die langsam dahinziehenden Wagen der Bauern versinken bis an die Nabe im Kothe. Im Winter dagegen bietet der gefrorene Schmutz das Bild von Hügeln und Thälern, zwischen denen der grobgeklopfte „Schotter" zur Ausgleichung aufgehäuft wird. Die Gruben, die einst an der Seite des Weges sich hinzogen, sind längst verrast oder im Laufe der Zeit dem Boden gleich geworden.

Betrachten wir die Felder, aus denen uns vereinzelte Holzbirnbäume entgegenblicken. Alle andern Bäume werden niedergehauen, aber diese blieben stehen, so will es die Tradition, denn der Holzbirnbaum war den alten Slaven heilig und deßhalb legen auch

die Enkel nicht die Axt an ihn, sondern besingen ihn noch in ihren Volksliedern, deren eines beginnt: „Steht im Feld ein breiter Birnbaum". In Polen finden wir dasselbe, auch hier erhebt sich die Krone des Holzbirnbaums aus dem Korn, umangetastet von der Hand des Ackersmannes.

Man hat viel Wesens gemacht von der hohen Befähigung des Slaven und namentlich des Tschechen zum Landbau und die Einbildung ist unter ihnen stark im Schwange, als seien sie die Lehrer der Germanen in dieser Beziehung gewesen. Die weiten Flächen des europäischen Ostens luden die dort angesessenen Slaven allerdings vorzugsweise zum Ackerbau ein, doch daß sie denselben eher als wir betrieben, oder gar unsre Lehrer gewesen, dafür lassen sich keinerlei Beweise beibringen. Eher war das umgekehrte der Fall.

Fast die Hälfte des Landes (428 □ Meilen) ist bestellter Boden, doch kann man, abgesehen von einigen Domänen der Großgrundbesitzer, nicht behaupten, daß der Landbau auf der Höhe der Zeit stehe. Fast durchgängig herrscht unter den Bauern noch die alte Dreifelderwirthschaft und die Brachfelder, welche große Strecken einnehmen, bringen bei deutschen Landwirthen einen sonderbaren Eindruck hervor. Zäh am Alten hängend, hat der tschechische Bauer dieses System (popluži genannt) noch nicht aufgegeben, wenn auch in neuer Zeit manche Wendung zum bessern vorkommt.

Wichtig für das Land und den Feldbau ist in tausenderlei Beziehungen der Einfluß der herbeigerufenen deutschen Colonisten gewesen. Man rief sie in dieses Land vor Zeiten, wie man sie heute noch nach dem slavischen Rußland ruft, wo sie die Lehrer der umwohnenden Bauern werden, zu Wohlstand gelangen, und wo ihre Dörfer unter tausenden gleich herauszuerkennen sind. Mehr als zweihundert auf =schlag, =reut und =grün endigende Dorfnamen geben uns noch jetzt den Beleg, wie vor der Axt des deutschen Bauern

sich die Urwälder Böhmens lichteten.*) Warum thaten dies nicht slavische Bauern in ihrem eigenen Lande? Durch den großen Druck, der auf diesen lastete, waren sie träge und stumpf geworden, sie sahen kein Ziel ihrer Thätigkeit vor Augen, denn die Früchte derselben fielen dem Herrn in den Schooß. Die angesiedelten deutschen Bauern sah man dagegen in stets wachsendem Wohlstande und die Fürsten, Geistlichen und Adeligen verschrieben sie daher zur Gründung neuer Dörfer oder übergaben ihnen Ortschaften, die bisher Slaven inne hatten. Wie es aber bei diesen und auf deren Feldern aussah, dafür sprechen alte Quellen. Der Unterschied zwischen der polnischen Bevölkerung Schlesiens und der tschechischen Böhmens war ein unbedeutender im Mittelalter, und Schlüsse von der einen auf die andere sind vollkommen gerechtfertigt. Von der Gründung des Klosters Leubus in Schlesien (1185) erzählt ein Chronist: „Als die Mönche nach Leubus kamen, fanden sie das Land in einem erbärmlichen Zustande; das waldige Gelände lag unbebaut, denn die Bevölkerung war arm und auch wenig arbeitsam. Mit einem hölzernen Haken ohne Eisen, gezogen von zwei Kühen oder Ochsen, durchfurchte der Bauer den sandigen Boden. Städte fand man im ganzen Lande

*) Wir können es mit Stolz hervorheben, daß die Deutschen überall unter den Slaven stets die Kultur vertraten, daß außer Handel und Gewerben auch die Landwirthschaft von ihnen wesentlich gefördert wurde und daß sie überall die Lehrer der Slaven wurden. Alle deutschen Colonisten, die zu Tausenden durch Rußland zerstreut leben, sind jedesmal ohne Frage den Russen weit voraus. Ueber die deutschen Mennoniten an der Molotschna in Südrußland sagt A. Petzholdt in seinem vortrefflichen Werke „Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland“: „In ganz Rußland existirt kein Landstrich, wo im Ganzen eine so hohe gleichmäßige Kultur des Bodens und der Bevölkerung herrscht wie hier. Die Mennoniten können dem Gouvernement als Maßstab, allen russischen Völkern aber als Muster dienen, wie weit man es mit Fleiß, Sittlichkeit und Ordnung bringen kann.“

nicht, sondern nur Burgen, vor denen bei einer Kapelle Markt gehalten ward. Das Volk hatte kein Salz, kein Eisen, weder Geld noch Metalle, trug eine ärmliche Kleidung und trieb fast ausschließlich Weidewirthschaft!" Ein armseliges Volk muß das gewesen sein und wie grell contrastirt diese wahre Schilderung mit dem farbenprächtigen Gemälde einer hohen Kultur, das uns slavische Schriftsteller mit reger Phantasie aus jener Zeit vormalen!

Die deutschen Bauerncolonien, sagt A. Schmalfuß, wirkten in materieller und socialer Beziehung höchst wohlthätig auf Böhmen. In materieller, weil sie wahre Musterwirthschaften für die slavischen Nachbardörfer waren. Ein Hauptunterschied zwischen der bei den Slaven üblichen Bodenbearbeitung gegenüber der deutschen war schon durch die Acker- und Bodenbearbeitungs Instrumente begründet; der Deutsche arbeitete nämlich mit einem schweren Pfluge, der Slave mit einem leichten Haken.

Soweit Deutschland und deutsches Leben sich erstreckte, war der Pflug das Werkzeug zur Bestellung der Aecker. An diesem befand sich eine eiserne Schar, ein Name, welcher in lateinischen Urkunden als deutsche Bezeichnung erwähnt wird (**ferramenta aratri, quae vocantur scar.**) Der deutsche Feldbau unterschied sich vom slavischen eben darin, daß der deutsche Bauer mit dem Pfluge jeden, auch den schwersten Boden tiefer zu bearbeiten und vollständiger zu wenden im Stande war, während der Slave mit seinem Haken nur leichten Boden seicht durchfurchen konnte. Hieraus ist es auch erklärlich, warum die Slaven nur die Gegenden mit leichtem Boden aufsuchten und alle Landstriche mit bindigem Boden als Weideland liegen lassen mußten. Es ist kein Zufall, daß sie allenthalben (etwa die Karpathen ausgenommen) die Gebirge mieden.

Von tschechischer Seite wird angeführt, daß an dem Zustande der Landwirthschaft die alten socialen Uebelstände, der große Steuer-

druck, der Mangel an Belehrung Schuld sei. Ganz recht. Aber man setze hinzu, dasselbe ungünstige Verhältniß war auch in Deutschland der Fall und doch trat diese Ueberflügelung ein. Schon im Jahre 1773 wurden durch ein königliches Patent viele Lasten des Landvolkes gemildert, namentlich die unverhältnißmäßigen Frohndienste. Doch der tschechische Bauer, welcher nun glaubte, aller Pflichten gegen die Obrigkeiten los und ledig zu sein, begann unruhig zu werden. Bewaffnete Banden durchzogen plündernd das Land und kamen bis vor die Thore Prags. Der Aufstand mußte durch Militärgewalt gedämpft werden und die Rädelsführer wurden hingerichtet. Joseph II. hob endlich im Jahre 1781 die Leibeigenschaft in Böhmen gänzlich auf. Im Manifeste vom 1. November erklärte er den böhmischen Ständen: „In Erwägung, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einführung einer gemäßigten Unterthänigkeit, nach Art jener in unseren österreichischen Erbländern, den vortheilhaftesten Einfluß auf die Hebung der Landwirthschaft und der Gewerbe hat, und da Verstand und Menschenliebe diese Veränderung anrathen, haben wir beschlossen, die Leibeigenschaft von nun an aufzuheben und an ihrer Statt eine gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen.“ Das war der große Schritt des Kaisers Joseph, den die Tschechen doch anderweitig sehr gram sind. Ein national gesinnter Schriftsteller sagt von der Aufnahme, welche diese That beim Landvolke fand, folgendes: „durch die lange, starre Knechtschaft war der tschechische Landmann geistig so herabgekommen, daß er die Tragweite dieser Aenderung in seinen rechtlichen Verhältnissen kaum begriff, und im Aberglauben versunken, hatte er keinen Sinn für angemessene Verbesserungen, jede Neuerung verwerfend, verharrte er lieber beim bequemen alten Herkommen und bei der Art, wie sein Vater und sein Großvater zur Zeit des tiefsten Verfalles des böhmischen Ackerbaues gewirthschaftet hatten.“ Mit dem Jahre 1848

ward der letzte Rest der Unterthänigkeit des böhmischen Bauers aufgehoben und die Grundentlastung durchgeführt. Der Bauer ward vollständiger Besitzer seines Grundstückes, von der Patrimonialgerichtsbarkeit befreit und in rechtlicher Beziehung seiner vorigen Obrigkeit gleich. Das Robotten hörte auf und der freien Entwicklung stand nichts mehr im Wege. Jedenfalls ist der Landbau jetzt im Stadium des Aufschwungs begriffen, wozu landwirthschaftliche Zeitschriften und Schulen das ihrige beitragen. Erwähnt muß werden, daß die erste „Bauernschule" und zwar in einer tschechischen Gegend, ein Deutscher, v. Schönfeld, auf seinem Gute Trnowa bei Beraun im Jahre 1791 eröffnete, „um den unglücklichen Eltern und Kindern mit etwas zu Hilfe zu kommen, wodurch diese ihr künftiges Leben verbessern und ihr Brod leichter verdienen könnten." Die Anstalt ging nach einigen Jahren wieder ein, denn der Bauer hatte keinen Sinn für den Unterricht, weil die Nachwehen der Leibeigenschaft noch zu sehr auf ihm lasteten; er fühlte sich jetzt viel behaglicher und hatte darum gerade am wenigsten Verlangen, sich oder seine Kinder durch Unterricht zu plagen. Doch sehen wir uns in den Dörfern um und beobachten wir den Bauer dort.

Nahe beim Dorfe finden wir wenig Bäume, nichts von einem Garten, kein Blumenbeet ist zu sehen. Freude an Blumen scheint der Tscheche nicht zu haben; er pflegt sie wenigstens nicht und schmückt nur in den seltensten Fällen das Sims seines Fensters damit; doch im Volksliede da blüht Rosmarin und Veilchen, oft in zarter sinniger Weise. Aber der Hausbesitzer zeigt doch auf seinen Garten (Zahrad), es ist ein wüster eingehegter Grasplatz, auf dem einige Pflaumenbäume stehen; die Umzäumung soll aber nur die zahlreiche Gänseheerde zusammenhalten, welche uns beim Eintritte mit lautem Geschnatter empfängt.

Am Eingange des Dorfes steht ein mit den kaiserlichen Farben

angestrichener Pfahl, der eine Tafel trägt, welche oben in deutscher, unten in tschechischer Sprache den Namen des Ortes uns verkündigt. Dabei ist noch bemerkt, welches K. K. Regiment hier seinen Werbebezirk hat. Wir treten ein; der Weg wird womöglich noch schlechter, da er als willkommener Abladeplatz für allerlei Schutt benutzt wird; die Düngstätten liegen dicht an ihm und ergießen bei Regenwetter ihren werthvollen Inhalt als brauner Strom über die Straße; große Steine in der Mitte hat man liegen lassen und die Wagen fahren um dieselben herum, denn an die Entfernung derselben denkt Niemand.

Die Mittagsglocke läutet und die Kinder kommen mit Fibel und Schiefertafel bewaffnet aus der Schule gesprungen. Die blonden Haare, die blauen Augen der meisten lassen uns kaum einen äußerlichen Unterschied mit deutschen Kindern gewahren. Sehen wir aber näher zu, dann erscheint uns das Blond der Haare wie mit Gelb durchsetzt, es hat nicht die ins bräunliche gehende Abschattirung des germanischen Blond. Die ganze Schaar der Kinder drängt sich an den fremden „Pan" (Herr) heran und wie auf Befehl ertönt gleichzeitig aus aller Munde: Poch valen bud' pan Jesus Christus! Gelobt sei Jesu Christ! Navěki, Amen! In Ewigkeit Amen! antworten wir und nun entsteht unter der Jugend ein förmliches Ringen, wer zuerst die Hand des „Pan" küssen soll. Die Urväter dieser Kinder färbten wohl einst den Boden hussitischer Schlachtfelder mit ihrem Blute, mit ungebrochenem Muthe für den Kelch streitend; die Enkel begrüßen uns mit dem katholischen Gruße; ihr Glaube ist ein anderer als der der Väter, aber der slavische Handkuß ist ihnen geblieben.

Da liegt das Dorf. So wie es heute vor uns erscheint, so ward es wohl schon vor Jahrhunderten gebaut; es ist eine ehrwürdige Ueberlieferung aus alter Zeit. Wie überall, ist auch der Bauer in

Böhmen ein conservativer Mensch. Er baut sein Haus genau so, wie sein Urgroßvater es that; phönixartig ersteht das Dorf immer in gleicher Weise wieder, der Bauer selbst würde nichts an dem alten, ihm liebgewordenen Plane ändern, wenn die Baupolizei nicht wäre, welche die alten Schindel- und Strohdächer nicht mehr zuläßt.

Die Bauernhäuser und Kotten, Chalupen genannt, liegen zu beiden Seiten der Straße, oder im Kreise um einen freien Platz herum; sie sind niedrig, meist nur aus ungebrannten Lehmziegeln und tannenen Balken in Wechsellagen aufgeführt; die Ziegel sind mit weißem Kalke übertüncht, die Balken im Laufe der Zeit schwarz geworden, so daß nun das Ganze die Farben eines preußischen Schlagbaumes zeigt. Das mit Stroh gedeckte Dach geht tief herab, um an der einen Seite des Hauses sich zu erweitern und, von ein Paar hölzernen Säulen gestützt, wagrecht fortzusetzen. Unter diesem verandaartigem Vorbaue läuft eine Galerie hin, Pawlatsche genannt, die im Sommer zum Aufenthalte der Familie dient. Die Ställe und Scheunen liegen abgesondert; oft gehört eine Scheune zu mehreren Chalupen zugleich. Statt der Strohdächer findet man hier und da Schindeln, und in der neueren Zeit mehren sich natürlich die Ziegelhäuser. Aber im allgemeinen zeigen die tschechischen Dörfer einen ärmlichen Anstrich. Das idyllische, was wir beim Dorfe suchen, das fehlt ihnen ganz und gar, nichts anheimelndes ist vorhanden. Man darf dies abstoßende Gefühl, das in unsrer Brust rege wird, nicht auf Rechnung eines übernationalen Eifers setzen; es giebt in andern fremden Ländern Dörfer genug, die uns sympathisch erscheinen, in denen man gerne weilt. Wie hübsch ist ein wallonisches Dorf, wie angenehm der Aufenthalt in den Cottages englischer Pächter, zwischen wohlgepflegten Bäumen, Gärten und Wiesen. Hier aber, wo noch historischer Sinn für die Gemeinde gefunden wird, d. h. wo man oft mit Gewalt sich für dieselbe in den Besitz eines Grundstückes setzen

will, das derselben vor Urzeiten einmal gehört haben soll, findet man dagegen wenig Gemeinsinn. Jeder denkt zuerst und wohl nur an sich.

Es ist Sonntag im Dorfe. Wir schreiten mit der festtäglich gekleideten Menge der Kirche zu, deren Glocken zur Messe rufen. Der Pfad führt über den Steg des Mühlbachs, der das Dorf durchrinnt. Das Geländer des Stegs ist im Verfall begriffen, wer kümmert sich auch darum? Man läßt es so gehen, bis ein Unglück geschieht. Auf dem Geländer steht ein Bild des heiligen Johannes von Nepomuk, aus Blech geschnitten und mit Oelfarbe angemalt. Es ist ganz dem berühmten ehernen Heiligenbilde auf der Prager Brücke nachgeahmt, das selbst im deutschen Volksliede bekannt ist: „O du heiliger Nepomuk, der du stehst auf der Prager Bruck." Freilich haben sich die Böhmen ihren Volksheiligen auch in Deutschland machen lassen. Das Prager Standbild ward nach einem Modelle von Rauchmüller in Nürnberg gegossen und am 21. August 1683 aufgestellt, also 46 Jahre vor der Canonisation des Heiligen (1729), die auch erst 336 Jahre nach dem Tode des gewissenhaften Beichtvaters stattfand, den das Volk unterdessen aus eigener Machtvollkommenheit über alle andern Heiligen gestellt hatte. So fehlt denn der heilige Johannes — denn „heiliger Nepomuk" wird er in Böhmen nie genannt — auch nicht im kleinsten Dorfe, überall steht er als Schutzpatron der Brücken und des Wassers, in der typisch gewordenen Gestalt, mit dem Sternenkranze um das Haupt, in der Rechten das Crucifix, in der Linken einen Palmzweig haltend. Gleich hoch geschätzt steht neben ihm der heilige Wenzel und St. Adalbert (Vojtěch), der Apostel der heidnischen Preußen da. Das sind die drei Männer, welche Böhmen als seine Patrone verehrt. An der kleinen Adalbertkapelle beim Prager Dom finden wir ziemlich geschmacklose Allegorien zu ihrer Ehre aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts angebracht und unter ihren Bildern den Spruch: Hic tuus Czechia est triumviratus!

Die Kirche ist gedrängt voll; sie ist ja auf dem Lande der einzige Ort, wo man sich allwöchentlich in hübschen Kleidern versammeln und gegenseitig betrachten kann. Wie ist die Kleidung des tschechischen Bauern beschaffen? Von einer Volkstracht finden wir bei ihm keine Spur. Der Bauer oder Arbeiter schreitet in einem schlecht gemachten städtischen Rocke einher, der ihm wie ein übergeworfener Sack sitzt. Die Frauenzimmer tragen leichte Kattunröcke in grellen Farben — mit Reifen darunter: „Ona ma ráf", sie trägt einen Reif, heißt es. Ueber den Kopf ist kleidsam ein buntseidenes Tuch gebunden, dessen Zipfel in den Nacken herabhängen. Der Mangel aller eigentlichen Nationaltracht muß uns in Böhmen umsomehr auffallen, als gerade die slavischen Völker mit einer gewissen Zähigkeit an einer solchen hängen. Die Wenden der sächsischen und preußischen Lausitz, die gleich den Tschechen mitten unter Deutschen wohnen, haben sich ihre Tracht bewahrt, deßgleichen die germanisirten Altenburger. Auch in Mähren treffen wir bereits wieder auf eigenthümliche Volkstrachten unter den dortigen Slaven, ebenso zeichnen sich die deutschen Stämmchen in Böhmen, im Egerlande, bei Pilsen, im Böhmerwald u. s. w. durch eigene Costume aus. Umsomehr muß gegenüber diesem Mangel einer Nationaltracht beim Landvolk, wo solche doch zu suchen wäre, die künstliche Einführung derselben bei den tschechischen Städtern auffallen.

Unter den Mädchen finden wir sehr viel hübsche Erscheinungen; doch auch hier läßt sich ein bestimmter Typus nicht feststellen. Während manche ganz blond germanisch, ja fast scandinavisch erscheinen, tritt bei andern im grellen Gegensatze ein ganz südslavisches Gepräge hervor, schwarze blitzende Augen, schlank gestreckte oder gebogene feine Nase und dunkler Teint. Man hat das hübsche Aeußere der böhmischen Mädchen, das übrigens allseits anerkannt wird, auf eine Vermischung zwischen dem slavischen und deutschen Blute schieben wollen.

Möglich, daß dem so ist. So hübsch und angenehm auch der Eindruck der tschechischen Mädchen im allgemeinen auf uns ist, so unangenehm und fast widerwärtig sind die Weiber. Die Blütezeit des weiblichen Geschlechtes ist mit zwanzig Jahren schon vorüber und nach dem ersten Kinde erscheint manche, die uns vor kurzem noch im Vollgenuß der Jugend elastisch entgegentrat, als verkümmerte Matrone. Eine frische kräftige Gestalt nach dem dreißigsten Jahre gehört unter den Frauen zu den Seltenheiten.

Um die Bauern in ihrem häuslichen Leben kennen zu lernen, wollen wir in eines der Häuser eintreten und nicht etwa zu einem der vielen Tagelöhner, sondern gleich zum Gemeindevorstand. Da ich an den Mann gut empfohlen bin, so empfängt er mich freundlich und mit jener Gastlichkeit, die dem Slaven im Großen und Ganzen eigen ist. „Schön willkommen, küß die Hand" lautet die Anrede und nun treten wir in das Zimmer ein, über dessen Stubenthür die Buchstaben K † M † B uns die Namen der heiligen drei Könige anzeigen, welche probat gegen allerhand Hexen und Unholde sind.

Der Gemeindevorstand, welcher sich zu mir setzt, erkennt sogleich an meiner Aussprache des Tschechischen den Deutschen in mir und fühlt sich nun verpflichtet, sein nationales Glaubensbekenntniß abzulegen: daß er nämlich ein guter Tscheche sei. Die Leute sind gut eingepaukt und das so rege gemachte Nationalgefühl, das tiefen Eingang im Volke gefunden hat, ist keineswegs zu unterschätzen. Fast jeder Bauer kennt einige Thatsachen aus der reichen Geschichte seines Landes, er weiß, daß Böhmen einst mächtiger und größer war und daß die Schlacht am weißen Berge all' die Herrlichkeit vernichtete. Wieviel bei dieser Kenntniß geschichtlicher Begebenheiten auf Rechnung der Tradition kommt und wie viel durch Geistliche, Lehrer und Studenten in Umlauf gesetzt wird, weiß ich nicht zu entscheiden. Daß

der tschechische Bauer jedoch in dieser Hinsicht den Deutschen voraus ist, darf keineswegs geläugnet werden.

Ich habe Gelegenheit, den Heren Gemeindevorstand noch von einigen Seiten kennen zu lernen, die überhaupt bezeichnend für den Tschechen sind. Es ist drückend heiß in der Stube, deren kleine viereckige Fenster durch das überhängende Dach ganz verfinstert werden. Wir treten deshalb hinaus auf die Pawlatsche, an welcher die Straße hinläuft. Der blonde kleine Sohn meines Wirthes ist schnell in die Schenke gelaufen, von wo er eine Halbe (holba) leidlich guten Biers herbeibringt. Der Alte stellt einen Teller mit Salz und eine Laib Brod vor mich hin, zu dem er das nationale Schnappmesser, die Kudla, legt. Letztere hat eine fast dreieckige Klinge, die in einem kurzen, rund gedrechselten Stückchen Holz von gelber Farbe steckt. Weiter kann mir der Mann an Speisen nichts vorsetzen, denn außer Kartoffeln und Mehl hat er nichts im Hause. Gewöhnlich ist die Kost der Leute sehr einfach und Mehlspeisen herrschen vor. Dahin gehören die Dalken, die Liwanzen, die Knödel (Knedliki) und die Buchteln. Auch die Kartoffeln finden natürlich ihre großen Verehrer. Sie sind dem Tschechen unter drei Namen bekannt. Einmal als „erdeple", ein Wort, das seinen süddeutschen Ursprung keineswegs verläugnet; dann als „brambory", eine Bezeichnung welche an Branibor, Brandenburg erinnert, von woher wahrscheinlich die ersten Kartoffeln nach Böhmen kamen. In der neuesten Zeit hat man endlich den Ausdruck „zemčata" fabricirt, um das anrüchige „erdeple" zu verbannen. Schnaps vom Dorfjuden und Bier aus der Schenke machen die gewöhnlichen Getränke des Bauern aus. Kommt aber die Kirchweih oder sonst ein Fest heran, dann wird eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Hungerleben gemacht; dann wird der Hühnerhof ausgeschlachtet und Kolatschen in staunenswerther Menge gebacken. Dies sind die nationalen runden Kuchen mit Käsequark,

welche mit dem volksthümlichen Leben der Tschechen eng verwachsen sind und bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlen dürfen. Ein wesentliches Erforderniß ist, daß diese Kuchen mit Safran schön gelb gefärbt sind. Auf dem Tische fehlen auch Mohnkuchen nicht, die allen slavischen Völkern eigen sind und sich in Schlesien als „Mohnstriezel" noch aus der slavischen Zeit erhalten haben. Ein anderes Gebäcke sind die rohlički, Hörnchen.

Doch zurück zu unserm Bauer, der jetzt im Gespräche mit einem gerade vorübergehenden herrschaftlichen Förster begriffen ist. Er hat die Mütze abgezogen und begleitet jeden Satz mit einer Verbeugung; wohl ein Dutzend mal läßt er die Ausdrücke „gnädiger Herr Förster" und „ich küsse unterthänigst die Hand" folgen; er zerfließt vor Ergebenheit und bittet himmelhoch um die Ueberlassung von etwas Waldstreu für sein Vieh. Aber diese Unterwürfigkeit ist eitel Heuchelei. Kaum ist der Mann mit dem grünen Rocke verschwunden, so schimpft er auf ihn, dann ist er „verdammt", „verflucht", oder gar eine „Judenseele", ein Dieb (taškař). Es ist kein hübscher Zug des tschechischen Volkes, dieses Schmeicheln und Kriechen vor dem Gesichte, diese Falschheit hinter dem Rücken, und doch ist sie so häufig, wie die Mißachtung vor fremden Eigenthum, die Verwechselung der Begriffe von Mein und Dein. Man hat ein Sprüchwort: Gebiert eine tschechische Mutter einen Knaben, so legt sie ihm eine Geldbörse und eine Geige in die Wiege. Greift er zur ersteren, so wird er ein Dieb, zur letzteren, ein Musikant. Das ist bezeichnend und auch sonst giebt es noch ähnliche Aussprüche, welche alle auf den geringen Respect vor dem Eigenthum hinweisen. Eine gewisse aneignende Handbewegung heißt allgemein „böhmischer Zirkel".

Das Handküssen ist in Böhmen durchgängig Sitte und theilweise von den Deutschen adoptirt worden. Kaum kann das Kind laufen, so wird es schon dazu angehalten, nicht nur seinen Eltern

und dem „geistlichen Herrn" die Hand oder den Rockärmel zu küssen, sondern es muß auch unaufgefordert jedem „Pan" dies thun. Das bleibt dann durch das ganze Leben hängen und verleiht den Leuten einen starken Zug von Kriecherei und Unterwürfigkeit. Es macht einen höchst widerwärtigen Eindruck, wenn man alte, grauhaarige Männer ganz jungen Leuten, nur weil sie aus höherem Stande sind, die Hand küssen sieht. Hierin ist der Böhme echt slavisch und macht es wie sein polnischer Bruder, der vor jedem Höheren auf die Kniee fällt: Ja padam do nog. Nehmen wir hierzu noch eine gewisse Prahlerei, eine Neigung zur Eitelkeit und zum Großthun, so haben wir die Schattenseite dieser Bauern hervorgehoben, der gegenüber die guten Eigenschaften nicht verschwiegen werden dürfen.

Der tschechische Bauer ist arbeitsam und fleißig, namentlich dann, wenn er einen unmittelbaren Gewinn vor sich sieht. Im andern Falle, wo die Früchte erst in der Ferne winken, ermüdet er leicht und giebt die Thätigkeit auf. Das häusliche Leben und die Ehen verlaufen meist ungetrübt. Gegenüber dem Druck, der auf ihm lastete, und der wohl hauptsächlich die oben erwähnten Schattenseiten seines Charakters entwickeln half, bei der Beamtenwillkür, die er zu ertragen hatte und bei der äußerst geringen und ungenügenden Sorgfalt, welche auf seine geistige Ausbildung verwendet wurde, müssen wir uns wundern, daß er überhaupt noch so dasteht, wie er uns jetzt erscheint. Seit dem Jahre 1860, seit der Zeit, daß der Bauer in Fluß gebracht wurde, sehen wir bei ihm fast mit einem Schlage eine mächtige Umwandlung, die sich zunächst in der lebhaften Aeußerung des Nationalgefühles kund giebt.

Einige Bauern, bei denen die Ideen aus dem Jahre 1848 noch wach waren, und die das Gefühl für die Nationalität der Tschechen noch fest in ihrer Brust bewahrten, besaßen wohl noch Bücher und Schriften, aus denen sie sich über politische und geschicht-

liche Verhältnisse ihres Landes unterrichteten. Die zündenden „Kuttenberger Episteln" des Journalisten Karl Hawlitschek hatten sich handschriftlich noch hier und da erhalten und wurden neben dem Herbař, dem Kräuterbuche, gelesen, das allerhand medicinischen Aberglauben verbreitete, so etwa, wie er in Paulis „heilsamer Dreckapotheke" vorkommt.

Sind diese Art Schriften auch noch nicht ganz verbannt und werden sie auch noch einige Zeit fort existiren, so ist doch seit dem Jahre 1860, seit die bis dahin unvernünftigerweise unterdrückten tschechischen Journale eine weite Verbreitung unter dem Landvolke gewonnen haben, ein bedeutender Umschwung bei den Bauern eingetreten. Die Narodni listy, das bedeutendste tschechische Blatt Prags, sind eine Macht geworden und die in dieser Zeitung den Bauern in Bezug auf Landtagswahlen u. s. w. gegebenen Rathschläge werden meistens wie auf Commando befolgt. Der Anstoß, welchen diese mit lateinischen Lettern gedruckten Blätter anfangs erregten, ist bei der jüngeren Generation nicht mehr vorhanden; sie kennt bereits die neue Orthographie und die lateinischen Lettern, was bei den älteren Leuten nicht der Fall ist. Man nehme zu dem Einflusse dieser Blätter auf die Bauern, das nationale Wirken des Geistlichen und der Studenten, die während der Ferien gleich Aposteln auf dem platten Lande umherziehen und im tschechischen Sinne wirken, und man wird zugeben müssen, daß nach der volksthümlichen Seite bei den Bauern jetzt mehr als zuviel gethan wird. Die Früchte dieser Bestrebungen zeigen sich bereits. Einmal in Gährung und Fluß gebracht, bildet der tschechische Bauer entschieden eine Macht, wie die Hussitenkriege gezeigt haben. Ob diese Macht jedoch, unsern modernen Verhältnissen gegenüber, wenn sie einmal zum Auftreten gelangen sollte, von solcher entscheidenden Wirksamkeit sein kann, wie im fünfzehnten Jahrhundert, möchten wir stark bezweifeln.

Eine hübsche Seite der Tschechen ist auch ihre Musikliebe. Wenn wir uns in den Bauernhäusern näher umsehen, so fällt es auf, in den meisten derselben ein Musikinstrument zu finden; bald hängt eine Geige, eine Klarinette oder ein Flügelhorn an der Wand und ein oder mehrere Mitglieder der Familie haben es zu einer gewissen Fertigkeit auf den verschiedenen Instrumenten gebracht. Fast jedes Dorf hat seine eigene, aus Einwohnern bestehende Musikbande, die bei Tanz und Hochzeiten aufspielt und die ausgezeichneten österreichischen Regimentskapellen rekrutiren sich bekanntermaßen auch meistens aus Böhmen. Nennt der Landbewohner weiter nichts mehr sein eigen als die Geige, so nimmt er sie und zieht, begleitet von einigen Kameraden, hinaus ins Land oder weit in die Ferne, um mit dem geliebten Instrument sich seinen Unterhalt zu gewinnen. Diese Musikliebhaberei ist beiden, den Böhmen deutschen und slavischen Stammes, eigen. Es ist auffallend, mit welcher Leichtigkeit sie oft mehrere Instrumente handhaben, und wie dies ihnen gleichsam von Jugend auf angeboren ist. Einen Begriff von der weiten Verbreitung der Musikliebhaberei in Böhmen kann man sich wohl am besten danach machen, daß von 100 zum Militär eingestellten Rekruten in Böhmen drei ein Instrument zu spielen verstehn.

Der Tscheche ist jedoch nicht nur ausübender Musikant, er ist auch ein trefflicher Sänger, der, aus dem ureigensten Wesen seines Volkes heraus, herrliche Weisen zu erfinden vermag. In der Brust des tschechischen Volkes liegt ein tiefer Quell schöner Volkslieder, die, meist nach schwermüthigen Melodien gesungen, einen vorzugsweise slavischen Stempel tragen und sich den Liedern aller andern Völker dreist an die Seite stellen können. Diese Lieder, geboren vor Zeiten im Schooße des eigentlichen Volkes, nicht erfunden von Einzelnen, sondern herausgeschaffen gleichsam aus der Gesammtheit, wandern noch heute von Munde zu Munde, aus der Hütte in den Palast, aus dem Kreise

der Burschen und Mädchen im Dorfe in die Concertsäle Prags und anderer Städte.

Von Altersher schon sind die Tschechen ein sang- und musikbegabtes Volk. Noch existiren sehr alte Koledalieder; das Wenzelslied erwähnten wir schon, aber fast noch berühmter als dasselbe ist das sogenannte Adalbertslied Hospodine pomiluj ny, ein altes kyrillisches Volkslied, das mit Unrecht dem heiligen Adalbert zugeschrieben wird. Es ist lieblich und anmuthig, einfach und doch von innerer Glut durchweht. Unbezweifelte Nachrichten sagen, daß dieses Lied vom Volke bei wichtigen Veranlassungen gesungen wurde; so im Jahre 1039 am Grabe des heiligen Adalbert, 1055 bei der Wahl Herzog Spitinhews II. und 1260 in der Schlacht von Kroissenbrunn. In späterer Zeit mehren sich natürlich Composition und Lieder, die uns erhalten sind. Im 13. Jahrhundert finden wir an den böhmischen Königshöfen eigene Sänger oder Improvisatoren, welche Pěsnotvoř hießen; sie sangen bei Festlichkeiten ihre Gedichte oder recitirten Lieder; wo es lustig herging, da fehlten die Sänger nicht. Später, in der hussitischen Zeit, nahm der Gesang der Böhmen einen vorwiegend religiösen Charakter an, wie noch mehrere aus jener Epoche erhaltenen Lieder beweisen. So setzte Johann Hus ein stabat mater (Stála matka žalostivá) in Musik. Manche Gesänge eigneten sich die Böhmen auch im Laufe der Zeit von Fremden an, die sie heute für heimische Produkte ausgeben; so wuchsen ihre Lieder, mehrte sich die Zahl der Componisten und ward allgemein musikalische Bildung unter dem Volke verbreitet. Der Schulmeister und Geistliche gingen dem Volke auf dem Lande voran und dieses folgte. So wie jetzt noch, wurde auch schon im vorigen Jahrhundert in den meisten Dorfschulen Musikunterricht ertheilt; man legte damals fast noch größeres Gewicht auf die Musik als heute, so daß jeder, der den Grad eines Licentiaten auf der Prager Hochschule erlangen wollte,

sich einer strengen Musikprüfung unterwerfen mußte. Für soviel musikalische Kräfte hatte das Heimatland nicht Platz nebeneinander; eine große Zahl wanderte aus und trug in der Ferne nicht wenig mit zur musikalischen Bildung bei.

Aber eine so gewaltige Menge Musiker Böhmen auch lieferte, von Lumir bis auf Zvonař, kein einziger derselben hat die höchste Stufe erklommen; kein Tscheche, ja überhaupt kein Slave, reicht den Heroen anderer Völker in der Tonkunst nur das Wasser, keiner brachte es nur bis zum Tonsetzer zweiten Ranges. Wir haben wohl einzelne böhmische Lieder, Compositionen, auch ein Paar Opern — aber eine nationaltschechische Musik fehlt. Da diese aus der Nation heraus nicht erstand, so mußte zur Entschuldigung wiederum „die Ungunst der äußeren Verhältnisse" herbeigeholt werden, die stets bei den Tschechen dann in den Vordergrund geschoben wird, wenn sie ehrlicher sagen sollten: Wir vermögen es hierin andern Völkern nicht gleich zu thun, denn wir sind verschieden von ihnen. Der Engländer gesteht wenigstens ehrlich ein, daß seinem Volke die Begabung zur höheren Musik abgehe.

Wie der tschechische Bauer die Musik liebt, so auch den Tanz. Drängen sich auch allmählich Walzer, Schottisch und allerhand französische Tänze bei dem tschechischen Landvolke ein, so ist doch noch ein Kern eigenthümlicher nationaler Tänze übrig geblieben; denn der Tscheche ist ein geborener Tänzer, gleichwie er ein trefflicher Musikant ist. Er begnügt sich nicht mit den alten Tanzformen, sondern bildet sie um, variirt sie bis ins Unendliche und fügt ihnen neue, der Zeit angepaßte, hinzu. Ist die Dorfmusikbande nicht vorhanden, dann tritt die Harfe eines wandernden Musikanten, oder das „Flaschinettl" des Leierkastenmanns an ihre Stelle; man tanzt nicht nur im Wirthshaus, nein, auch draußen im Freien, in der engen Stube, oder die Magd, welche die Orgel vor dem Hause vernimmt,

wirft schnell die Arbeit bei Seite und dreht sich einmal mit der Bäurin in der Küche herum. Man kennt einen bayrischen Tanz (Baboračka), ein Rasirmesser (Břitva), eine Grille (Cvrček), einen Dudelsackpfeifer (Dudak), Uhlanen (Ulan), einen Enterich (Kačer), einen Hosentanz (Kalhoty), Wiegentanz (Kolíbavka), eine Kosackin (Kozačka), Kuh (Kráva), Kugeltanz (Kuželka), Manschester (manšestr), Rübchen (mrkvička), Mäuschen (myška), Sachsen (sasak), Bauern (sedlak), Schuster (švec), einen Judentanz (žid) u. s. w.

Auch die Polka, dieser in alle Salons und Länder eingeführte Tanz, ist tschechischen Ursprungs; über seine Entstehung erzählt Alfred Waldau*) folgendes: „Zu Anfang der dreißiger Jahre tanzte ein junges Bauernmädchen, das in Elbeteinitz bei einem Bürger im Dienste stand, eines Sonntagnachmittags zur eigenen Erheiterung einen Tanz, den es sich selbst erdacht und sang hierzu eine passende Melodie. Der dortige Lehrer, Namens Joseph Neruda, der zufällig anwesend war, schrieb die Melodie nieder, und der neue Tanz wurde kurz darauf zum ersten Male in Elbeteinitz getanzt. Um das Jahr 1835 fand er in der böhmischen Metropole Eingang und erhielt dort, wahrscheinlich wegen des in ihm vorwaltenden Halbschrittes, von dem tschechischen Worte půlka, d. i. die Hälfte, den Namen Polka. Vier Jahre später wurde er durch eine Abtheilung des Musikcorps der Prager Scharfschützen unter der Leitung des Kapellmeisters Pergler nach Wien gebracht, woselbst Musik und Tanz sich eines außerordentlichen Beifalls erfreuten. Im Jahre 1840

*) Wer sich für tschechische Tänze interessirt, dem können die beiden Werke dieses Autors „Böhmische Nationaltänze" (zwei Bändchen) und „Geschichte des böhmischen Nationaltanzes" empfohlen werden. Es ist darin wohl gelegentlich von „ausländischen Ignoranten, welche die Tschechen verunglimpfen" die Rede, allein das muß uns nicht abhalten, den hohen Kultureinfluß der Tschechen bezüglich der Tänze kennen zu lernen.

tanzte zuerst Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, diese böhmische Polka auf dem Odeontheater zu Paris mit ausgezeichnetem Erfolge, worauf derselben mit staunenswerther Schnelligkeit der Eingang in die eleganten Salons und Ballsäle von Paris gestattet wurde. Vor ihrer Einführung in die elegante Welt führte die Polka unter dem tschechischen Landvolk bei Jitschin, Kopidlno und Dimokur den Namen Nimra. Dieser Originalname starb aber schnell ab und nur die rhythmische Tanzmelodie hat sich erhalten. Das Liedchen zu dieser lautete:

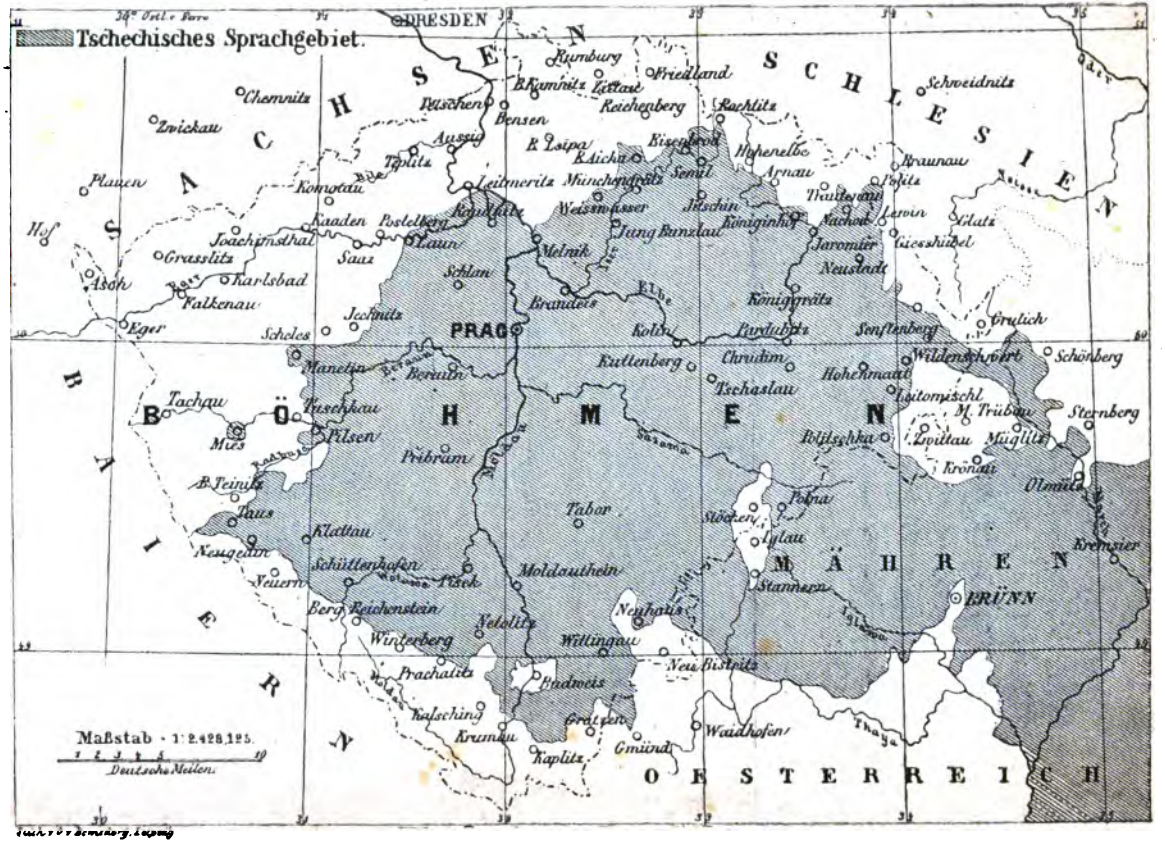
Onkel Nimra
Kauft 'nen Schimmel
Kauft um fünfthalb Thaler ihn.

Auch die Polka tremblante ist nichts anderes als der tschechische Třasák oder Zitterer. Also: die Polka ist ein tschechischer Originaltanz; wer sie tanzt und Freude daran findet, möge sich dabei auch dankbar der Tschechen erinnern.

Druck von E. Pöschel & Co. in Leipzig.

Berichtigung.

Seite 176, Z. 6 v. o., Seite 189, Z. 1 v. o. und Seite 195, Z. 1 v. u., muß Palaßky gelesen werden.



Sprachenkarte Böhmens.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

3 May'63 DM	
REC'D LD	
MAY 26 1963	

LD 21A–50*m*-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

M41042 DB199 A6

Andree, R
Tschechische gänge

M41042 DB 197 A6

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY